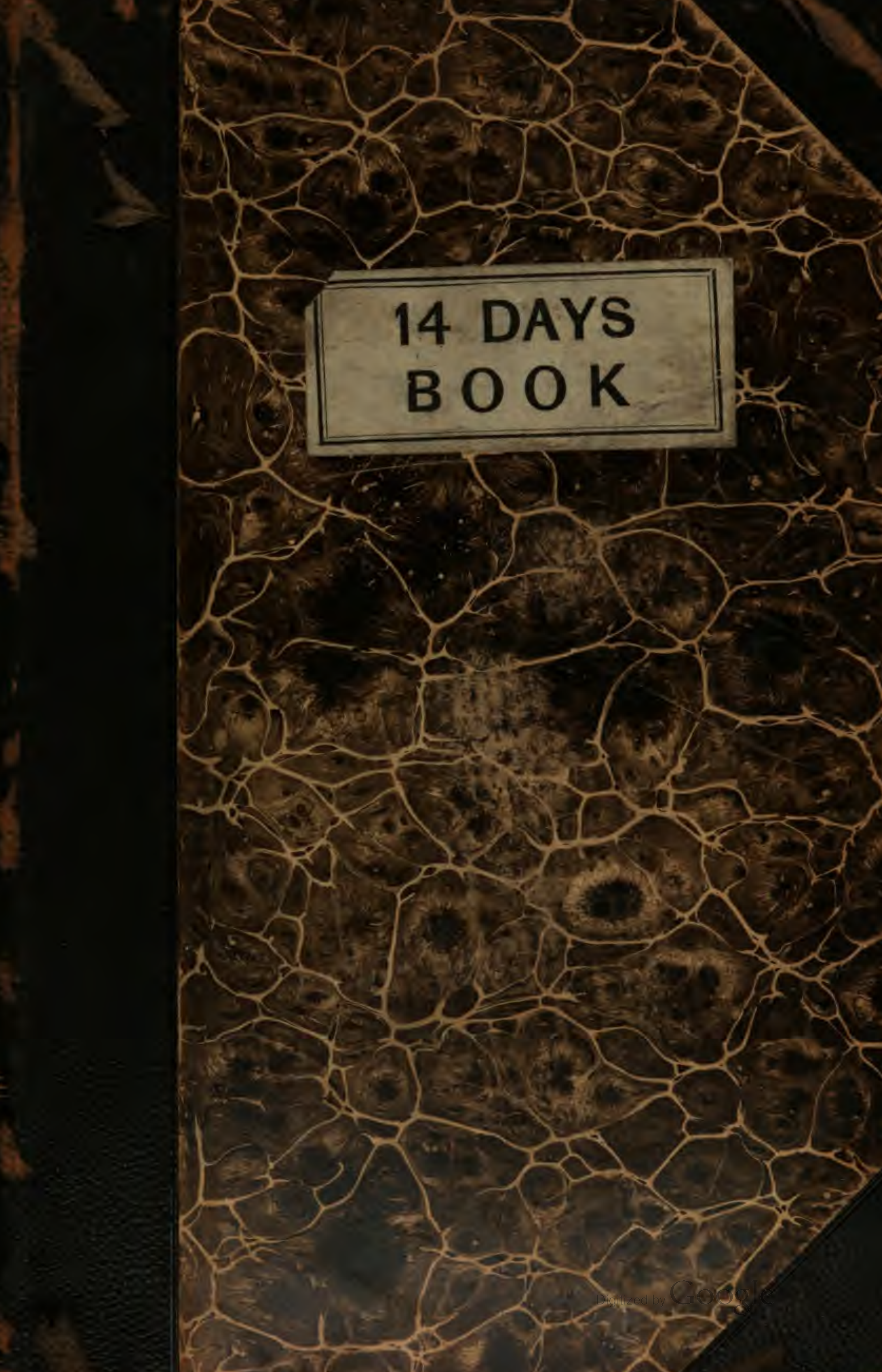
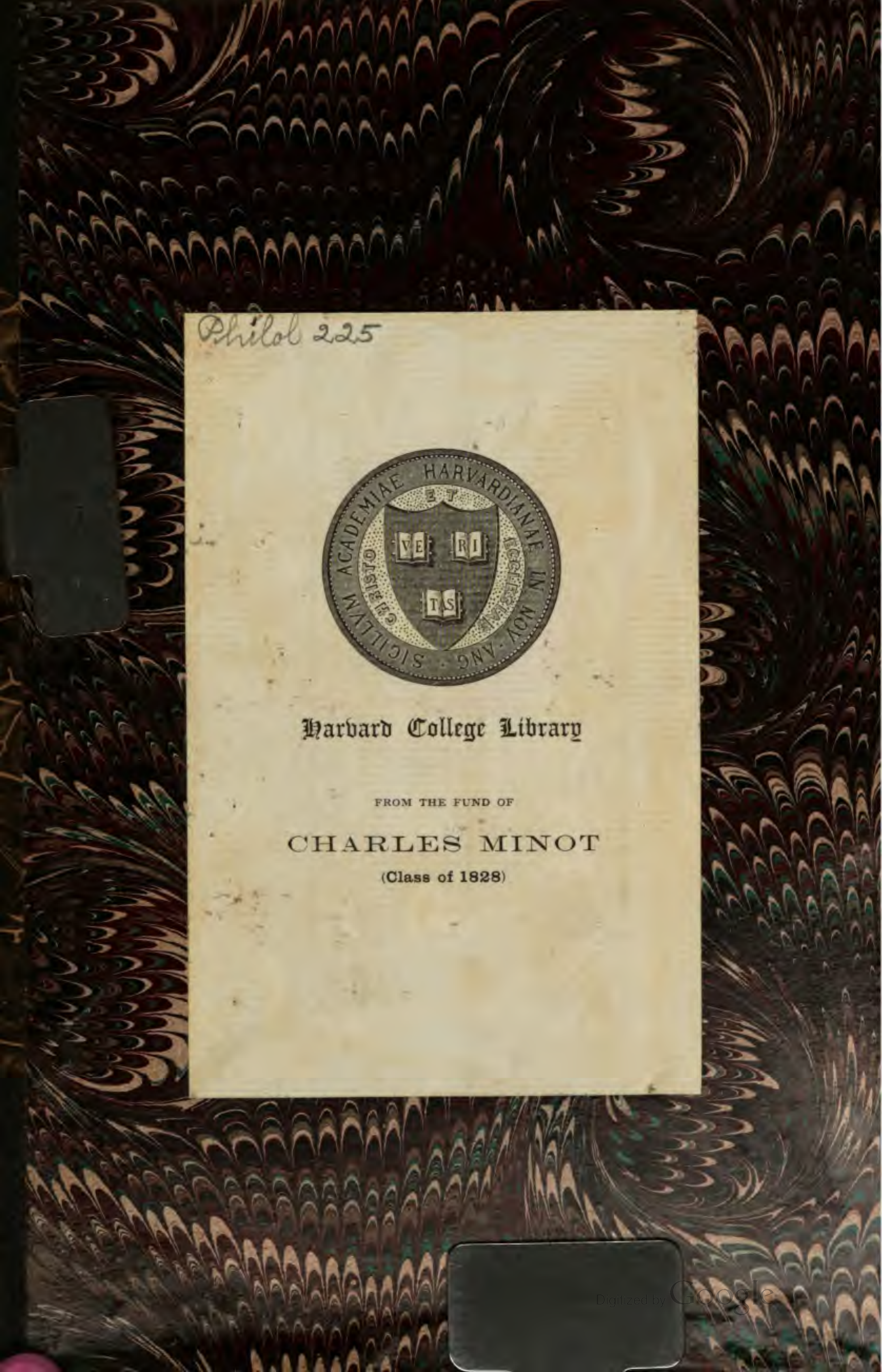

14 DAYS
BOOK



Philol 225
SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS



VERHANDLUNGEN

DER SIEBENUNDVIERZIGSTEN

VERSAMMLUNG DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN HALLE A. D. SAALE

VOM 7. BIS 10. OKTOBER 1903

IM AUFTRAGE DES PRÄSIDIUMS ZUSAMMENGESTELLT VON

DR. MAX ADLER
OBERLEHRER AN DER LATEINISCHEN HAUPTSCHULE
DER FRANCKESCHEN STIFTUNGEN



LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1904



Inhaltsverzeichnis.

I. Allgemeine Sitzungen.

II. Philologische Sektion.

III. Pädagogische Sektion.

IV. Archäologische Sektion.

V. Germanistische Sektion.

VI. Historisch-epigraphische Sektion.

XI. Mathematische Sektion.

Vorstandsliste.

Präsidenten:

1. Geh. Rat Prof. Dr. Dittenberger-Halle.
2. Geh. Rat Prof. D. Dr. Fries-Halle.

Schriftführer:

Oberlehrer Brey-Magdeburg.
Oberlehrer Dr. Consbruch-Halle.
Prof. Genest-Halle.
Privatdozent Dr. Waser-Zürich.

Vorsitzende der Sektionen.

1. Der philologischen Sektion:

Prof. Dr. Wissowa-Halle.
Propst Prof. Dr. Urban-Magdeburg.

2. Der pädagogischen Sektion:

Rektor Dr. Rausch-Halle.
Rektor Prof. Dr. Muff-Pforta.

3. Der archäologischen Sektion:

Prof. Dr. Robert-Halle.
Gymnasialdirektor Prof. Dr. Richter-Berlin.

4. Der germanistischen Sektion:

Prof. Dr. Strauch-Halle.
Prof. Dr. Matthias-Burg.

5. Der historisch-epigraphischen Sektion:

Prof. Dr. Wilcken-Halle.
Gymnasialdirektor Dr. Albracht-Naumburg.

6. Der romanistischen Sektion:

Prof. Dr. Wiese-Halle.
Prof. Dr. Risop-Berlin.

7. Der englischen Sektion:

Prof. Dr. Wagner-Halle.
Prof. Dr. Regel-Halle.

8. Der indogermanistischen Sektion:

Geh. Hofrat Prof. Dr. Brugmann-Leipzig.
Prof. Dr. Schrader-Jena.

9. Der orientalischen Sektion:

Prof. Dr. Praetorius-Halle.
Prof. Dr. Fischer-Leipzig.

10. Der mathematischen Sektion:

Prof. Dr. Wangerin-Halle.
Oberrealschuldirektor Dr. Schotten-Halle.

Allgemeine Sitzungen.

Erste allgemeine Versammlung
in der Aula der Universität.

Mittwoch, den 7. Oktober 1903, um 10 Uhr.

Vorsitzender: Der 1. Präsident Geh. Rat Prof. Dr. Dittenberger.

Der erste Vorsitzende eröffnete die Sitzungen mit folgender Rede:

Hochansehnliche Versammlung!

Wenn wir heute aus allen Ländern deutscher Zunge Philologen und Schulmänner in stattlicher Zahl hier zusammenströmen sehen, so muß uns das mit lebhafter Genugtuung erfüllen, es muß die frohe Zuversicht in uns erwecken, daß der Gedanke, der vor beinahe siebzig Jahren zur Begründung der deutschen Philologenversammlung geführt hat, auch heute noch lebendig und triebkräftig ist. Aber so erfreulich das ist, so ist es doch einigermaßen überraschend. Denn wie hat sich die Welt, wie hat sich unser deutsches Vaterland in diesen zwei Menschenaltern verwandelt! Nicht an die Außenseite der Dinge, nicht an das, was uns zunächst ins Auge fällt, denke ich dabei vornehmlich. Allerdings, wohin wir auch blicken, auf die politische Verfassung unseres Volkes, auf seine ökonomische Lage, auf seine soziale Schichtung oder seine technische Leistungsfähigkeit, auf sein tägliches Leben bis hinab zu den unscheinbarsten Gewohnheiten, überall tritt uns ein ungeheurer Abstand zwischen unseren Tagen und denen unserer Großväter entgegen. Wohl möchte ein Deutscher, dessen Kindheit in jene stillen dreißiger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts gefallen wäre, wenn er heute als Greis nach langer Abwesenheit in die Heimat zurückkehrte, in die schmerzliche Klage des alten deutschen Sängers einstimmen, daß Land und Leute, wo er von Kindheit auf erzogen sei, ihm so fremd geworden, als sei alles Lug und Trug. Und gewiß sind auch unsere Versammlungen von

diesem Wandel der Dinge nicht unberührt geblieben. Um nur auf eins hinzuweisen: Konnte man nicht schon seit einigen Jahrzehnten die Behauptung bis zum Überdruß wiederholen hören, alle derartigen Wanderversammlungen hätten sich überlebt, es sei kein Bedürfnis nach ihnen mehr vorhanden, weil die staunenswerte Entwickelung der Verkehrsmittel die Anknüpfung persönlicher Beziehungen zwischen den Fachgenossen auch ohne besondere Veranstaltungen so sehr erleichtere? Ganz richtig ist das wohl nicht, wenigstens spricht die Erfahrung sehr vernehmlich dagegen; nicht nur unsere Philologenversammlung zeigt noch keineswegs ein hippokratisches Gesicht, sondern auch ihre um wenige Jahre ältere Schwester, die Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, hat eben in diesen Tagen in Kassel einen höchst erfreulichen Beweis von Lebenskraft und Jugendfrische gegeben, und ebenso gedeiht und blüht eine große Anzahl anderer Kongresse. Aber unleugbar liegt jenen stark übertreibenden Urteilen doch ein gewisses Maß von Wahrheit zugrunde, und wohlweislich hat die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner mit Rücksicht darauf vor einiger Zeit beschlossen, nur noch alle zwei Jahre zusammenzutreten, eine Maßregel, die sich, soweit man nach der bisherigen Erfahrung urteilen kann, als durchaus zweckmäßig bewährt hat.

Indes das sind doch Nebensachen; viel tiefgreifender und bedeutender sind die Wirkungen des Umschwungs im geistigen Leben unserer Nation, der in diesen siebzig Jahren eingetreten ist. Nur Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit könnten je verkennen, daß der Gegensatz zwischen einst und jetzt in den Interessen und Bestrebungen, im Fühlen und Denken des deutschen Volkes nur noch schroffer und tiefer ist als in den äußeren Bedingungen und Formen seines Lebens und Daseins und am schroffsten gerade auf denjenigen Gebieten, mit denen unsere Versammlung es zu tun hat. Unter Philologie verstand man zur Zeit, wo diese Versammlung zum erstenmal zusammentrat, kurz und gut das Studium des griechischen und römischen Altertums. Zwar die wissenschaftlichen Großtaten der Bopp und Pott, der Grimm und Lachmann und Diez, durch die die jungen Wissenschaften der indischen, deutschen, romanischen Philologie und der vergleichenden indogermanischen Sprachwissenschaft der altehrwürdigen klassischen Altertumswissenschaft zur Seite traten, die waren alle schon getan, als der erste Philologenkongreß zusammentrat; aber noch hatten sie nicht in weitere Kreise gewirkt, noch bestanden nicht größere geschlossene Gruppen von Berufsgenossen, die in einem dieser Fächer das Ge-

biet ihrer Lebensarbeit erkannten; daraus ergab sich eine geradezu beneidenswerte geistige Interessengemeinschaft zwischen allen Gliedern der Versammlung. Das soll nicht heißen, daß ungetrübte Eintracht und Harmonie, ungestörter Friede geherrscht habe. Ganz im Gegenteil; nicht nur ist ein so idyllischer Zustand unter Philologen wohl überhaupt niemals dagewesen, sondern gerade damals wütete der Kampf zwischen der Hermannschen und Böckhschen Schule mit einer Heftigkeit, die wir heute um so weniger begreifen, als es klar zutage liegt, wie sehr doch in diesem Streit beide Teile recht gehabt haben. Aber man stand doch auf demselben Boden, es war eine Sache, um die man kämpfte, eine Lebensaufgabe, der man sich mit Begeisterung hingab, so verschieden man auch über den richtigen Weg zu ihrer Lösung urteilen mochte. Wie anders heute! Nicht nur von außen herein, durch Begründung jener neuen philologischen Disziplinen, sondern auch von innen heraus ist jene Einheit gestört worden durch eine Entwickelung der klassischen Philologie, die an sich zweifellos einen großen wissenschaftlichen Fortschritt bedeutet. In den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts beruhte die Erforschung des griechischen und römischen Altertums zwar keineswegs ausschließlich, aber doch noch in unvergleichlich höherem Maße als heute, auf dem Studium der Überreste der antiken Buchliteratur. Erst die Befreiung Griechenlands von der Türkenherrschaft gab den ersten Anstoß zu einer energischen Durchforschung des Schauplatzes, auf dem die althellenische Kulturentwickelung verlief, und der monumentalen Überreste, die sie dort hinterlassen hat. Und wer wüßte nicht von dem grandiosen Wettkampfe aller gebildeten Nationen der Erde, durch den seitdem von Jahrzehnt zu Jahrzehnt diese Bestrebungen fortgeführt worden sind, von der staunenswerten Fülle der Ergebnisse, die sie zutage gefördert haben? Was die Zuverlässigkeit und Vollständigkeit unseres Wissens vom griechischen und römischen Altertum und mehr noch die Lebendigkeit unserer Anschauung desselben dadurch gewonnen hat, das kann man kaum überschätzen. Und ganz gewiß ist die wissenschaftliche Beschäftigung mit diesen Denkmälern ebensogut Philologie wie das Studium der Literatur; aber die Beschränkung der menschlichen Natur und ihrer Leistungsfähigkeit mußte doch unausbleiblich dazu führen, daß, oft zum großen Nachteil der Sache, nur die wenigsten sich gleich eindringend mit den monumentalen wie mit den literarischen Resten des Altertums vertraut machen konnten, und daß demnach der Archäologe und, obgleich in geringerem Maße, auch der Epigraphiker neben

dem Philologen als Vertreter einer selbständigen, wenn auch verwandten Wissenschaft erschien.

Kaum geringer als in der Wissenschaft selbst zeigt sich die gegenwärtige Vielgestaltigkeit gegenüber der ehemaligen Einheit im Unterrichtswesen. Mag schon das Verhältnis zwischen Schule und Universität jetzt gegen früher minder innig sein, so hat sich innerhalb des Schulwesens selbst eine Entwickelung vollzogen, die der eben geschilderten wissenschaftlichen außerordentlich ähnlich ist. Denn vor zwei Menschenaltern gab es doch eigentlich nur eine höhere Lehranstalt, die ehrwürdige Schöpfung des Reformationszeitalters, die deutsche Gelehrtenschule in ihrer durch den modernen Klassizismus des ausgehenden achtzehnten und beginnenden neunzehnten Jahrhunderts verjüngten Gestalt, das humanistische Gymnasium. Freilich reichen hier verheißungsvolle Ansätze und Keime zu andersartigen Bildungen noch ungleich weiter zurück, als in der wissenschaftlichen Forschung; es darf nicht verschwiegen werden, daß bereits 1706 hier in Halle Christoph Semler eine Anstalt begründete, die er nicht nur Realschule nannte, sondern die bei aller Verschiedenheit im einzelnen doch dem, was wir heute mit diesem Namen bezeichnen, ihrem ganzen Wesen nach verwandt war. Andere Versuche sind gefolgt, und man kann durchaus nicht sagen, daß sie fehlgeschlagen seien; aber vereinzelte Ausnahmen waren und blieben derartige Anstalten, bis etwa seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die aus langem Schlummer erwachte exakte Naturforschung und in ihrem Gefolge die von Tag zu Tag zu großartigeren Leistungen fortschreitende Technik ihren Siegeszug durch das verarmte Deutschland hielten und seine ökonomischen und sozialen Verhältnisse von Grund aus umgestalteten. Im Zusammenhang mit dieser Umwälzung, die unsere Nachkommen allezeit mit stolzer Freude zu den großartigsten und segensreichsten Kulturfortschritten des neunzehnten Jahrhunderts zählen werden, trat die Realschule als höhere Bildungsanstalt mit dem Anspruch auf volle Gleichberechtigung neben das alte Gymnasium, nicht ohne die Kampfesfreude und Siegeszuversicht, die neu in die Kulturentwickelung eintretenden Mächten eigen zu sein pflegt. Und bei diesem Dualismus ist es nicht geblieben; bald ging aus der verschiedenen Auffassung des Verhältnisses der Realanstalten zum lateinischen Unterricht eine weitere Spaltung hervor, die unter wechselnden Namen doch in der Sache dauernd sich erhalten hat. Und endlich hat in neuerer Zeit der Versuch, die Vorzüge beider Schulkategorien zu vereinigen und so die Einheit des höheren

Schulwesens trotz aller Schwierigkeiten doch zu erhalten, ein Unternehmen, das unter allen Umständen höchst dankenswert ist, wie auch die Erfahrung über die Durchführbarkeit desselben entscheiden möge — dieser Versuch hat wieder zur Begründung einer anderen Kategorie von höheren Lehranstalten geführt. Also wie in der Wissenschaft, so in der Schulpraxis, wohin wir blicken Vielgestaltigkeit, Zersplitterung, oft sehr heftiger Antagonismus gegenüber der einstigen Einheit und Geschlossenheit.

Da drängt sich denn die Frage auf: Wie kommt es, daß trotz alledem unsere Versammlungen sich lebenskräftig erhalten haben, wodurch ist es ihnen gelungen, alle die Gegensätze, die sie in sich schlossen, glücklich zu überwinden oder wenigstens unschädlich zu machen? Selbstverständlich sind sie von ihnen nicht unberührt geblieben. Die einschneidendste Änderung, die bis auf den heutigen Tag in der Verfassung der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner eingetreten ist, die Gliederung derselben in Sektionen, geht unverkennbar auf jenen Wandel der Dinge in Wissenschaft und Schule zurück. In den ersten sieben Jahren ihres Bestehens wußte man von Sektionen noch nichts, dann hat es zwei weitere Jahrzehnte gedauert, bis die Zahl auf fünf angewachsen war; heute sind es zehn, doch ist diese Zahl auf einigen der letzten Zusammenkünfte schon überschritten worden. Über Wert und Berechtigung dieser Neuerung sind auch heute noch die Meinungen geteilt; die Ansicht, daß die immer zunehmende Spaltung in Sektionen schließlich doch zum Untergang der ganzen Institution führen werde, hat auch heute noch unter namhaften Philologen ihre Vertreter. Indes ist dieser Pessimismus wohl kaum berechtigt, denn es hat sich immer noch als ausführbar erwiesen, einerseits durch zweckmäßige Auswahl der Vortragenden und der Gegenstände für die allgemeine Sitzung, anderseits durch Vereinigung mehrerer verwandter Sektionen zu gemeinsamen Verhandlungen der Tendenz zum Auseinanderfallen, die ja gewiß in der Institution liegt, ein kräftiges Gegengewicht zu bieten. Sodann aber hat die Einführung der Sektionen die durchschlagendste von allen Rechtfertigungen für sich, die Notwendigkeit. Denn wenn die Versammlung mit hartnäckiger Konsequenz darauf bestanden hätte, sich in völlig ungegliederter Einheitlichkeit zu erhalten, so würde sie wohl nicht imstande gewesen sein, sich zu behaupten.

Ist dies nun eine endgültige und erschöpfende Beantwortung der aufgeworfenen Frage? Gewiß nicht; denn noch niemals hat eine Institution, die wirklich überlebt, innerlich abgestorben war,

sich durch solche Akkommodationen und Konzessionen aufrechtzuerhalten vermocht. Die wahre Ursache des lebendigen Fortbestehens unserer Versammlung liegt tiefer. Sie ist darin zu suchen, daß wir doch alle von dem Bewußtsein durchdrungen sind, ein und derselben hohen und herrlichen Sache zu dienen, der höheren geistigen Bildung unseres deutschen Volkes. Die selbstlose Hingabe an dies ideale Ziel schließt Meinungsverschiedenheiten, ja hartnäckige Kämpfe nicht aus; ja man kann sagen, die Heftigkeit dieser Kämpfe entspringt zum Teil geradezu aus ihr; denn je ernster es dem einzelnen mit dem Bemühen ist, jene ebenso große wie schwierige Aufgabe zu erfüllen, mit um so leidenschaftlicherem Eifer wird er den Weg zum Ziel, der ihm nach Maßgabe seiner Erfahrung und seines Nachdenkens als der richtige erscheint, gegen abweichende Ansichten verteidigen. Aber wenn die Verständigung unleugbar sehr erschwert ist, so liegt doch kein Grund vor, an ihrer Möglichkeit zu verzweifeln. Und diese Überzeugung gibt mir den Mut, hier von einer tief einschneidenden Maßregel der allerneuesten Zeit zu reden, die in unserem Kreise außerordentlich verschieden beurteilt wird, nämlich von der Gleichstellung des Gymnasiums, des Realgymnasiums und der Oberrealschule als Vorbildungsanstalten für das akademische Studium. Gewiß wird auch nach dieser gesetzgeberischen Anordnung der Streit darüber nicht aufhören, ob wirklich diese drei Anstalten gleich fähig und geeignet sind, zum Universitätsstudium vorzubereiten. Indes hierbei zu verweilen und etwa meine persönliche Meinung darüber auszusprechen und zu begründen, verbietet sich von selbst an dieser Stelle und in dieser Stunde, wo es gilt, das zum Ausdruck zu bringen, was uns vereinigt, nicht was uns trennt. Aber eben darum darf ich auf eine andere Seite der Sache hinweisen, über die wohl keine Meinungsverschiedenheit besteht, auf einen unschätzbaren Vorteil, den die geänderte Lage der Dinge mit sich bringt: Bisher drehte sich der Kampf vor allem um wirkliche oder vermeintliche Vorrechte oder Benachteiligungen, und dies hat nicht wenig dazu beigetragen, ihn zu verbittern und ihn unfruchtbar zu machen. Diese Frage scheidet jetzt aus. Die Bahn ist frei. Der Streit wird fortdauern, aber er wird einen anderen Charakter annehmen; nun gilt erst, daß jede Schule mit Zusammenfassung aller ihrer Kräfte den Wert der Bildung, die sie gewährt, der Nation durch die Tat beweise; und mit je leidenschaftlicherem Eifer dieser Wettkampf geführt wird, desto reicheren Segen wird er dem Geistesleben unseres Volkes bringen. Wahrlich, wenn jemals, gilt hier das alte hellenische Dichterwort ἀγαθὴ δ' ἔρις

ἤδε βροτοῖσιν. Wenn wir aber hiernach Grund haben, der weiteren Entwickelung der höheren Bildung in unserem teuren Vaterlande getrosten Mutes entgegenzusehen, so kann ein Rückblick auf die Vergangenheit unsere frohen Hoffnungen für die Zukunft nur bestärken, vor allem wenn wir die Erinnerungen, die an dem Ort unserer diesjährigen Tagung haften, in uns wachrufen. Denn wir stehen hier auf klassischem Boden. Die drei mächtigen Bewegungen, die sich im Geistesleben unseres Volkes vom Ende des siebzehnten bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts abgelöst und in dem gesamten Unterrichtswesen die tiefsten Spuren zurückgelassen haben, sie alle haben hier zwar nicht ihre Geburtsstätte, wohl aber den Schauplatz gefunden, auf dem sie besonders wirksam eingegriffen und vor allem das Unterrichtswesen aufs tiefste beeinflußt haben. Ich brauche nur auf die Männer hinzuweisen, in denen sie hier ihre typischen Repräsentanten finden, der Pietismus in dem Gründer des Halleschen Waisenhauses, der Rationalismus in dem großen Pädagogen August Hermann Niemeyer, der Neuhumanismus in dem Wiedererwecker der klassischen Studien. Dreimal ist von hier ein Licht ausgegangen, das weithin über Deutschland strahlte. Daß es dabei nicht nur an Gegensätzen, sondern auch an Kämpfen von beispielloser Erbitterung nicht fehlte, ist weltbekannt, aber den dauernden Gesamtertrag dieser durch- und oft gegeneinander wirkenden Bestrebungen kann jeder besonnen Urteilende nur als höchst wertvoll und erfreulich betrachten. Versuchen wir, uns die machtvollen Persönlichkeiten August Hermann Franckes und Friedrich August Wolfs lebendig zu vergegenwärtigen, so müssen wir gestehen, daß es schwer hält zwei Männer zu finden, in ihrem ganzen Wesen so grundverschieden, ja so gegensätzlich, wie diese beiden, der fromme strenggläubige Christ und der skeptische moderne Hellene, der hilfreiche Freund der Armen und Niedrigen und Verkommenen und der Aristokrat des Geistes, der Mann des praktischen Lebens und der Bahnbrecher der wissenschaftlichen Forschung, der Schulmann von Gottes Gnaden und der akademische Dozent ohnegleichen. Wer möchte zweifeln, daß diese beiden, wenn sie Zeitgenossen gewesen wären, die bittersten Feinde gewesen sein würden? Und doch, wer kann bestreiten, daß die Lebensarbeit beider nicht nur ihren Zeitgenossen, sondern auch allen folgenden Generationen unserer Nation zu reichem Segen gediehen ist?

Wenn wir in allen Wirren und Zwistigkeiten der Gegenwart unseren Mut an dieser tröstlichen Erfahrung der Vergangenheit aufrichten, so dürfen wir wohl hoffen, daß die deutsche Wissenschaft und ihre Lehre in Schule und Universität auch in Zukunft

ihrer schweren Aufgabe, den kostbaren Schatz nationaler Bildung zu wahren und zu mehren, sich gewachsen zeigen und daß auch die Philologenversammlung an ihrem bescheidenen Teil dazu beitragen werde.

Aber das Gelingen hängt nicht allein von uns ab, es bedarf dazu auch des Verständnisses, des Widerhalls, die unsere Bestrebungen in weiten Kreisen des Volkes finden, und der Förderung, die uns von daher zufließt. Und vor allem richten sich unsere Blicke naturgemäß, wenn wir uns Rechenschaft davon geben wollen, wem wir Aufmunterung, Ermutigung und Unterstützung in unseren Bemühungen verdanken, auf das hohe Oberhaupt des deutschen und des preußischen Gemeinwesens, unseren allgeliebten und allverehrten Kaiser. Daß der erhabene Herrscher unserer Versammlung die gnädigste Teilnahme zugewendet, daß er huldvollst einen namhaften Beitrag zu den Kosten derselben bewilligt hat, sei mit ehrfurchtsvollem Danke hervorgehoben. Aber verdanken wir nicht auch die Voraussetzungen einer gedeihlichen Wirksamkeit auf unserem Gebiete der unablässigen Sorge und umsichtigen Tatkraft, mit der unser Kaiser und König den Frieden aufrechtzuerhalten und immer mehr zu sichern bemüht ist und der warmen, verständnisvollen Teilnahme, die er der Förderung der Geistesbildung nach allen Seiten hin zuwendet? So lassen Sie uns denn unser Tagewerk beginnen mit dem Rufe: Seine Majestät unser allergnädigster Kaiser, König und Herr, er lebe hoch!

Darauf wurden nach dem Vorschlag des Vorsitzenden folgende vier Herren zu Schriftführern für die allgemeinen Sitzungen gewählt:

Oberlehrer Brey aus Magdeburg und Privatdozent Dr. Waser aus Zürich, Oberlehrer Dr. Consbruch und Prof. Genest aus Halle.

Sie nahmen ihre Plätze ein.

Sodann erhob sich der Herr Geh. und Oberregierungsrat E. Trosien aus Magdeburg, um im Namen des Herrn Ministers für geistliche, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten sowie des Herrrn Oberpräsidenten der Provinz Sachsen die Versammlung zu begrüßen. Er sprach:

Meine Herren! Es ist mir von Sr. Exzellenz dem Herrn Unterrichtsminister der ehrenvolle Auftrag geworden, die 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in seinem Namen zu begrüßen und ihr auszusprechen, wie er mit besonderem Interesse ihre Beratungen begleitet und von ihren Ergebnissen für die

Förderung der Wissenschaft und des höheren Schulwesens die günstigsten Erfolge erhofft.

Auch Se. Exzellenz der Oberpräsident der Provinz, Herr v. Bötticher, der heute leider am Erscheinen verhindert ist, hat mir aufgetragen, der Versammlung seine Grüße zu überbringen.

Meine Herren! Die Versammlung tagt diesmal in einer Provinz, die allzeit durch pädagogische Bestrebungen und durch tüchtige Schulen berühmt gewesen ist, und in einer Stadt, die von jeher die philologische Wissenschaft und die praktische Pädagogik gepflegt hat, und die man als die Wiege des höheren Lehrerstandes bezeichnen kann. Hier hat Friedr. Aug. Wolf seine Tätigkeit entfaltet, hier hat er nicht bloß sein Hauptwerk, die „Prolegomena", geschrieben, sondern auch alle Kräfte dafür eingesetzt, einen höheren Lehrerstand überhaupt zu schaffen, das höhere Lehramt von dem geistlichen abzuscheiden und für die vaterländischen Schulen tüchtige, gründlich unterrichtete, mit dem Geiste des klassischen Altertums erfüllte Männer heranzubilden.

Seitdem hat sich der höhere Lehrerstand mit der weiteren und reicheren Entwickelung der Wissenschaft in verschiedene Zweige entwickelt; aber daß hier die Lehrer aller Fakultäten, wenn sie auch ihre eigenen Angelegenheiten in besonderen Sektionen verhandeln, sich doch zu gemeinsamen Sitzungen vereinigen, ist ein Beweis dafür, daß alle von demselben Geist erfüllt sind und alle zu demselben Ziele hinstreben. Die verschiedenen Zweige der Wissenschaft stellen sich in den Dienst der Bildung und der Erziehung der Jugend, und so ist zu hoffen, daß die Beratungen der Versammlung allen Arten der höheren Schulen zugute kommen und daß sowohl die humanistischen wie die Realanstalten sich der gemeinsamen Aufgabe der allgemeinen geistigen, sittlichen und nationalen Heranbildung der Jugend immer bewußt bleiben.

Meine Herren! Die Gegensätze, von denen der Herr Vorsitzende gesprochen hat, waren innerhalb des höheren Schulwesens wenigstens in den Keimen schon bei der Begründung des Vereins deutscher Philologen und Schulmänner vorhanden. Als der Verein von den bedeutendsten Gelehrten ihrer Zeit, einem Jakob und Wilhelm Grimm, Lachmann, Pott, Ritschl, Welcker, Bergk, Kohlrausch, Thiersch u. a. ins Leben gerufen wurde, bestimmte das Statut vom 20. September 1837 als Zweck des Vereins: 1. das Studium der Philologie in der Art zu fördern, daß es die Sprachen und die Sachen in gleicher Weise umfaßte, und 2. die Methoden des Unterrichtes mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu gestalten und die doktrinellen Gegensätze in den Systemen und Richtungen auf den

verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichtes nach Möglichkeit auszugleichen. Sprachunterricht und Sachunterricht, Ausgleichung der doktrinellen Gegensätze in den verschiedenen Richtungen des höheren Schulwesens, des öffentlichen Unterrichtes hat sich damals der Verein zum Zweck gestellt. Ich brauche nicht auszuführen, in welcher Weise diese Forderungen auch für die Zukunft geltend gewesen sind. Auch die neuen Lehrpläne von 1901, die in Preußen erschienen sind, und die, wir hoffen es wenigstens, auf lange Zeit einen Abschluß der Schulreform bilden werden, tragen diesen Forderungen Rechnung.

Das Wesentliche und Neue ist allerdings — und das kann man ja auch als eine Forderung bei der Gründung des Vereins bezeichnen —, daß die drei Arten der höheren Schulen einander gleichgestellt sind und im wesentlichen gleiche Berechtigungen erhalten haben. Meine Herren! Es ist damit die Ursache des alten Streites beseitigt; jede Schule soll sich nach ihrer Eigenart entwickeln, und sie soll zeigen, wie sie mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln das gemeinsame Ziel der allgemeinen geistigen, sittlichen, nationalen und religiösen Bildung zu lösen imstande ist. Es ist ein Beweis des Geistes und der Kraft, es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist, und hoffen wir, daß dieser eine Geist sich immer mehr und mehr geltend macht.

Ich schließe, meine Herren, mit dem Wunsche, daß die Beratungen der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner nicht bloß die Wissenschaft, sondern auch die Erkenntnis der Mittel und Wege fördern möge, welche zur allgemeinen Bildung der Jugend führen. Die Erziehung der Jugend ist das wichtigste Amt, denn von der Art und Weise der Bildung der Jugend hängt die Zukunft unseres Volkes ab. Das Amt des Lehrers ist darum das wichtigste, das idealste, aber auch das schwierigste. Mögen alle Mitglieder der Versammlung neue Antriebe mitnehmen, neue Kraft, neues Streben und neue Begeisterung!

Darauf ergriff als Vertreter der Stadt Halle der Oberbürgermeister Herr Geh. Regierungsrat Staude das Wort:

Hochgeehrte Damen und Herren! Gestatten Sie auch mir als dem Vertreter der Stadt Halle ein bescheidenes Wort des Willkommens. Es gereicht mir zur hohen Genugtuung und Ehre, daß ich Ihnen Grüße der städtischen Behörden überbringen darf, und ich darf hinzufügen, daß die Bürgerschaft von Halle bis in die weitesten Kreise hinein hoch erfreut dadurch ist, daß die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in unseren Mauern tagt. Wir sind darüber um so mehr erfreut und um so höher be-

glückt, weil es ja nicht das erstemal ist, daß die deutsche Philologenversammlung in Halle ihre wichtigen Beratungen abhält. Es sind zwar schon einige Jahrzehnte vergangen, seit zum ersten Male diese Versammlung hier tagte, aber es gibt noch manche hier in Halle und es gibt noch Mitglieder der städtischen Behörden, die an jener wichtigen Versammlung teilgenommen haben und sich ihrer erinnern und ihrer Erfolge gedenken.

Wir Hallenser und namentlich die städtischen Behörden sind immer darauf bedacht gewesen, unser Schulwesen zu pflegen, und ich habe es immer für meine wichtigste Aufgabe gehalten, an der Leitung der städtischen Schulverwaltung, des niederen wie höheren Schulwesens, teilzunehmen, und wenn wir auch uns nicht anmaßen dürfen, zu behaupten, daß wir auf der Höhe stehen mit diesen Einrichtungen, so darf ich doch das sagen, daß es allzeit unser Bestreben war und sein wird, das Schulwesen in allen Teilen zu pflegen und zu heben.

Und deshalb hören wir und werden wir mit Aufmerksamkeit auf das hören, was bei diesem Philologenkongreß hier in Halle verhandelt wird, und ich wünsche von ganzem Herzen, daß Ihre Arbeiten und Verhandlungen, meine Herren, Ihnen zur Genugtuung und in wissenschaftlicher wie gemeinnütziger Beziehung dem allgemeinen Ganzen, unserem lieben Vaterlande und unserer Jugend zum Nutzen gereichen möge.

Wir wünschen auch, meine Herren, daß Sie sich in der Stadt Halle wohl fühlen. Gott sei Dank grüßt uns die Sonne; sei sie unser Bundesgenosse, daß auch Ihr Herz heiter sei und bleibe und daß Sie neben Ihren Arbeiten und nach Ihren Arbeiten sich hier in Halle erquicken und wohl fühlen können.

Aus diesem Wunsche heraus bitte ich Sie dringend, daß Sie die bescheidene Darbietung der Stadt Halle freundlich annehmen mögen, daß Sie, meine Herren, nicht fehlen mögen morgen in der Festvorstellung in unserem Theater und daß Sie übermorgen alle antreten zu dem bescheidenen Bierabend im Neuen Rathause.

Und wenn Sie dann Halle verlassen, bewahren Sie uns ein freundliches Andenken und kommen Sie wieder nach Halle. Wir Hallenser werden alle stolz und glücklich darüber sein.

In diesem Sinne heiße ich Sie noch einmal willkommen, willkommen in Halle a. S.!

Auf diese Ansprache folgte die des Rektors der Universität, des Herrn Geh. Justizrats Prof. Dr. Stammler:

Die Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg rechnet es sich zur höchsten Ehre an, in ihrem Hause diese hochansehnliche Ver-

sammlung heute herzlich willkommen zu heißen. Wir grüßen Sie, verehrte Herren, in dem freudigen Bewußtsein, daß wir Ihnen wohl am nächsten stehen dürfen und daß wir von dieser Tagung und Ihrer gemeinsamen Arbeit uns vielleicht am unmittelbarsten wirkliche Förderung und Fortschritt versprechen können.

Philologie und Gesamtziel der Hochschule sind untrennbar verbunden; denn es wird immer richtig sein, daß das Wesen der spezifisch philologischen Arbeit nicht enger bestimmt werden darf, als daß es darauf ankommt, den Stoff des geschichtlichen Menschendaseins im einzelnen zu finden und genau vorzustellen, auf daß er in der Universitas litterarum nach formaler und bedingter Einheit geordnet und bestimmt werde.

In diesem Sinne, im obersten Ziele eng und notwendig verknüpft, freuen wir uns mit Ihnen dieser Versammlung und Sammlung. Und wenn dereinst der Blick auf sie zurückfällt, so möge man nur von ihr sagen, daß sie in jeder Hinsicht von guter Bedeutung gewesen, denn sie schloß als ein dienendes Glied sich an das Ganze wohl an.

Auf diese Ansprachen erwiderte der erste Vorsitzende Herr Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Dittenberger:

Meine hochverehrten Herren! Im Namen und gewiß im Sinne der ganzen Versammlung sage ich für die herzlichen Begrüßungsworte, die Sie im Namen der Königl. Staatsregierung, des Provinzialschulkollegiums, der Stadt und Universität Halle an uns gerichtet haben, den innigsten Dank.

Wir wissen ja schon alle längst, wie gut es die preußische Unterrichtsverwaltung, wie gut es Se. Exzellenz der Herr Kultusminister und die Organe dieser Verwaltung mit der Sache des höheren Schulwesens und mit der Sache der Philologenversammlung meinen. Wir wissen auch — und das ist uns nichts Neues, was uns der Herr Rektor der Universität und der Herr Oberbürgermeister zum Ausdruck gebracht haben —, wie sehr die Stadt Halle sich bewußt ist, von alter Zeit her ein Sitz höchster Bildung und vor allem auch ein Sitz der Wissenschaft, ein Sitz der Pädagogik vor vielen anderen Städten zu sein. Wir haben einen neuen Beweis dafür bekommen, einerseits von seiten der Stadt, indem sie uns in so freundlicher Weise zu Gaste geladen hat, anderseits auch von seiten der Universität, indem dieselbe vor allem mit der größten Liberalität uns die Räume für unsere Versammlungen — andere würden in Halle nicht zu finden gewesen sein — zur Verfügung gestellt hat.

Ich will aber doch noch auf etwas anderes hinweisen, weil es nicht allgemein bekannt ist. Das versteht sich ja von selbst,

daß diejenigen Mitglieder der Universität, welche durch ihren Beruf irgendwie im Zusammenhang mit der Philologie und dem Schulwesen stehen, sich ganz und mit Freudigkeit und Begeisterung in den Dienst dieser Sache gestellt haben; aber ich will öffentlich hervorheben, daß vor allem auch einige Mitglieder des Lehrkörpers der Universität Halle, die den Aufgaben unserer Versammlung ganz fernstehen, mit der allergrößten Aufopferung bei den Vorbereitungen seit Jahr und Tag mitgearbeitet haben. Das wäre nicht möglich gewesen, wenn eben nicht im ganzen Lehrkörper ein Gefühl der Solidarität mit den Zwecken des Philologenstandes lebendig gewesen wäre, und das verpflichtet uns auch zu herzlichem Danke.

Also nochmals wiederhole ich, Sr. Exzellenz dem Herrn Kultusminister, der gesamten höheren Unterrichtsverwaltung, dem Herrn Oberbürgermeister der Stadt Halle und dem Herrn Rektor der Universität Halle-Wittenberg den allerherzlichsten Dank für die freundlichen Begrüßungsreden, die sie im Namen ihrer Korporationen hielten.

Darauf widmete der Vorsitzende nach altem Herkommen ein Wort wehmütiger Erinnerung den Berufsgenossen, die seit der letzten Versammlung aus dem Leben geschieden sind: den klassischen Philologen Georg Kaibel in Göttingen, Franz Eyssenhardt in Hamburg, Karl Zangemeister in Heidelberg, Jakob Mähly in Basel, Karl Dziatzko in Göttingen, Michael Gitlbauer in Wien, K. F. W. Müller in Breslau, Max Fränkel in Berlin, K. K. Müller in Jena und den Archäologen Adam Flasch in Erlangen, Felix Hettner in Trier, Friedrich Schlie in Schwerin und Hans v. Prott in Athen. Die germanistische Wissenschaft hatte den Verlust von Friedrich Keinz in München und Otto Hoffmann in Berlin zu beklagen; auch Heinrich Düntzer in Köln, der unermüdliche Goetheforscher, ist diesem Kreise zuzurechnen, obgleich er in jüngeren Jahren auch auf dem Gebiet der klassischen Philologie schriftstellerisch tätig gewesen ist; ebenso Konrad v. Maurer, der, von der Erforschung des nordischen Rechts ausgehend, über alle Seiten des nordgermanischen Kulturlebens helles Licht verbreitet hat. Die romanische Philologie verlor namhafte Vertreter in Jakob Stürzinger in Würzburg und Gustav Soldan in Basel, die englische beklagt den Hingang des hervorragenden Shakespearekenners Wilhelm v. Oechelhäuser, die Geschichte der Mathematik den des durch seine Kopernikusforschungen bekannten Oberlehrers Max Curtze in Thorn. Auch

die Hauptzweige der orientalischen Philologie sind durch den Tod des Sanskritphilologen Albrecht Weber in Berlin, des Arabisten Friedrich Dieterici ebendaselbst und des Ägyptologen August Eisenlohr in Heidelberg betroffen; eine geradezu erschreckende Zahl von Todesfällen hervorragender Männer aber ist unter den Historikern zu verzeichnen; es seien nur Karl v. Hegel in Erlangen, Ernst Dümmler und Paul Scheffer-Boichorst in Berlin, Julius Ficker in Innsbruck, Max Büdinger, Adolf Beer, Engelbert Mühlbacher und Onno Klopp in Wien, Franz Krones in Graz, Karl Adolf v. Cornelius in München, Wilhelm Ihne in Heidelberg und Friedrich Bienemann in Freiburg im Breisgau genannt. Aus dem Kreise der Schulmänner sind zunächst zwei, die einst lange Jahre aufs segensreichste in der höheren Schulverwaltung gewirkt haben, im höchsten Greisenalter von uns geschieden, Julius Sommerbrodt in Breslau im 90., Albert Weidemann in Meiningen im 97. Lebensjahre; sodann mehrere Leiter höherer Lehranstalten, die sich zum Teil auch durch literarische Tätigkeit auf dem Gebiete der Pädagogik oder der Philologie einen hochgeachteten Namen erworben hatten, wie Gustav Gerber, früher Realschuldirektor in Bromberg, Hermann Schiller in Leipzig (früher in Gießen), Woldemar Ribbeck in Berlin, Ernst Rittweger in Hildburghausen.

Nach alter Sitte ehrt die Versammlung das Andenken der Dahingeschiedenen durch Erheben von den Sitzen.

Sodann teilt der Vorsitzende mit, daß die Weidmannsche Buchhandlung der Versammlung wieder eine Summe von 1000 Mark für wissenschaftliche Zwecke zur Verfügung gestellt habe. Es soll eine Kommission ernannt werden, die über die Verwendung entscheiden soll (vgl. 3. Allgemeine Sitzung S. 33).

Mit Rücksicht auf die Fülle des zu behandelnden Stoffes schlägt der Vorsitzende als Frist für die Dauer eines Vortrags die Zeit von 40 Minuten vor; die Versammlung entscheidet sich aber für die auf früheren Versammlungen festgesetzte Zeit von 30 Minuten.

Nachdem dann noch ein Antrag auf Änderung der Tagesordnung für den nächsten Tag abgelehnt ist, erteilt der Vorsitzende das Wort zum ersten Vortrag.

Es spricht Prof. Dr. Siegfried Reiter-Prag über **Friedrich August Wolf.**[1])

---

1) Der Vortrag wird in vollem Umfange in den „Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum“ (Leipzig, Teubner) veröffentlicht werden.

Einleitend gedachte der Vortragende, wie dieses Thema ein besonderes Interesse für eine in Halle tagende Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner haben dürfte. War es doch Halle, wo Wolfs schöpferischer Genius den philologischen Studien in Deutschland die Bahn gebrochen und eine dauernde Stätte bereitet hatte. — Wie früh bereits Wolf die selbständige Bedeutung seiner Wissenschaft, die ihren Zweck und ihre Berechtigung in sich selbst trage, erkannt hatte, zeigt nichts deutlicher als die Tatsache, daß er trotz Heynes Widerspruch, trotz aller formalen Bedenken es durchzusetzen wußte, als *Philologiae studiosus* — der erste in Deutschland — in Göttingen immatrikuliert zu werden. Denn die Philologie war zu jener Zeit noch gar nicht ein akademisches Studium, man mußte entweder Theolog oder Jurist sein. Schon der frühreife Autodidakt zeigt die Eigenschaften des künftigen Mannes. Sein Wahlspruch ist geradezu: *Αὐτὰρ ἐγὼν βασεῦμαι ἐμὰν ὁδόν.* In Göttingen, wo Wolf sich im ganzen fünf Semester aufhielt, ohne zu Heyne ein näheres Verhältnis zu gewinnen, war er ein häufigerer Gast in den Büchersälen als in den Lehr- und Hörsälen. Zwanzigjährig tritt Wolf in den Schuldienst, erhält nach kaum drei Jahren ein Schulrektorat und lenkt durch seine Ausgabe des Platonischen Symposion die Aufmerksamkeit des damaligen Kurators der preußischen Universitäten, des Staatsministers v. Zedlitz, auf sich, der die Ernennung des Dreiundzwanzigjährigen zum Professor an der Universität zu Halle durchsetzt. Hier entfaltet er durch vierundzwanzig Jahre (1783—1807) eine glänzende Wirksamkeit. In erster Linie fühlte er sich immer als Lehrer: denn er habe niemals Schriftsteller, sondern „nur" Lehrer sein wollen. Aus Wolfs Halleschem Seminar gingen Heindorf, Bekker und — der größte aller Wolfianer — August Böckh hervor. Wolfs größere Schriften sind fast durchweg vom Katheder aus entstanden: die Ausgabe der Leptinea des Demosthenes, der vier Reden Ciceros *post reditum,* sowie der Marcelliana, die Prolegomena zum Homer, die Darstellung der Altertumswissenschaft nach Begriff, Umfang, Zweck und Wert. Die Bedeutung dieser Schriften im Hinblick darauf, was von ihnen noch heute lebendig, was im Werte gesunken ist oder eine Umwertung erfahren hat, wird vom Vortragenden eingehend dargelegt. Hierauf wurde das Verhältnis Wolfs zum Schulwesen und zur Pädagogik berührt. Ein systematisches pädagogisches Werk hat er nicht hinterlassen, dennoch treten in seinen sporadischen Äußerungen über Erziehung und Unterricht seine pädagogischen Ansichten deutlich zutage. „Habe Geist und wecke Geist", so faßt Wolf sein pädagogisches

Glaubensbekenntnis zusammen. Inmitten des damals in Deutschland herrschenden Philanthropinismus erweckte er den gelehrten Schulen einen vom Predigerstand unabhängigen Lehrerstand, womit sein Wirken in Halle für die Pädagogik kaum weniger bedeutsam geworden ist als für die Philologie. — In Berlin, wohin sich Wolf nach der gewaltsamen Schließung der Universität zu Halle (1807) begeben hatte, entfaltete er lange nicht mehr die gleich segensreiche Wirksamkeit wie in Halle. Die Hauptstadt mit ihren Genüssen und Ablenkungen zehrte den Halleschen Wolf auf. Auch durch seine wenig belangreichen schriftstellerischen Arbeiten in Berlin hat er seinen Ruhm nicht vermehrt. Auf einer Reise, die er zur Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit unternahm, starb er fünfundsechzigjährig (1824) zu Marseille, wo er auch begraben liegt. Eine dringende Ehrenschuld haben die deutschen Philologen ihrem Stammvater noch abzutragen. Es fehlt bis heute an der entsprechenden, alle Seiten des reichen Wirkens zusammenfassenden Biographie Wolfs, die in dem noch unveröffentlichten Nachlaß, in der Sammlung der Briefe von und an Wolf eine noch nicht ausgeschöpfte Quelle finden wird. Der Vortragende möchte in nicht zu ferner Zeit dem „Heros und Eponymus für das Geschlecht deutscher Philologen" das seit langem begehrte biographische Denkmal errichten.

Der Vorsitzende sprach zunächst dem Redner den Dank der Versammlung aus — das geschah, wie wir gleich hier bemerken wollen, nach jedem Vortrag — und ließ dann eine Frühstückspause von 20 Minuten eintreten.

Nach Wiederaufnahme der Verhandlungen erhielt das Wort Prof. Dr. Fr. Vollmer-München zu seinem **Bericht über den Stand der Arbeiten am Thesaurus linguae Latinae.**[1])

Er erwähnte, daß des öfteren auf diesen Versammlungen vom Thesaurus gesprochen sei, früher von Plänen und Vorbereitungen, heute dürfe er berichten, daß in Bälde ungefähr $^1/_6$ des Werkes (die Buchstaben A B) fertig sein werde. Große Mühe macht immer noch die Vervollständigung der Stoffsammlung für die spätere Literatur, namentlich die Beschaffung der Zettel für die Eigennamen. Und trotz allen Mühens bleiben schmerzliche Lücken, die die Bearbeiter empfinden, aber nicht ausfüllen können. Auch die Schwierigkeiten der eigentlichen Thesaurusarbeit, der Artikelabfassung, sind groß, hier und da ungeheuer, wenn es gilt in

1) Der Vortrag wird vollständig abgedruckt in den „Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik" (Leipzig, Teubner).

kürzester Zeit so gewaltige Mengen von Stellen zu prüfen, zu interpretieren, klar anzuordnen. Hier sind Fehler und Irrtümer nicht zu vermeiden: verständige Kritik wird dem Rechnung tragen. Der Vortragende schildert dann noch, in welcher Weise auch außerhalb Münchens für den Thesaurus mitgearbeitet werden könne, und bittet dringend um solche Mitarbeit.

Darauf erhielt das Wort Privatdozent Dr. v. Winterfeld zu seinem Vortrag über: **Aufgaben und Ziele der mittellateinischen Philologie.**

Neben die heute allgemein anerkannten Abarten der Philologie (klassische, germanische, englische, romanische, slawische, orientalische, indogermanische) haben für den Orient die byzantinische und für den gemeinsamen Unterbau der abendländischen Kultur die mittellateinische Philologie zu treten.

Schon Lachmann und F. Wolf haben einzelne Probleme der mittellateinischen Philologie gelöst, ebenso von den Historikern Wattenbach und Dümmler. Aber erst W. Meyer hat sie selbständig gemacht. Er hat, meist in den Münchner und Göttinger akademischen Schriften, eine lange Reihe Monographien aus den verschiedensten Gebieten der mittellateinischen Philologie vorgelegt, darunter seit 1882 die grundlegenden rhythmisch-metrischen Studien (vor allem im *Ludus de antichristo*), und 1892/93 das rhetorische Prinzip der spätgriechischen und lateinischen Kunstprosa aufgedeckt (Satzschluß). Wie seine Arbeit um Metrik und Rhythmik gruppiert sich die Traubes, der von der karolingischen Literatur und ihrer Geschichte ausgeht, um die Palaeographie und Textgeschichte im großen Stil. Sie beide haben auch zuerst die mittellateinische Philologie in den Kreis der akademischen Lehrfächer eingeführt.

Als nächste Aufgabe des akademischen Unterrichts in mittellateinischer Philologie sehe ich die Exegese der großen Dichtungen an (besonders Rhythmen, Sequenzen, Vagantenlieder; Waltharius, Rudlieb, Hrotsvits Dramen und Primordia) und, davon unzertrennlich, die Literaturgeschichte. Ein dringendes Bedürfnis des Unterrichts bleibt freilich erst noch zu befriedigen: es fehlt an guten billigen Texten (Handausgaben und, für die kleinen zerstreuten Stücke und ausgewählte Abschnitte größerer Werke, ein Lesebuch): damit wird auch dem Studium der im Amt stehenden Lehrer gedient sein. Wissenschaftliches Ziel ist hier zunächst die genaueste Erforschung des Individuums; was Kirche und Schule allen überliefern, ist bald erkannt; weit wichtiger aber ist noch das Individuelle, das man weit unterschätzt. Auch vollständige Indices

zu poetisch oder sprachlich wichtigen Texten sind unbedingt nötig, wie sie die klassische Philologie ja längst besitzt: das Hrotsvitregister hat eine lange Reihe neuer Emendationen geliefert, zu einem Texte, womit ich mehr als zehn Jahre gerungen hatte. Daneben Nachdichtungen der Meisterwerke im Geiste von Wilamowitz (meine „Stilfragen", Festgabe der germanistischen Sektion; im Vortrag drei neue Proben des von mir geplanten Dichterbuches).

In Metrik und Rhythmik ist auf W. Meyers Wegen weiterzugehen; seine Arbeiten sind eine noch lange nicht erschöpfte Fundgrube. Auch hier ist feinste Individualisierung geboten. Probleme dieser Art auch in der metrischen Dichtung überall: Agius und der Poeta Saxo, die „Sabinus"-Briefe und die französische Ovidschule im 12. Jahrhundert.

Ebenso in der Prosa der Satzschluß als wichtigstes Kriterium. Scheffer-Boichorsts Rettung der Vita Bennonis durch Annahme von Interpolationen wurde vom Satzschluß bestätigt, und jetzt hat Breßlaus Fund die urkundliche Beglaubigung nachgeliefert. Die Papstbriefe an St. Hildegard habe ich umgekehrt dadurch als Fälschung erwiesen, daß sie des Satzschlusses entbehren; die diplomatische Forschung ergibt dasselbe. In der Vita Hadriani Spartians heben sich die wörtlichen Fragmente der Autobiographie durch das Fehlen des Satzschlusses scharf ab. Im Streit um die Handschriften des Eugippius zeigt er, daß die Wahrheit in der Mitte liegt; und er hilft nicht bloß Lesarten wählen, sondern auch Verderbnisse heilen, und noch öfter schützt er die Überlieferung gegen falsche Konjekturen (Avians Vorrede).

Die Geschichte der Nationalliteraturen ist ohne Kenntnis der mittellateinischen Literatur nicht zu verstehen, auf keinem Gebiete, am wenigsten in der Lyrik und im Drama; von der Übersetzungsliteratur ganz zu schweigen.

Endlich Palaeographie und Textgeschichte, als deren Meister Traube dasteht. Wer einen lateinischen Text aus den Handschriften herausgeben will, muß sie zu allererst einmal richtig lesen können: dennoch begegnen die gröbsten Lesefehler alle Tage wieder. Dann aber muß er seine Geschichte kennen: zunächst unsere Handschriften selber (Bestimmung ihrer Provenienz: Schreibschulen), ihrer Vorlagen (Verderbnisse, die sich aus bestimmten Eigentümlichkeiten in der Schrift der Vorlage erklären; Abkürzungen, die der Abschreiber falsch auflöst oder gegen seinen eigenen Gebrauch beibehält: Traubes Geschichte von *noster* und *autem*), ihrer philologischen Behandlung im Mittelalter (das klassische Hauptwerk: Traubes Textgeschichte der Regula S. Benedicti). Die

Geschichte der Verbreitung der Texte und der Wanderung und Wandlung der Schrifttypen ist ein Stück Kulturgeschichte; hier arbeiten Palaeographie und Kunstgeschichte (Buchmalerei) ineinander.

Die mittellateinische Philologie bedeutet nicht eine weitere Zersplitterung der Wissenschaft, sondern ein Band, das die getrennten zusammenschließt; aber sie bedarf junger Arbeitskräfte.

Der Vorsitzende schließt darauf die erste allgemeine Sitzung, indem er die Mitglieder auffordert, sich in die bestimmten Räume zur Konstituierung der Sektionen zu begeben.

Zweite allgemeine Versammlung.

Donnerstag, den 8. Oktober 1903.

(Beginn 11 Uhr 45 Minuten.)

Vorsitzender: Der zweite Präsident Geh. Rat Prof. Dr. D. Fries.

Da für die ersten Vorträge das Skioptikon benutzt wurde, fand diese Sitzung im Auditorium maximum des Seminargebäudes statt.

Zuerst lud der Vorsitzende die anwesenden Präsiden früherer Versammlungen sowie die Herren, die Einladungen für die nächste zu überbringen hätten — Vertreter von Hamburg und Österreich —, zu einer Sitzung ein, in der über den Ort der nächsten Versammlung beraten werden sollte. Dann erteilte er das Wort dem Sekretär des K. D. Archäologischen Instituts in Rom, Prof. Dr. Chr. Hülsen, zu seinem Vortrag: **Die neuen Ausgrabungen auf dem Forum Romanum.**

Der Vortragende orientierte zunächst kurz über die Geschichte der Aufdeckung des Forums im allgemeinen. Die wichtigsten Resultate hat die Arbeitskampagne seit 1898 gebracht, denn sie hat 1. die Ausdehnung des erforschten Areals fast verdoppelt, sie hat 2. Denkmäler, die in die frührepublikanische Zeit, ja vielleicht bis in die Anfänge der Stadt überhaupt zurückgehen, zutage gefördert und 3. hat man jetzt auch die Reste aus spätester Zeit, der Übergangsperiode vom Altertum zum Mittelalter, geschont, so daß wir die Entwickelung des Forums durch mehr als fünfzehn Jahrhunderte überblicken. — Der Redner, dessen Vortrag durch zahlreiche Projektionsbilder erläutert wurde, gab einen Überblick über das ganze Ausgrabungsgebiet und wandte sich speziell den ältesten und den jüngsten Resten zu.

Die archaische Nekropole, welche in der Nähe des Faustinatempels entdeckt ist, enthält Brand- und Bestattungsgräber. Nach den Beigaben, namentlich den keramischen, dürften die jüngsten Gräber in das 6. Jahrh. v. Chr. gehören, die ältesten mehrere Jahrhunderte höher hinaufgehen. Da der Begräbnisplatz außerhalb der Stadt gelegen haben muß, ist er älter als die Begründung des Forums. Wenn nun die römische Tradition die Anlage der Cloaca maxima, ohne welche eine Besiedelung des sumpfigen Forumtales überhaupt nicht denkbar ist, der Dynastie der Tarquinier, also der Zeit nicht lange vor 500, zuschreibt, so stimmt dies in überraschender Weise zu dem Zeitansatz der neuen Gräberfunde.

Der Vortragende besprach weiter die Funde unter dem „lapis niger“ an der Grenze des Forums und Comitiums; die Kleinfunde, Tonreliefs, Idole, Terrakotten, namentlich aber der Cippus mit der archaischen Inschrift, wurden im Bilde vorgeführt.

An der Front der diokletianischen Kurie (Kirche S. Adriano) wurde sodann gezeigt, wie im Laufe der Jahrhunderte der Boden des Forums allmählich aufgehöht worden und die Verschüttung schließlich so gestiegen ist, daß die jetzige Schwelle der Eingangstür zur Kirche in der Höhe der Oberschwelle der antiken Tür der Kuria liegt.

Die Basilika Aemilia, welche die ganze Nordseite des Forums einnahm, ist zwar erst zur Hälfte freigelegt, aber die Funde haben unsere Kenntnisse bereits sehr wesentlich bereichert. Die hier gefundenen Architekturstücke können dem Schönsten, was römische dekorative Kunst im 1. 2. Jahrh. n. Chr. hervorgebracht hat, an die Seite gestellt werden.

Nach kurzer Erwähnung der unterirdischen Gänge (cuniculi) unter dem Pflaster des Forums und des vor dem Tempel des Divus Iulius gefundenen Altars, welcher an der Stelle errichtet war, wo Cäsars Leiche verbrannt ward, ging der Vortragende zu den wichtigen Funden über, die unter der Kirche S. Maria Liberatrice gemacht sind. Die Existenz des „lacus Iuturnae“ an dieser Stelle war aus literarischen Zeugnissen zu erschließen; aber außer dem Lacus selbst, einem marmorgetäfelten Bassin mit schönem reliefgeschmückten Altar, sind Kultgebäude mit reichem Statuenschmuck, sowie das Puteal Iuturnae mit Weihinschrift des Barbatius Pollio (aus augusteischer Zeit) zutage gekommen. Besonders aber sind unsere Erwartungen übertroffen worden durch die Funde bei Freilegung der mächtigen Ziegelruine hinter S. Maria Liberatrice. Wir erkennen darin jetzt mit Sicherheit das von Domitian er-

neuerte Templum Divi Augusti und die zugehörige Bibliothek. In den Räumen der letzteren hat sich seit dem 6. Jahrhundert eine christliche Kirche eingenistet, die seit dem Anfange des 8. Jahrhunderts S. Maria Antiqua heißt. Sie ist mit reichem Freskenschmucke ausgestattet, namentlich in der Epoche des Bilderstreites von byzantinischen aus dem Ostreiche geflüchteten Künstlern. Proben der verschiedenen Bilderzyklen wurden vorgeführt: durch gute Erhaltung zeichnen sich namentlich die Fresken der Kapelle links neben der Apsis aus (Kreuzigung, Geschichte der Heiligen Quiricus und Julitta, Donatoren und Heilige), welche unter Papst Zacharias (741—752) gemalt sind, und dank ihrer genauen Datierung einen wichtigen Markstein für die Geschichte der abendländischen Malerei bilden.

Der Vorsitzende dankte dem Redner besonders herzlich, nicht bloß, weil er, die weite Reise nicht scheuend, sich hier in Halle eingefunden habe, sondern weil er nun schon seit Jahren in den archäologischen Kursen in Italien ein treuer Führer der beteiligten Schulmänner gewesen sei.

Sodann sprach Prof. Dr. B. Sauer-Gießen unter Vorführung von Lichtbildern über: **Die Homerapotheose des Archelaos.**[1])

Das bekannte, im 17. Jahrh. bei Bovillae gefundene Relief des Archelaos von Priene ist ein hellenistisches Originalwerk aus der Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. Als Personifikation der Zeit, die die Werke Homers erhält, erscheint darin ein alter König, als Personifikation der Tugend steht ihm eine noch ältere Frau gegenüber. Da unter den Ptolemäern kein den Jahren nach passendes Paar zu finden und der am lebhaftesten für Homer interessierte Ptolemäer, Philopator, dem König des Reliefs ganz unähnlich ist, hat man diesen königlichen Homerfreund in der pergamenischen Dynastie zu suchen, da aber das erhaltene Porträt Eumenes' II. ihm nur annähernd ähnlich ist, in ihm Attalos II. mit seiner hochberühmten Mutter Apollonis zu erkennen. Das Werk ist nach seinem Regierungsantritt, einige Jahre nach dem Tode der Apollonis, bald nach 159 entstanden. Zugrunde liegt ihm ein Gedicht, das die Apotheose Homers schilderte und eine Huldigung an Attalos und seine Mutter enthielt; der Dichter hatte damit einen delphischen Sieg errungen und ließ deshalb sein Standbild und einen Preisdreifuß neben dem delphischen Apollon und dem Musenchor mit darstellen. Das Relief selbst weihte er wahrscheinlich in das

1) Der Vortrag wird im Jahrbuch des archäologischen Instituts erscheinen.



Homereion von Smyrna. Der Name des Dichters, eines Geistesverwandten des Nikander von Kolophon, ist unbekannt; Nikander selbst war es wahrscheinlich nicht. Das Relief des Archelaos führt ein Stück attalischer Kultur in eigenartigem Bilde vor; daneben schenkt es uns das bisher unbekannte Porträt des Attalos II., das sich vielleicht in einem sehr schönen, früher Sulla genannten Marmorkopf wiederfindet.

Es folgte der Vortrag von Prof. Dr. F. Panzer-Freiburg i. Br. über: **Dichtung und bildende Kunst des deutschen Mittelalters in ihren Wechselbeziehungen.**[1])

Obwohl aus den künstlerischen Bestrebungen der Romantiker geboren, in denen neben der Literatur die bildende Kunst eine so bedeutende Rolle spielte, hat die germanische Philologie das Verhältnis zur letzteren fast gänzlich verloren. Es scheint aber an der Zeit, daß sie sich aufraffe und an der Erforschung der deutsch-mittelalterlichen Kunst, die in den letzten Jahren von seiten der Kunstgeschichte mit so viel Eifer und Erfolg ins Werk gesetzt wurde, den ihr gebührenden Anteil nehme.

In der Tat können Philologie und Kunstgeschichte sich für die Erforschung keiner Periode weniger entbehren als für die des Mittelalters, wo der Zusammenhang des Kunstwerkes mit dem Wort ein engerer ist als zu irgendeiner Zeit. Dazu kommen die intensivsten inneren Beziehungen, sowohl was den Stoff als die beiderseitige Formensprache anlangt. Erstere werden vom Redner im Umriß skizziert, ausführlicher die letzteren erörtert.

Der eigentümliche, von moderner Auffassung und Darstellung merkwürdig abweichende Charakter der mittelalterlichen Kunst ist allgemein anerkannt, nicht so der der Dichtung, wo die Philologie auffallende Eigentümlichkeiten gern wegzudeuten und durch allerlei kritische Kunststücke zu beseitigen suchte, um ein modernen Ansprüchen genügendes „Original" herzustellen.

Am auffälligsten ist die mangelnde Naturwahrheit zunächst in den menschlichen Figuren, die starr und steif, ohne Ausdruck und Individualität, dastehen, und zwar auch dort, wo Porträtierung, also die Darstellung ganz bestimmter Individuen, beabsichtigt ist. Die Erscheinung findet ihre Parallele in der Dichtung, der ebenso die Individualisierung ihrer Gestalten abgeht.

Sehr mangelhaft wird auch die psychologische Grundlage der Handlung dargestellt. Wo die Psyche überhaupt wiedergegeben

---

1) Der Vortrag wird in den „Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik" (Leipzig, Teubner) gedruckt werden.

ist, wird sie in einer konventionellen Gebärdensprache nicht des Antlitzes, sondern der Glieder nach außen projiziert. Wie diese Gebärdensprache der Dichtung ebenso geläufig ist, so finden auch andere Ausdrucksmittel der Kunst, z. B. wenn sie den Dienenden kleiner zeichnet als den Herrn, dort Reflex und Erklärung, da auch die Poesie nur dem Vornehmen die schöne Gestalt zugesteht. Dichtung wie Kunst, im Innersten aristokratisch, stellen als Handelnde nur die weltlich und kirchlich Edlen dar, und auch diese werden von ihnen ins Übermenschliche gesteigert, zu einem höheren Dasein erhoben. Indem aber lauter Ideale dargestellt werden, ergibt sich notwendig eine starke Eintönigkeit; derselbe ideale Typus wird immer wiederholt. Und so bilden sich für ganze Szenen feststehende Schemata in Dichtung und Kunst.

Auffallend mangelhaft ist auch die Darstellung des Milieus. Namentlich zeigt sich gar kein Verhältnis zur Natur in der kirchlich beeinflußten Dichtung und Kunst. Denn nicht nur trennte der scharfe Dualismus des kirchlichen Systems den Menschen streng von der Natur, er machte der Kunst eine Darstellung derselben als bloße Staffage überhaupt unmöglich. Denn seine Auffassung billigte der Natur überhaupt keine auf sich beruhende Existenz zu; sie war nicht um ihrer selbst willen da, sondern nur als sinnliches Bild transzendenter Ideen. Wurden Naturobjekte vom Künstler dargestellt, so trat, weil nach ewigen Gesetzen in der Kunst stets die Idee der Objekte zur Erscheinung kommt, ihr allegorischer Sinn heraus und verlangte selbständige Bedeutung.

Dies ist freilich nur der allgemeine Stand, der dauernde Grundzug von Dichtung und Kunst während der Epoche. Daneben hat sich doch eine sehr bedeutende innere Entwickelung abgespielt und zwar auf beiden Gebieten in ganz gleicher Weise. Wie die Kunstgeschichte um den Beginn des 11. Jahrhunderts einen Einschnitt macht, so auch die Literatur an fast gleicher Stelle. Die rückwärtsblickende, ganz auf antik-christlicher Grundlage fußende karolingisch-ottonische Kunst wandelt sich in die romanische, die durch einen freieren, realistischen und nationalen Zug gekennzeichnet ist. Die gleiche Entwickelung zeigt die Dichtung. Stufen wie die Fresken von Reichenau und Burgfelden finden in der Dichtung an Waltharius und Rudlieb in Zeit und Art genaue Entsprechungen. Die weitere Entwickelung vollzieht sich beiderseits äußerlich im Sinne einer fortschreitenden Profanierung und Nationalisierung der Kunst, innerlich eines fortschreitenden Naturalismus.

Beachtenswert ist die Rolle, die hierbei beiderseits der französische Einfluß spielt. Er ist hier und dort auch im Formalen intensiv wirksam, aber doch nur fördernd, nicht erst erzeugend, was auch in Deutschland im Keime schon lange vorhanden war. Und auf beiden Gebieten behauptet sich die deutsche Art doch auch vor den fremden Vorbildern in einer gesteigerten Innigkeit und psychologischen Vertiefung.

Zu Ende des 13. Jahrhunderts erfolgt auf beiden Gebieten ein jäher Zusammenbruch der künstlerischen Tätigkeit. Es scheint eben, daß diese hohe Blüte der Kunst gleichsam eine überspannte Entwickelung gewesen, von einem exklusiven Stande der Nation allein erzeugt und getragen und mit seinem Untergange wohl nicht verloren, aber doch keiner Weiterentwickelung mehr fähig. Eine Regenerierung kommt dann langsam von unten herauf, sie führt zur Renaissance hinüber.

Schließlich berichtete Prof. Dr. K. Kehrbach-Berlin über:

Die Veröffentlichungen und die Organisation der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.

Als auf der Philologenversammlung in Gießen 1885 der Beschluß gefaßt wurde, in das Programm einer jeden kommenden deutschen Philologenversammlung einen Bericht über den jeweiligen Stand der Editionen der Mon. Germ. Paed. aufzunehmen, ließ man sich von dem Gedanken leiten, daß ein so umfangreiches Unternehmen sich nur gedeihlich entwickeln kann unter der Voraussetzung einer Mitarbeit weitester Kreise der deutschen Nation, insbesondere aber der dazu zunächst berufenen Schulmänner und Philologen.

Als an die „Monumenta" sich die „Texte und Forschungen", die „Mitteilungen" und das große bibliographische Werk angliederten, als die „Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte", deren Bildung auf der Züricher Versammlung 1887 auf Anregung von Reifferscheid beschlossen wurde, ins Leben trat, erweiterte sich naturgemäß auch der Bericht. Er erstreckt sich also jetzt über den Stand der Editionsarbeiten der „Mon. Germ. Paed.", der „Mitteilungen", der „Texte und Forschungen", der großen Bibliographie: „Das gesamte Erziehungs- und Unterrichtswesen in den Ländern deutscher Zunge" und über die sonstige Tätigkeit der Gesellschaft.

Also zunächst die Mon. Germ. Paed.

Auf der Straßburger Versammlung konnte ich berichten, daß bis dahin 22 Bände erschienen waren. Seit den Straßburger Tagen sind die Bände 23, 24, 25 und 27 erschienen. Die Bände 26,

28 und 29 sind im Drucke. Band 23 ist der letzte Band der vierbändigen Ausgabe der evangelischen Katechismusversuche vor Luthers Katechismus. Dieses Werk soll den Anfang eines corpus catecheticum der evangelischen Kirche bilden, dem ein solches der katholischen Kirche korrespondieren wird.

Band 24 und 27 sind Ausgaben von Schulordnungen, und zwar die ersten Bände der Schulordnungen von Baden und Hessen-Darmstadt von Prof. Dr. Brunner und Lic. D. Diehl. Besonders lehrreich sind die in dem letzteren Werke dargebotenen Mitteilungen über die benutzten Schulbücher im Lateinischen und Griechischen, die eben nur, wenn man sie mit den nach modernen Prinzipien gearbeiteten vergleicht, wiederum die Wahrheit des Ausspruches des Ben Akiba ergeben: „Alles schon dagewesen."

Besonders wichtig erscheint mir die Erwähnung eines bedeutsamen Werkes, dessen Druck noch in diesem Etatsjahre vollendet werden soll, nämlich die seit langer Zeit von der Gruppe Österreich vorbereitete und von deren Schriftführer Prof. Dr. Wotke bearbeitete Ausgabe der Dokumente zur „Geschichte des österreichischen Gymnasiums von der Zeit der Kaiserin Maria Theresia bis zum Tode Franz' II." Österreich war der erste Staat in Europa, der sein ganzes Schulwesen einheitlich organisiert hat.

Hier will ich auch gleich ein Werk anführen, das, von dem Oberschulrat Prof. Dr. Koldewey in Braunschweig bearbeitet, die Pädagogik des berühmten Philologen Caselius in Helmstedt, eines Schülers des Melanchthon, der 1613 starb, darstellt. Er war der letzte bedeutende Vertreter des Humanismus und eine Zierde der Universität Helmstedt. Er galt bei seinen Zeitgenossen für die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts so viel wie Melanchthon für die erste.

Beiläufig erwähne ich, daß die Gruppe Elsaß-Lothringen durch Dr. Knepper in Bitsch Kenntnis und Entwickelung des Humanismus in Elsaß-Lothringen durch ein für die Monumenta vorbereitetes Werk zur Darstellung bringen wird.

Ein rühriges Mitglied dieser Gruppe, Prof. Dr. Knod in Straßburg i. E., ist seit Jahren beschäftigt mit der Ausgabe der „Matrikel der deutschen Nation in Orleans". Von 1440—1657 haben Deutsche aus fast allen Teilen Deutschlands diese berühmte Bildungsstätte aufgesucht. Es wird das Werk ein wichtiger Beitrag werden zur peregrinatio academica und also korrespondieren mit dem von Knod herausgegebenen, von umfangreicher Gelehrsamkeit zeugenden: „Biographischen Index zu den Acta nationis Germanicae Universitatis Bononiensis", der uns die deutschen Studenten vorführt, die in Bologna vom Jahre 1289—1562 studiert haben.

Band 26, der, wie erwähnt, noch nicht erschienen ist, dessen Erscheinen aber nahe bevorsteht, ist das Werk von Prof. Dr. Kvačala in Dorpat über: „Die pädagogische Reform des Comenius in Deutschland bis zum Ausgange des 17. Jahrhunderts.“

Besonders hervorheben muß ich noch den Band 25: die Pestalozzibibliographie, ein Verzeichnis der Schriften und Briefe Pestalozzis nach der Zeitfolge und der Schriften und Aufsätze über ihn nach Inhalt und Zeitfolge. Zum erstenmal tritt hier ein Werk in die Erscheinung, das nicht nur das Werden und Wirken einer hervorragenden Persönlichkeit aus deren eigenen Werken, sondern auch an den Werken und Aufsätzen, die über diese Persönlichkeit erschienen sind, erkennen läßt.

Innerhalb der „Texte und Forschungen“, die als eine besondere Publikationsart zwischen den Monumentis und dem Verbandsorgan, den „Mitteilungen“ stehen und dazu bestimmt sind, Arbeiten mittleren Umfangs, die ein enger begrenztes Stoffgebiet behandeln, aufzunehmen, ist seit der Straßburger Versammlung herausgegeben von der an Mitgliedern reichen, ungemein rührigen Gruppe Bayern: das dritte Bändchen der „Beiträge zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in Bayern“.

Von den „Mitteilungen“ ist seit der Straßburger Versammlung die vorschriftsmäßige Anzahl von jährlich 4 Heften (also 8 Hefte) erschienen, darunter 5 Hefte, die von den Gruppen: Anhalt, Großherzogtum Hessen, Mecklenburg, Schweiz, Hessen-Nassau-Waldeck veröffentlicht, ausschließlich Arbeiten enthalten zur Studien-, Unterrichts- und Erziehungsgeschichte ihrer Territorien.

Nun zu dem großen bibliographischen Unternehmen. Nach Jahrgängen fortschreitend und nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet, verzeichnet und charakterisiert das Werk die gesamte Literatur — Bücher, Aufsätze und behördliche Verordnungen —, die jährlich auf dem Gebiete des Erziehungs-, Schul- und Studienwesens in den Ländern deutscher Zunge veröffentlicht wird. Wie bei den übrigen Publikationen der Gesellschaft auf eine leichte Erschließung des dargebotenen Materials durch planvoll eingerichtete Register ein Hauptgewicht gelegt wird, so sind auch die bisher erschienenen Bände dieser Bibliographie mit ausführlichen Namen- und Sachregistern versehen worden, die ihren reichen Inhalt nach allen Seiten hin erschließen und flüssig machen.

Inzwischen sind nun der 3. und 4. Jahrgang des Unternehmens fertig geworden.

Der eben fertiggestellte 4. Jahrgang verzeichnet mit Erläuterungen die Literatur des Jahres 1899 und zwar sind angeführt

ungefähr 3100 Bücher, über 4000 Aufsätze und 180 behördliche Verordnungen.

Betrachten wir nun das Verhältnis, in dem die einzelnen Publikationen zueinander stehen, so finden wir, daß sie sich ganz dem natürlichen Verlaufe der Forschungsarbeit anpassen; sie sind denn auch nicht einer bloßen Idee zuliebe geschaffen, sondern sie haben ihren Grund und Ursprung in den wirklichen Bedürfnissen, die sich im Laufe einer langen Erfahrung auf diesem Gebiete herausgestellt haben.

Den Ausgangspunkt für alle historisch-pädagogischen Studien bilden die bibliographischen Arbeiten, die dem Autor Mittel und Wege zeigen; die Mitteilungen sammeln die kleineren Dokumente aus dem weiten Bereiche der Erziehungs- und Bildungsgeschichte, sie bieten gewissermaßen die Rohstoffe in ihrer Vereinzelung dar und sollen der Mittelpunkt der Detail- und Lokalforschung sein, mit der jede planmäßige Geschichtsforschung beginnt; die Texte und Forschungen verarbeiten größere Stoffe oder behandeln mehr in sich abgeschlossene Spezialgebiete; die Monumenta setzen derartige Vorarbeiten voraus und bauen sich auf aus Texten und Darstellungen, aus bibliographischem Material und Literaturnachweisen von der Art, wie sie in den übrigen Veröffentlichungen der Gesellschaft dargeboten werden.

Diese umfangreichen Materialien, die in Tausenden von Archiven, Bibliotheken Deutschlands, Österreichs und der Schweiz zerstreut und zum Teil ungehoben liegen, zu sammeln und zu sichten, kann unmöglich von unserer Berliner Zentralstelle aus bewirkt werden. Es ist daher schon in der Beilage zum Plane der Monumenta vom Jahre 1883 auf die Notwendigkeit der Bildung von Gruppen (Sektionen) in den einzelnen Ländern und Provinzen hingewiesen worden. Es bestehen zurzeit 14 solcher Gruppen in Deutschland. Dazu kommen noch die Gruppen Österreich und Schweiz. Ihre Aufgabe ist, innerhalb ihrer Gebiete das erziehungsgeschichtliche Material zu sammeln und zu sichten und dessen wissenschaftliche Verarbeitung zu bewerkstelligen. In ihnen verkörpert sich der föderalistische Charakter unserer Gesellschaft, demzufolge jedem Lande seine Eigenart und den einheimischen Kreisen die volle Selbständigkeit der Forschung gewahrt werden soll. Sie geben der Gesellschaft überall feste Punkte, auf die sie ihre wissenschaftlichen Unternehmungen sowohl wie ihre Propaganda stützen kann. Unter ihnen haben besonders die Gruppen Bayern und Österreich Hervorragendes geleistet. Ohne Zweifel würden aber diese Gruppen viel gekräftigter und wirksamer dastehen,

wenn ihnen die Mittel geboten werden könnten, deren sie zu ihrer Tätigkeit bedürfen. So sind aus Mangel an Mitteln die bis jetzt von den Gruppen angelegten Sammelstellen von Archivalien und Drucksachen meistens nicht über die bescheidensten Anfänge hinausgekommen. Bei rechter Entwickelung könnten diese Sammelstellen sich leicht bei den einzelnen Gruppen zu Schulmuseen ihrer Länder auswachsen. Die Krone dieser bei den einzelnen Gruppen für ihre Territorien gegründeten Schulmuseen könnte sodann eine mit der Berliner Zentralstelle verbundene und aus dieser sich entwickelnde Sammelstätte sein, die zugleich weitgehender Information dienen müßte und den Grundstock eines neuerdings von vielen Seiten geforderten Reichsschulmuseums bilden könnte. Die älteren Besucher der Philologenversammlung werden sich erinnern, daß ich bereits auf der Versammlung in Gießen im Jahre 1885 in meinem Berichte über die pädagogische Zentralbibliothek in Leipzig für die Errichtung eines Reichsschulmuseums eingetreten bin, daß aber die Bemühungen der Philologenversammlung nicht den von uns damals gewünschten Erfolg hatten.

Ich habe auf verschiedenen Versammlungen besonders auf die Notwendigkeit der Sammlung von alten Schulbüchern hingewiesen. Diese Schulbücher, Fibeln, Lesebücher, Grammatiken, Katechismen, Lieder-, Rechenbücher usw. — diese anspruchslosen Werke sind oft die einzige systematische geistige Nahrung großer Bevölkerungsklassen durch Generationen hindurch gewesen und haben tiefere Spuren in der deutschen Volksseele hinterlassen, als viele anspruchsvoll auftretende hochpolitische Begebenheiten, die mit viel Behagen geschildert und von der Nachwelt gefeiert werden.

Bei der Aufstellung des Planes für die Verwendung der von der Reichsregierung und dem deutschen Reichstage gewährten Subvention von jährlich 30000 Mark ist leider auf diese Tätigkeit der Gruppen keine Rücksicht genommen worden. Ich habe mich daher an den Herrn Reichskanzler gewendet und gebeten, daß der Verwendungsplan sich nach den wissenschaftlichen Bedürfnissen richten möge, und daß vor allem Mittel für die Gruppen bereitgestellt werden möchten.

Sollte der Herr Reichskanzler sich meiner Auffassung anschließen, so würde der Grundgedanke der Unternehmungen der Gesellschaft und deren wissenschaftliches Interesse gewahrt bleiben.

Dritte allgemeine Versammlung

in der Aula der Universität.

Freitag, den 9. Oktober 1903.

Der erste Vorsitzende Herr Geh. Rat Prof. Dr. Dittenberger eröffnete die Sitzung 11 Uhr 40 Min.

Er erteilte das Wort Herrn Rektor Prof. Dr. Chr. Muff-Pforta zu seinem Vortrag: **Sophokles in der Schule.**[1])

Von den tragischen Dichtern ist Sophokles wie geschaffen zum Lehrer der Jugend. Versuchen wir zuerst den Dichter als Künstler zu würdigen, d. h. seine Technik näher kennen zu lernen.

Zu den Vorzügen der Sophokleischen Kunst gehört vor allem die Einfachheit und Übersichtlichkeit der dramatischen Handlung. Allerdings ist die Komposition nicht mehr so einfach wie bei Äschylos, sie bleibt aber doch schlicht und leicht faßlich. Das liegt einmal an der Kürze der Stücke, dann an der geringen Zahl der Schauspieler, weiter an der Einschränkung und Vereinfachung der chorischen Lyrik und endlich an der Abgeschlossenheit der einzelnen Stücke. So einfach aber der Inhalt der Stücke ist, so zeigt sich doch in der Führung, Begründung und Entwickelung der Handlung eine große Kunst. Der Dichter verschmilzt die Exposition mit dem Beginn der Handlung in einer Weise, daß die Einheit der Handlung gewahrt und gleich von vornherein die rechte Stimmung erzeugt wird; er steigert das Interesse in einer oder mehreren Stufen, führt naturgemäß zum Höhepunkt und zur Umkehr und läßt die Katastrophe mit Notwendigkeit daraus folgen. Dieser streng geschlossene architektonische Aufbau findet sich in allen Stücken, auch in denen, die keine volle tragische Handlung, sondern nur ihren Abschluß bringen, z. B. im König Ödipus. Hier bildet die Auflösung des vorher geschürzten Knotens die Handlung, und diese Handlung wird mit bewundernswerter Kunst von Stufe zu Stufe aufwärts bis zum Höhepunkt, bis zu dem Augenblick, wo die Seele des siegesgewissen Königs vom Zweifel beschlichen wird, und abwärts bis zur Katastrophe entwickelt.

Was die Dichtung des Sophokles weiter so anziehend und so wertvoll für die Jugend macht, das ist die Wichtigkeit der Themen, die er behandelt, der dramatische Nerv in seinen Stücken und

1) Der Vortrag wird in den „Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik" (Leipzig, Teubner) veröffentlicht werden.

die vollendete Zeichnung der Charaktere. Erst der Dichter, der hohe, wichtige Fragen auf die Bühne bringt und sie so gestaltet, daß sie in enger Verkettung der Begebenheiten abgehandelt werden und die Spannung immer rege erhalten, erst dieser Dichter übt einen tiefgehenden Einfluß. Im Ajas ist der Begriff der Ehre die treibende Kraft; ein Held, der seinen Namen befleckt hat, tilgt die Schmach mit seinem Blute. In der Antigone ficht eine edle Jungfrau für ein Gottesgebot gegen Menschengebot; alle guten Geister stehen auf ihrer Seite, alle Herzen fliegen ihr zu. Und so ist ein Inhalt immer fesselnder als der andere. Dasselbe gilt von den einzelnen Szenen. Man denke an die berühmte Erzählung der Jokaste, mit der sie Rettung bringen will und das Verderben bringt, an die unvergleichlich schöne Erkennungsszene der Geschwister in der Elektra, an die Seelenkämpfe des Neoptolemos und andere mehr; erhabene und anmutige Szenen sind zahlreich durch alle Stücke hin verbreitet. Was die Betrachtung der Charaktere für die Jugend so wertvoll macht, ist der Umstand, daß Sophokles die Menschen nicht läßt, wie sie sind, sondern sie typisch gestaltet und idealisiert. Wie Schiller führt er eine Welt des künstlerischen Scheins vor, und er erhebt, wenn er erschüttert. Dabei sind die einzelnen Personen scharf beobachtet und bis ins kleinste hinein folgerichtig gezeichnet. Dieselbe Anschaulichkeit und Wahrheit zeigt sich bei der Vorführung von Handlungen und der Beschreibung von Zuständen und Örtlichkeiten. Die Kämpfe, die geschildert werden, sehen wir förmlich sich vor uns abspielen; den Hain von Kolonos und die Felsenhöhle des Philoktetes kennen wir, als ob wir darin gewohnt hätten. Auch die anschaulichen Bilder und Vergleiche bezeugen des Dichters genaue Kenntnis der äußeren Welt, und die Echtheit seines Naturgefühls leuchtet aus dem Monolog des Ajas, in dem er Abschied vom Leben nimmt, und ähnlichen Stellen deutlich hervor.

Eine besondere Zierde der Sophokleischen Dichtung, und zwar eine Zierde, die vor allem die Jugend ergötzt, sind die Chorlieder; sie passen immer an die betreffende Stelle, sind voller Gehalt und in entzückende Rhythmen gekleidet.

So gut wie die Technik und mehr noch als diese ist die Tragik geeignet, reifere Schüler anzuziehen und zu fesseln.

Für die Überhebung, deren er sich schuldig gemacht hat, muß Ajas bitter büßen; aber sobald er geläutert ist, wird er in seiner Heldenkraft anerkannt und erhält das Begräbnis, das nun einmal nach dem Glauben der Alten zum Glück auch nach dem Tode gehört; so werden wir erschüttert, aber auch erhoben und

befriedigt. In der Elektra vollzieht sich ein gerechtes Gericht. In den Trachinierinnen sind es die Menschen selber, die ihr Geschick heraufbeschwören, aber das Ende ist nicht Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, sondern eine lichte, besänftigende Gestaltung der Dinge. Philoktet leidet unschuldig, gewiß, aber dem Leiden wird ein Ende gemacht, der Held erlangt volle Heilung und volle Genugtuung; Götterwille und Menschenwille finden sich in Eintracht zusammen, und die schöne Entwickelung des jungen Neoptolemos trägt wesentlich dazu bei, daß wir freudig gestimmt werden. Aber leidet nicht Antigone unschuldig? Ist dies nicht ein ungereimter, ungerechter Vorgang? Nein. So viel Elend die Jungfrau auch erleidet, sie ist doch viel mehr beneidens- als beklagenswert; sie ist ganz Begeisterungsaufschwung und eine so lichte, hoheitsvolle Gestalt, daß ihr auch der Tod von ihrer Erhabenheit nichts nehmen kann. Überdies siegt ihre gerechte Sache. Ganz deutlich tritt die poetische Gerechtigkeit im Ödipus auf Kolonos zutage. Der Dulder, der Entsetzliches erlebt hat, söhnt sich mit dem Götterwillen aus und gelangt zu wahrhaft göttlichem Frieden. Eine Ausnahme von der Regel, daß die Stücke einen befriedigenden Abschluß haben, macht allem Anschein nach der „König Ödipus“. Hier sind es wirklich Angstgefühle bangster Art, die den Kern des tragischen Eindruckes bilden; hier spüren wir etwas von Weltdunkel und Welttiefe. Zweifellos liegt eine Schicksalstragödie vor, aber das Schicksal hat doch noch einen religiös-sittlichen Untergrund. Einmal ist es der Geschlechtsfluch, der die Nachkommen ins Verderben reißt, weil die Vorfahren gefrevelt haben. Sodann wird ein Zustand des Greuels beseitigt und für ein reineres Dasein der Boden geebnet. Weiter gewinnen wir die heilsame Überzeugung, daß der Mensch den Göttern gegenüber ohnmächtig ist und gut daran tut, diese Ohnmacht zu erkennen. Endlich gewährt der Anblick des armen Königs, der in Tränen ausbricht, für seine Töchter zärtlich liebend sorgt und einen edelgesinnten Freund findet, Besänftigung und Erhebung.

Wohl geht die Tragik des Sophokles bis auf die Knochen und in das Mark, und doch bietet er nicht das Tragische der niederdrückenden, sondern das der erhebenden Art, denn er zeigt, daß der Mensch größer ist als das Schicksal und auch im Untergange noch Sieger bleibt. Ein solches Verfahren aber erfüllt die Herzen der Jugend mit fröhlichem Lebensmut und begeisternder Hoffnung.

Einen besonders heilsamen Einfluß darf man sich drittens von der Ethik, von der religiös-sittlichen Anschauung des Sophokles versprechen. Ein Dichter soll keine Moral predigen, aber er soll

sittlich sein. Der Forderung, die Schiller stellt, daß die Bühne eine Schule praktischer Weisheit sei und den Geist der Nation hebe, entspricht kein Theater mehr als das der Griechen in ihrer Blütezeit. Wie das attische Drama aus einem religiösen Volksfeste hervorgegangen ist, so hat es den erbaulichen Charakter immer bewahrt. Auf keiner anderen Poesie aber liegt ein solcher Hauch religiöser Weihe wie auf der des Sophokles. Sophokles glaubt noch an seine Götter, der Wurm des Zweifels nagt noch nicht an seiner Seele. Die Götter sind groß und herrlich, gerecht und streng und doch liebreich und freundlich. Sie wollen das Gute fördern und dem Rechte zum Siege verhelfen. Den Hochmütigen strafen sie, dem, der sich unterwirft, wenden sie ihre Gunst wieder zu. So stehen die Sophokleischen Götter viel reiner und edler da als die des Homer vor ihm und die des Euripides nach ihm; ja, so edel ist die Frömmigkeit des Sophokles, daß man ihm eine nahe Verwandtschaft mit dem Geiste der christlichen Religion hat beilegen können.

Auf derselben Höhe steht des Dichters sittliche Weltanschauung. Recht ist Recht, Unrecht ist Unrecht, und beides wird nach Gebühr gewürdigt. Die ungeschriebenen Gesetze sind es, von denen die Besten sich leiten lassen. Die Tugend steht hoch im Preise und zeitigt die besten Früchte; vor allem wird die Tugend der Liebe mit ihren mannigfachen Ausstrahlungen in schöner Weise gepriesen.

Wie Sophokles ein Lehrer in religiösen und sittlichen Dingen ist, so gibt er auch die beste Anleitung zu philosophischer Betrachtung; in Metaphysik und Logik, in Ethik und Psychologie gewährt er Anregung und Aufschluß.

So ist Sophokles der Schöpfer der hoch gerichteten, stilvollen, harmonisch abgerundeten Tragödie, welche die Gedanken und Formen der Blütezeit griechischer Kultur am besten widerspiegelt; so begeistert er heute noch alt und jung, er mag nun gelesen oder aufgeführt werden; und so gehört er unbedingt in die Prima der drei höheren deutschen Schulen, und zwar in die humanistischen Anstalten im Urtext, in die realistischen in Übersetzungen; wir besitzen ja jetzt eine wahrhaft gute in der Verdeutschung von U. v. Wilamowitz.

Darauf teilt der Vorsitzende einen Antrag von Herrn Prof. Wotke-Wien und Genossen mit, dem die Versammlung zustimmt. Er lautet:

„Die 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner spricht einer hohen Reichsregierung den ehrfurchtsvollsten

Dank aus für die auch in diesem Jahre der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte gewährte Subvention von 30 000 Mark zur Förderung der Forschung auf dem Gebiete der Studien-, Unterrichts- und Erziehungs-Geschichte in den Ländern deutscher Zunge. Sie bittet auch in Zukunft diesen Studien das gleiche Wohlwollen bezeugen zu wollen."

Sodann wird nach dem Vorschlag des Vorsitzenden eine Kommission gewählt, die die Verwendung des Weidmannschen Geschenks von 1000 Mark (vgl. Sitzung 1) bestimmen soll. Gewählt werden folgende sieben Herren: Die beiden Vorsitzenden der Versammlung, die Herren Geh. Räte Dittenberger und Fries, Geh. Rat Lipsius-Leipzig, Diels-Berlin, Leo-Göttingen und die Professoren Reitzenstein-Straßburg und Wissowa-Halle.

Dann sprach Prof. Dr. E. Sievers-Leipzig im Anschluß an frühere Mitteilungen[1]) über: **Ein neues Hilfsmittel der philologischen Kritik.**[2])

Alle menschliche Rede wird nur dadurch sinnvoll und verständlich, daß man die einzelnen Wörter der Sätze durch einen bestimmten Sinnesakzent bindet, der sich namentlich auf rhythmisch-melodischer Grundlage aufbaut. Jeder gesprochene und sinnvolle Satz hat daher, um vom Rhythmischen usw. abzusehen — auch seine bestimmte Satzmelodie. Solche Satzmelodien aber produziert nicht nur der laut Sprechende, sondern auch der nur in Sätzen Denkende, nur mit dem Unterschied, daß der letztere seine Satzmelodien bloß vorstellt, nicht zugleich auch für andere direkt wahrnehmbar macht. Um Geschriebenes verstehen zu können, muß demnach der Leser speziell auch fortwährend wieder Melodien zu den melodielosen Zeichengruppen der Schrift ergänzend hinzufügen, sei es laut sprechend, sei es auch wieder nur vorstellend. Bei dieser Ergänzungsarbeit verhalten sich die Leser verschieden. Während die eine Art geneigt ist, ihr eigenes subjektives Denken und Fühlen in das Gelesene hineinzutragen, reagiert die andere Art mehr instinktiv und naiv auf gewisse Reize, die, wie früher gezeigt wurde, in den geschriebenen Texten verborgen liegen. Durch fortgesetzte Reaktionsproben möglichst zahlreicher Leser der letzteren

1) E. Sievers: Über Sprachmelodisches in der deutschen Dichtung, in dem Universitätsprogramm zum Rektoratswechsel der Universität Leipzig 1901, auch abgedruckt in Ostwalds Annalen der Naturphilosophie I 76 ff. und in Ilberg-Richters Neuen Jahrb. f. d. klass. Altertum, Geschichte und deutsche Literatur 1902. 1 Abt., Bd. IX, 53 ff.

2) Das Thema wird in Buchform ausführlich behandelt werden.

Kategorie, ja schließlich auch durch vorsichtige Selbstzucht beim reagierenden Einzellesen, ist es möglich, nach dem Prinzip der Konstanz in der Reaktion wenigstens innerhalb gewisser Grenzen die Melodietypen festzustellen, welche den schreibenden Autoren bei der Konzeption vorschwebten.

Diese Proben ergeben nun bei vielen Autoren eine ganz auffällige Vorliebe für gewisse melodische Typen, sowohl in der Prosa als besonders in der Poesie. Oft steigert sich diese Vorliebe geradezu zu völliger Gebundenheit der gewählten Typen, sei es innerhalb des einzelnen Werkes, oder in der Gesamtproduktion eines Schriftstellers. In solchen Fällen sind Störungen der Melodietypen, wie man an Überarbeitungen der Werke moderner Meister (z. B. denen mancher Goethischen Jugenddichtungen) zeigen kann, nachweislich oft die Folge von sekundären Eingriffen in den ursprünglichen Text.

Von diesem Standpunkte aus lassen sich nun melodische Störungen auch bei der Kritik von Erzeugnissen der älteren Literaturen vorteilhaft verwerten. Die mittelhochdeutsche Dichtung ist, wie mit Beispielen verschiedener Art belegt wird, ein besonders ergiebiges Feld für dieses Forschungsgebiet, weil die einzelnen mittelhochdeutschen Dichter durchgehends in ihrer Gesamtproduktion melodisch gebunden erscheinen. Aber auch manche antike Autoren zeigen ganz analoge Reaktionserscheinungen. Es ist daher zu erwarten, daß auch bei ihnen die kritische Forschung von dem neuen Erkenntnismittel wird Gebrauch machen können.

Dann spricht Prof. Dr. Br. Keil-Straßburg i. E. über das Thema: **Ein vergessener Humanist.**[1])

Carlo Valgoglio (Carolus Valgulius) ist gegen 1450 in Brescia geboren, seit etwa 1470 lebt er in Florenz. Ein Schüler von Johannes Argyropulos, gehört er zum Kreise des Angelo Poliziano und Marsilio Ficino, der mediceischen Akademie. 1475 finden wir ihn als semilector in Arezzo, seit 1481 ist er in Rom nachweisbar, zuerst im Dienste des Falco Sinibaldi, seit 1493 als Sekretär des Cesare Borgia; er steht in Verbindung mit der römischen Akademie. 1498 kehrte er nach Brescia zurück, erteilte (theoretischen) Musikunterricht, nahm Anteil am öffentlichen Leben der Kommune Brescia, wo er 1517 ermordet wurde. — Er übersetzte aus Plutarchs Moralia, aus Isokrates, Dio von Prusa und Aristeides, aus Cleomedes' *Κυκλικὴ θεωρία τῶν μετεώρων* und Arrians Epiktetea (anscheinend verloren), Anabasis, Indike. Ferner kennen wir

1) Der Druck des Vortrags in erweiterter Gestalt ist beabsichtigt.



aktuelle Schriften und Pamphlete für die Musik und in Angelegenheiten eines kommunalen Streites zwischen der Brescianer Stadtverwaltung und dem Klerus.

Redner weist zum Schluß wie auf die Fruchtbarkeit — die italienischen Bibliotheken bieten eine Fülle noch unverwerteten Materials —, so auf die Notwendigkeit des Studiums des Humanismus seitens der klassischen Philologen hin. Sie werden durch dieses Studium nicht bloß die Geschichte ihrer engeren Wissenschaft fördern, sondern auch objektives Material liefern zur Prüfung der neuen Ansichten und Hypothesen über die Stellung, welche der Humanismus im Werden und Wesen der Renaissancekultur eingenommen hat.

Zuletzt sprach Privatdozent Dr. R. Petsch-Würzburg über:

Chor und Volk im antiken und modernen Drama.[1])

Scherer behauptet in seiner Literaturgeschichte einen engen Zusammenhang zwischen dem Chor der „Braut von Messina“ und ähnlichen Massengebilden in anderen Dramen Schillers, die wir unter dem Namen „Volk“ zusammenfassen. Der Vortragende sucht auf einem raschen Gange durch die Weltliteratur des Dramas die Frage zu beantworten, ob zwischen dem Chor der Alten und den modernen Ensembleszenen tiefere Zusammenhänge historischer oder psychologischer Art vorhanden sind.

Beim modernen Dichter unterliegt die Einführung des Chors subjektiv-künstlerischem Ermessen, im Altertum war sie durch die Entstehung des Dramas bedingt und ward dauernd durch seine Bestimmung. Je reicher nun die Handlung bei den eigentlichen Spielern sich entfaltete, um so mehr mußte der Chor zurücktreten. Jeder der großen Tragiker aber fand sich mit ihm auf seine Weise ab, und Schlegels Wort vom „idealisierten Zuschauer, der dem empirischen voraus empfindet“ schießt schon um seiner allgemeinen Fassung willen weit über das Ziel hinaus.

Die Tragödie bearbeitet die Heldensage, und der Chor setzt sich, was selbst die „Danaiden“ nicht ganz verleugnen, aus Nebenfiguren, dem Gefolge der Helden, zusammen. Daraus ergeben sich für die geniale Intuition des Äschylos zwei wichtige Eigenschaften: unbedingte Dienertreue, die auch bei dem Unglücklichen (Prometheus) und Schuldigen (Perser) aushält, anderseits ein sehr geringes Maß von Aktivität, gerade hinreichend, um die Handlung hier und da durch Frage und Antwort, auch wohl durch erregte Wechselreden zu

1) Der Vortrag wird in den „Neuen Jahrbüchern“ (Leipzig, Teubner) erscheinen.

beleben (Agamemnon), nirgends aber stark genug, um einen wirklich nachhaltigen Einfluß auf den Verlauf der Handlung auszuüben. Dem Helden gegenüber, der in der Verblendung die Gottheit herausfordert, spricht der Chor als unbeachteter Warner, tiefere Einsicht des Dichters in die Weltregierung des Zeus verkündend; am gewaltigsten klingen die Lieder im „Agamemnon“, wo der Chor anfangs seine Verachtung vor der königlichen Buhlerin hinter Schmeichelreden verbirgt, dann aber, durch den Tod des Herrn aufgerüttelt, mit Donnerworten an die Rachegöttinnen appelliert, um sich doch schließlich in die neue Gewaltherrschaft zu fügen.

Mit unverhohlener Verachtung blickt Sophokles auf den Chor als die feige, verächtliche Masse herab, die der Heldin nur als Folie dient und in ihrer kühnen Äußerung persönlicher Religiosität eine schnöde Tat menschlicher Vermessenheit, in ihrem rührenden Abschied vom Leben eine unbegreifliche Umwandlung sieht oder bei Haimons Opfertod für das Recht ein Lied auf die Allmacht der Liebe singt, um schließlich bei Kreons sehr äußerlicher Bekehrung zum frohen Tanze aufzurufen; gerade jene Doppelheit des Innenlebens, in der die Charakterzeichnung des Dichters ihre Triumphe feiert, ist dem Chor mit seiner volkstümlich-geradlinigen, ungebrochenen Weltanschauung unbegreiflich. Höher denkt Euripides vom Volk, geringer von der Macht des Individuums. Die Grenzen verwischen sich. Auch hier, wie bei Äschylos allgemeine Betrachtungen, doch schweifen sie weit von der Handlung ab; das Wichtigste ist den Hauptpersonen in den Mund gelegt, ja diese selbst interpretieren nun ihr Gefühlsleben, während im älteren Drama der Chor doch wenigstens den Löwenanteil an der lyrischen Ausschöpfung der Situationen hatte.

Je mehr in der heldenmäßigen Einkleidung gesellschaftliche und familiäre Konflikte behandelt wurden, je individueller das Innenleben der Einzelpersonen verlief, um so mehr mußte der Chor überflüssig werden und, falls er überhaupt fortlebte, in der späteren Tragödie und der von ihr abhängigen mittleren und neueren Komödie zum bloßen Dekorationsstück werden.

Als solches wird er denn auch von den italienischen Renaissancedichtern in ihren klassizistischen Dramen, z. B. in der „Sophonisbe“ des Trissino äußerlich sklavisch nachgeahmt; innerlich steht er so wenig in Verbindung mit der Handlung, daß manche Poeten den Text gar nicht ausdichten. Nur Pietro Arentino führt in seiner „Orazia“ außer den allegorischen Zwischenaktsgesängen, in richtiger Würdigung antiker Chorgebilde

das römische Volk ein, das freilich, ungeschickt genug, unisono seinen Willen zu erkennen gibt.

In ähnlicher Weise entringt sich in Frankreich den klassizistischen Fesseln der Plėjadeästhetik, der steifen Chortechnik eines Jodelle usw. ein selbständiger Geist, wie Grévin mit seinem César, wo schließlich der Soldatenhaufe bei der Rede des Brutus eisiges Schweigen bewahrt, um dann dem Antonius zuzujubeln. Bei den eigentlichen Klassikern dagegen verbietet die höfische Sphäre ein Eindringen des Volkes, nur die Vertrauten, in gewissem Betracht ein Surrogat des alten Chors, verschaffen uns bei Corneille und Racine Einblick in die komplizierten Charaktere der Helden. Die noble und die belle passion durften ja auf ziemlich rasches Verständnis in diesen höfischen Kreisen rechnen; minder zugänglich waren sie religiösen Stimmungen, so daß die tragédie sainte des Racine (Esther und Athalie) wieder zum Chor als Vermittler zwischen Dichter und Publikum ihre Zuflucht nehmen mußte.

Ungleich volkstümlicher und darum selbständiger gegenüber den Ansprüchen der Klassizistik zeigte sich das spanische Drama. Das Volk bleibt sich seiner Würde bewußt und verteidigt sie gegen den hohen Adel, so daß Lope de Vega in seinem „Fuente Ovejuna“ eine aufrührerische Menge als eigentlichen Helden auf die Bühne bringen konnte. Auch hier war der Chor zum Volk geworden. Wie wenig er sich in der alten Form lebendig erhalten konnte, zeigen die schüchternen Versuche höfischer Dichter, z. B. Calderons „Eifersucht das größte Scheusal“.

In England haben Shakespeares Vorgänger, die sich von der streng klassizistischen Art entfernten, mit dem Chor nicht viel anzufangen gewußt. Zu Moralisationen braucht ihn Peele in „David and Bathseba“, als Lückenbüßer benutzt ihn Marlowe im „Faust“. Diese stolze Herrschernatur gewährte natürlich dem Volke keinen Eintritt in das politische Drama. Shakespeare tat den entscheidenden Schritt. Freilich bringt er, der den gemeinen Mann so liebenswürdig zu schildern weiß, der Masse als solcher keine Sympathie entgegen: In „Heinrich VI.“, „Julius Cäsar“ und „Coriolan“ — immer das plumpe, blinde, sinnlich-selbstsüchtige Gesindel, das dem größten Schreier folgt, der an seine Habgier, seinen Dünkel oder seine Tränendrüsen appelliert.

Erst unsere Klassiker sind darüber hinausgegangen. Für sie kommen weder die deutsche Renaissancedichtung des 16. Jahrhunderts noch die von den Holländern und Italienern abhängige Kunstrichtung eines Gryphius und Lohenstein, weder die wüste

Mischtechnik der Haupt- und Staatsaktionen noch Chr. Weises schüchterner Versuch der Massencharakteristik („Masaniello") noch auch Klopstocks Bardenchöre hauptsächlich in Betracht, sie stehen auf den Schultern Shakespeares; doch haben die Stürmer und Dränger zugleich bei Herder eine gewisse Hochachtung vor dem Volke erlernt, dessen Haltung in politischen Handlungen so oft den Ausschlag gibt.

Freilich, eine höhere Bedeutung hat Goethe der Masse niemals zugestanden, so liebenswürdig er sie auch z. B. im „Egmont" und im Osterspaziergang des „Faust" zu schildern weiß, anfangs die einzelnen Gestalten rund herausarbeitend, später in bequemerer, typisierender Technik. Immer ist das Milieu, in das der Held hineintritt, etwas ihm Fremdes, von dem er sich lossagt, das er überwindet, oder das ihn, wie der Bauernhaufe Götz von Berlichingen, zu sich herabzieht.

Nicht so schroff individualistisch zeigt sich Schiller. Für ihn finden zwischen der Gefühlswelt des einzelnen und der Massen fortwährende Übergänge statt. Die mahnende Stimme der Pflicht wie die lockenden Töne der Neigung finden ihren Widerhall in jenen Gruppen, aus denen sich die „Räuber", die Verschworenen im „Fiesko" oder das Heerlager Wallensteins zusammensetzen. Der Held fühlt sich von der Masse angezogen und glaubt sie seinen persönlichen Zwecken dienstbar machen zu können, bis sie ihm plötzlich als selbständiges Gesamtwesen entgegentritt, das ihn zu Fall bringt. Diese steten Übergänge zeigt nun der Chor der „Braut von Messina" gar nicht. Hier mußte Schiller um der grauen Theorie willen eine Schranke zwischen Herrschenden und Beherrschten errichten, die sonst seiner Kunst fremd ist. Und wenn auch der Inhalt der Chorgesänge sich nirgends über die „Lebensweisheit" des faulen und feigen Philisteriums erhebt — das „lyrische Prachtgewand" hindert uns doch oft genug an der richtigen Auffassung dieser Masse. Schiller hat das Experiment so wenig wiederholt, wie Goethe seine „Helena" wirklich als antikisierende Trimetertragödie zu Ende geführt hat.

Der griechische Chor hat sich überlebt, auf unserer Bühne ist er ein fremdes Gewächs und führt zur Halbheit und Inkonsequenz. Shakespeare hat uns die Wege gewiesen, die unsere Klassiker und nach ihnen die Dramatiker des 19. Jahrhunderts gewandelt sind, die Einführung des lebendigen Volkes in die politische Tragödie an Stelle des veralteten Chors.

Vierte allgemeine Versammlung
in der Aula der Universität.

Sonnabend, den 10. Oktober 1903.

(Beginn 11 Uhr.)

Vorsitzender: Der zweite Präsident Geh. Rat Prof. Dr. D. Fries.

Zuerst erhielt das Wort Prof. Dr. O. Kern-Rostock.[1])

Er sprach über: **Die Landschaft Thessalien und die Geschichte Griechenlands.**

Der Vortragende hat Thessalien im Jahre 1899 zweimal im Auftrage der preußischen Akademie der Wissenschaften bereist, um neues Material für das von dieser vorbereitete corpus inscriptionum Thessalicarum (Inscriptiones Graecae IX 2) zu sammeln. Er betonte den ungeheuren Zuwachs an Inschriften seit Boeckhs Corpus, in dem nur 27 Nummern stehen; jetzt sind es nahezu 1500. Aber nicht den Gewinn für die Geschichte Griechenlands aus den thessalischen Inschriften stellt er hier in den Vordergrund. Ihm kommt es darauf an, nachdrücklich darauf hinzuweisen, was die Natur und die Ruinen des Landes noch heute den Historiker lehren. Thessalien ist ein von der reisenden Altertumsforschung schnöde vernachlässigtes Land, wie denn überhaupt beklagenswerterweise in der Gegenwart für die Landeskunde Griechenlands in dem Sinne von Ludwig Roß und Ernst Curtius, deren Namen auf einer Philologenversammlung in Halle mit dankbarem Stolz genannt werden müssen, wenig oder gar nichts geschieht. Hier trägt die sonst so rühmliche Entwickelung des deutschen archäologischen Instituts in Athen sicher einen Teil der Schuld. Wie kümmerlich die Kenntnis Thessaliens heute ist, wird an mehreren Beispielen nachgewiesen, z. B. an der Lage von Atrax, die noch jetzt unbekannt ist.

Der Vortragende greift dann einzelne Probleme heraus: Larisa Kremaste muß älter als die pelasgische Larisa sein. Die phthiotischen Achäer haben noch im sechsten Jahrhundert nordthessalischen Dialekt gesprochen, wie zwei Inschriften beweisen. Damit ist das von Ed. Meyer hervorgehobene ethnologische Rätsel gelöst. Auch aus Religion und Sage läßt sich beweisen, daß die phthiotischen Achäer, die mit der späteren Tetrarchie Phthiotis durchaus

1) Der Vortrag wird in den „Neuen Jahrbüchern" (Leipzig, Teubner) erscheinen.

nicht identisch sind, vom Norden her in die Othrysgegend und das Spercheiostal gewandert sind.

Die Einwanderung der Thessaler, durch die die Achäer nach dem Süden gedrängt sind, darf nicht als ein großer Kriegszug aufgefaßt werden. Sondern ganz allmählich, vielleicht in Jahrhunderten, sind die Thessaler von West nach Ost vorgedrungen; denn der unwegsame Pindos ist für eine große Heeresinvasion nicht geeignet. So haben auch zu allen Zeiten die Invasionen in Thessalien von Norden her stattgefunden. Die Thessaler haben den Zeus aus Dodona mit nach Thessalien gebracht: denn der Name des Zeus ist nirgends älter als in Dodona, wie Dione beweist. Der Name des dodonäischen Quellgottes ist dann dem auf dem Olympos verehrten Berggotte gegeben. Das sichtbare Bild dieses Gottes aber ist nach dem Vorbilde eines thessalischen Anakten geschaffen und hat als solches die ganze hellenische Welt erobert. Viele Lokalgötter, die vorzugsweise auf Bergen verehrt wurden, haben damals in Griechenland den Namen Zeus erhalten, alle nach dem Vorgange der Männer, die von Epirus her über das Pindosgebirge nach dem Osten kamen und den heimatlichen Gottesnamen Zeus mitbrachten. Parallelen dafür gibt es in der griechischen Religionsgeschichte zu Dutzenden. Denn nicht anders ist es in Kleinasien der Meter ergangen: die griechischen Einwanderer haben sie in Ephesos, Magnesia und vielen anderen Orten einfach mit ihrer Artemis identifiziert. Von Thessalien aus ist dann auch der Bergname Olymp in die anderen Landschaften Griechenlands und Kleinasiens gewandert.

Der Vortragende lehnt dann die Möglichkeit ab, daß die Ausgestaltung des Zeuskults dem Volksstamm zuzuschreiben sei, dem die alten Gräber und Burgen der sogenannten mykenischen Zeit angehören. Auf die Reste dieser Kultur, vor allem auf die neuentdeckte Burg bei Dimini wird näher eingegangen und die Frage nach der Lage von Iolkos erörtert. Dies gibt Veranlassung, die Entstehung der Argonautensage zu streifen und über die Heilgötterfamilie des Pelions nach H. Useners Vorgang zu sprechen. Dabei werden die Beziehungen Thessaliens zur See, vor allem zu Kreta energisch hervorgehoben. Die Burg von Dimini muß in ihrem Verhältnisse zu den Palästen von Knosos und Phaistos ebenso eingehend untersucht werden, wie es jetzt mit Troia, Tiryns und Mykene von Ferd. Noack geschehen ist.

Zum Schlusse wird noch auf Spuren der Dorer beim Tempetal und auf das am wenigsten erforschte Land der Perrhäber hingewiesen, für das der epigraphische Ertrag kein geringer war,

wie namentlich eine in der Nähe des Dorfes Zarkos vom Vortragenden gefundene Urkunde beweist, auf die Referent des näheren eingeht, weil in ihr sowohl ein *Πεῤῥαιβῶν νόμος* als auch ein *νόμος* der Ereikinier erwähnt werden. Danach wird wohl die aus Livius bekannte Stadt Ericinium nicht, wie auch auf H. Kieperts letzter Karte zu lesen steht, in der Nähe von Gomphoi gelegen haben, sondern viel mehr im Nordwesten, eben in der Nähe von Zarkos. Bei dem Namen Gomphoi wird auf die Möglichkeit aufmerksam gemacht, daß gerade dort (beim heutigen Mussaki) der Spaten noch viel Altertümer ans Licht befördern wird, wie denn auch dort das interessante Relief mit der Darstellung der Erkennungsszene aus der Odyssee, das C. Robert in die Kunstwissenschaft eingeführt hat, vom Vortragenden in dem Keller eines Hauses gefunden ist. Ebenda fand er eine den göttlichen Sternen dargebrachte Weihung. Er weist dabei noch auf andere Inschriften hin, welche zeigen, daß Sonne, Mond und Sterne den zur Zauberei wie kein anderer griechischer Volksstamm aufgelegten Thessalern oft der Gegenstand göttlicher Verehrung waren. Bei Krannon schrieb er z. B. eine Weihung an Helios ab.

Der Vortragende schließt mit einem Hinweis auf die gegenwärtige Lage Thessaliens und die Gefahren, die den Altertümern von den heutigen Bewohnern drohen, für die er ein markantes Beispiel aus Osun-Karalar anführt. Aber rühmend erwähnt er die segensreiche Tätigkeit unseres deutschen Konsuls in Volo, Dimitrios Zopotos, dem die Gründung eines Museums in Volo allein zu verdanken ist.

Der Vorsitzende teilt mit, daß Bestellungen auf die Aufnahmen, die ein hiesiger Photograph von Gruppen der Versammlung gemacht, beim Kastellan der Universität aufgegeben werden können.

Sodann erhält das Wort Prof. Dr. W. Meyer-Lübke-Wien zu seinem Vortrage über: **Die romanischen Personennamen in ihrer historischen Bedeutung.**

Haben die Römer im Gegensatz zu den anderen indogermanischen Völkern Europas schon in vorhistorischer Zeit die alten zweistämmigen Namen aufgegeben, so haben sie auch später gerade an den Namen nicht sonderlich festgehalten, vielmehr ist mit dem Untergang des Römerreiches das System ganz untergegangen, und die Namen sind fast nur insoweit geblieben, als das Christentum sie gerettet hat. Das System mußte untergehen, weil die Geschlechtsnamen immer nur in den höheren Schichten wirklich leben; für die Rufnamen aber ist die Mode maßgebend, die Mode, die einen irgendwie überlegenen als nachahmenswert erscheinen läßt, daher zur

Zeit des Überwiegens griechischen Einflusses die vielen griechischen, daher als die Germanen herrschten, die germanischen Namen. Ferner ist namentlich für Koseformen der Einfluß der Mutter von größter Bedeutung.

Abgesehen von Rumänien kennen auch Dalmatien, Rhätien germanische Namen gar nicht, in Sardinien sind sie sehr spärlich, umgekehrt leben hier viel mehr römische Namen, so in Rhätien Sejanus, Lucius, Tiberius.

Über Dalmatien hat Jireczek im ganzen Klarheit gebracht. Besonders bemerkenswert ist, daß die sicher slawischen Namen vorwiegend von Frauen getragen werden, und daß als Verkleinerungssuffixe neben lateinisch -ulu die slawische -ko, -itsa -ša erscheinen, die Kurzformen nur nach slawischer Art gebildet werden: Gabro (Gabriel), Sabo (Sabinus), Barte (Bartholomäus) usw.

Auf dem italienischen Festlande treffen wir die spätlateinisch-byzantinischen Namen, teils reingriechische, wie Eleutherius, Chrysoiohannes, Kyriamaria, teils Übersetzungen, wie Optimus neben Aristos, Vivus neben Zosimus, Cenapurus, Maskulinum zu Cenapura „(Freitag)“, als Übersetzung von Paraskeue, dem Namen einer Heiligen und der Bezeichnung des Freitags. — Gotische Namen fehlen ganz; ein Blandomirus, dessen zweiter Teil gotisch aussieht, ist als Bischof von Bari byzantinischer Herkunft, die Form byzantinische Wiedergabe von slawisch Wlademir. Wohl aber sind langobardische Namen ungemein zahlreich, dann hybride Formen wie Chrisistopertus, Forteramnus oder Übersetzungen wie Lupus. Das langobardische Kosesuffix -zo findet sich nur an germanischen, nicht an kirchlichen Namen: Albizzo. Eine jüngere Schicht ist endlich fränkisch: Ugo, dann die Bildungen auf -ieri aus -hari.

Ganz anders liegen die Verhältnisse auf der iberischen Halbinsel. Zunächst sind die iberisch-baskischen Namen auszusondern, wie Urraca aus baskisch urraca ‘Elster’, Velasco, portugiesisch Vasco zu baskisch bele ‘Rabe’. Die christlichen Namen sind selten, die germanischen durchaus gotisch, also -mir, -mud, gegenüber althochdeutsch -mar, -muot; so Gelvira, heute Elvira, das ein bibelgotisches Gailavera darstellt. Dann begegnet hier das gotische Kosesuffix -ila: Trudila u. dgl. Daneben stehen nun aber auch -mar-Namen, die vorläufig nicht geographisch zu umgrenzen sind, und zu deren Beurteilung die Verschwägerungen zwischen westgotischen und fränkischen Fürsten und der Name Gunthimar eines Westgotenkönigs in Betracht zu ziehen ist.

In Frankreich ließen sich ähnlich Franken im Norden, Burgunden im Osten, Westgoten im Süden unterscheiden. Aber die mächtigen Franken haben die gotischen -mir-Namen, die noch ums Jahr 1000 zahlreich waren, völlig vergessen lassen, so daß im 12. und 13. Jahrhundert auch Südfrankreich nur mehr -mar kennt.

Nach dem Schluß dieses Vortrages verliest der Vorsitzende die Antwort Sr. Majestät des Kaisers auf das Huldigungstelegramm vom 7. Oktober (s. Festbericht).

Sodann teilt der Vorsitzende einen Antrag der vereinigten philologischen, archäologischen, historisch-epigraphischen Sektionen auf schnelle Veröffentlichung der Papyri des Erzherzogs Rainer mit, den die Versammlung ohne Debatte annimmt. Er lautet:

> Die vom 7. bis 10. Oktober d. J. in Halle a. S. tagende 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner hat in ihrer Plenarsitzung am 10. Oktober auf Grund eines von den vereinigten philologischen, archäologischen und historisch-epigraphischen Sektionen an sie gestellten Antrages beschlossen, einem Hohen K. K. Ministerium für Kultus und Unterricht nachstehende Bitte zu unterbreiten.
>
> Es ist ein anerkanntes wissenschaftliches Bedürfnis, daß die aus Ägypten erworbenen Papyrusurkunden ehetunlichst im Wege der Veröffentlichung der allgemeinen Benutzung zu philologisch-historischen Forschungszwecken zugänglich gemacht werden, und die rasche Veröffentlichung der Urkunden erscheint so wichtig, daß selbst eine Ausgabe ohne eingehende Erläuterung des Inhalts der einzelnen Texte einer bis ins einzelne erläuternden Edition dann vorzuziehen ist, wenn die letztere, wie es fast stets der Fall ist, nur unter Aufwendung eines größeren Maßes von Arbeitszeit, also in einem späteren Zeitpunkt hergestellt werden kann.
>
> Nachdem die Texte der vor etwa fünfundzwanzig Jahren durch die Anweisung Sr. Kaiserlichen Hoheit des Herrn Erzherzogs Rainer von Österreich erworbenen, überaus reichen und wertvollen Papyrussammlung, welche, wie verlautet, derzeit mit der K. und K. Hofbibliothek in Wien vereinigt ist, bisher nur zum kleinsten Teile im Druck veröffentlicht sind, macht sich das bezeichnete Bedürfnis gegenüber dieser berühmten Sammlung, deren Besitz zu den wissenschaftlichen Ruhmestiteln Österreichs gezählt werden darf, seit geraumer Zeit in gesteigertem Maße geltend.

Angesichts dessen hält die Philologenversammlung sich für verpflichtet, an das K. K. österreichische Unterrichtsministerium heranzutreten und im Vertrauen auf das seitens dieser hohen Behörde so vielfältig bewiesene wohlwollende Verständnis für die Aufgaben und Interessen der Wissenschaft dem genannten hohen Ministerium die ehrerbietige Bitte zu unterbreiten,

dasselbe wolle gütigst bei den mit der Verwaltung der vormals Sr. Kaiserlichen Hoheit dem Herrn Erzherzog Rainer gehörigen Papyrussammlung betrauten Behörden seinen Einfluß dahin geltend machen, daß die Texte dieser Sammlung in Bälde der wissenschaftlichen Forschung durch Publikation zur Benutzung anheimgegeben werden mögen.

Darauf erstatteten die Vorsitzenden der einzelnen Sektionen den gewohnten Bericht über deren Tätigkeit; es sprachen Prof. Dr. Wissowa für die philologische, Direktor Dr. Rausch für die pädagogische, Prof. Dr. Robert für die archäologische, Prof. Dr. Strauch für die germanistische, Prof. Dr. Wilcken für die historisch-epigraphische, Prof. Dr. Wiese für die romanistische, Prof. Dr. Wagner für die englische, Prof. Dr. Brugmann für die indogermanische, Prof. Dr. Prätorius für die orientalische und Prof. Dr. Wangerin für die mathematische Sektion.

Sodann erstattete der Vorsitzende Bericht über die Beratungen der Kommission für die Wahl des nächsten Versammlungsortes. Einladungen waren eingelaufen von Hamburg und Salzburg. Für Hamburg sprach namentlich, daß 1905 gerade 50 Jahre verflossen sein würden, seit man dort zum erstenmal getagt hatte. Danach schlug man als Ort für die 48. Versammlung Hamburg vor, die 49. aber solle dann in einer österreichischen Stadt — jedoch nicht in Wien — tagen.

Der Vorsitzende erteilte darauf das Wort Herrn Prof. Dr. Bormann-Wien, der die Einladung nach Salzburg überbracht hatte. Dieser zog seinen Antrag zugunsten des Kommissionsvorschlags zurück, und so erhielt dann Herr Direktor Prof. Wegehaupt das Wort, um die Einladung Hamburgs zu überbringen. Das tat er in herzlichsten Worten; er erklärte, daß sich Hamburg mit Kiel verbinden werde und schlug vor, zum ersten Präsidenten Herrn Schulrat Prof. Dr. Brütt-Hamburg, zum zweiten Herrn Universitätsprofessor Dr. P. Wendland-Kiel zu wählen.

Mit lautem Beifall nahm die Versammlung diese Vorschläge sämtlich an.

Danach ergriff der Vorsitzende, Geh. Rat Fries, das Wort, um mit dem Danke an Teilnehmer und Vortragende das Abschiedswort zu sprechen. Er führte aus:

Wir stehen am Schluß unserer Verhandlungen, und es erübrigt nur noch, daß ich nach altem Herkommen als zweiter Vorsitzender im Namen der leitenden Ausschüsse allen Anwesenden für ihre zahlreiche und anhaltend rege Beteiligung, im Namen der Versammlung den Herren Vortragenden für die reiche und gewiß nachwirkende Anregung, die sie uns gegeben, den wärmsten Dank ausspreche, sodann aber ein Abschiedswort an Sie richte, das — Ihnen allen nach so vielem Hören gewiß erwünscht — den Vorzug der Kürze haben soll.

Wir dürfen, denke ich, mit Befriedigung und Genugtuung auf die verflossenen Tage zurückblicken. Ihr Inhalt birgt reiche Frucht für Geist und Gemüt. Wurden uns in den allgemeinen Sitzungen von Gelehrten ersten Ranges wichtige Ergebnisse ihrer Forschung vorgeführt, die weit über die Kreise der Fachgenossen hinaus Interesse beanspruchen — unser Blick schweifte über Griechenland nach Rom, durch das deutsche Mittelalter in die Humanistenzeit und zu Friedrich August Wolf —, wurde in den Sektionssitzungen auf jedem einzelnen Gebiete, sonderlich auch auf dem pädagogischen den unsere Gegenwart bewegenden Fragen gründlich nachgegangen, so bot sich hinwiederum in freien Stunden, bei zwanglosem Zusammensein willkommene Gelegenheit zu persönlichem Verkehr und Gedankenaustausch, zur Wiederbelebung früher geknüpfter, werter Beziehungen, und unser Vergnügungsausschuß sorgte an seinem Teile mit anerkennenswerter Bemühung und erfinderischem Sinne für Erquickung der Seele und Genuß.

Soll ich den allgemeinsten und weitreichendsten Gewinn bezeichnen, den diese Gemeinschaftstage meines Erachtens uns gebracht, so erblicke ich ihn in dem engen Zusammenleben und Zusammenwirken von Gelehrten und Schulmännern, denen sonst auf ihren getrennten Arbeitsfeldern das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit in höherem Sinne schwinden, hier aber aufs neue und aufs deutlichste in den Beziehungen des Gebens und Empfangens der Wert eines Zusammenhaltens vor Augen gerückt werden muß. Zwar unmittelbar ist dies als Zweckbestimmung in den vielmehr rein wissenschaftlich gefaßten Statuten unserer Versammlung nicht ausgedrückt, und die pädagogische Sektion, zuerst 1845 in Darmstadt abgezweigt, hat erst durch die Berliner Statuten vom Jahre 1850 offizielle Anerkennung erhalten, aber schon unter den Gründern waren doch Männer wie Ahrens, Kohl-

rausch und Thiersch der praeceptor Bavariae, und die Frucht, an die ich denke, mußte sich naturgemäß von selbst ergeben, das hat einer der treuesten Teilnehmer, Eckstein, dankbar bezeugt, als er 1867 in Halle einen geschichtlichen Rückblick gab. „Diese Versammlungen“, sagte er, „sind mir eine große Lebensfreude und ein wahres Herzensbedürfnis; stets sind wir aus ihnen gekräftigt, gehoben, getröstet auseinandergegangen.“ Und Schrader, dessen ehrwürdige Gestalt uns noch vergönnt ist in unserer Mitte zu erblicken, auch für uns das grande decus columenque rerum, einst Ecksteins treuer Genosse, würde einstimmen in dieses innig empfundene Lob.

Von solcher Rückwirkung der Wissenschaft auf die Schule, von der fruchtbringenden Verbindung von Wissenschaft und Praxis zu reden, dürfte kaum ein Ort geeigneter erscheinen, als unser Halle, denn wenn von einer Universität, so darf von der alma mater Fridericiana gerühmt werden, daß sich der Einfluß ihrer Dozenten auf das höhere Schulwesen in hervorragendem Maße erwiesen hat; schon allein der Name Friedrich August Wolfs stellt die Tatsache in das hellste Licht. Und von den Franckeschen Stiftungen, deren Verdienst einst Bernhardys beredter Mund auf dem 25. Philologentage gepriesen, darf man nicht nur wie dieser behaupten, daß sie mit der Universität im Verbande und in steter Wechselwirkung geblieben, daß sie von ihr stets frische Lehrkraft empfangen und ihrerseits praktisch geübte Lehrer an andere Schulen abgegeben haben, sondern man muß es auch bezeugen, daß aus ihren Kollegien infolge der aufs günstigste sich darbietenden Anregungen der Universität je und je Dozenten hervorgegangen sind, die ebenso als Gelehrte wie als akademische Lehrer geglänzt haben. Ich erinnere nur an Bergk, Keil und Eckstein.

Aber freilich, die Zeiten, wo die Gelehrsamkeit auch in den Reihen der höheren Lehrerschaft eine Stätte hatte, sollen — so sagt man — jetzt vorüber sein. Männer wie Meineke am Joachimthal und Bonitz am grauen Kloster — fuerunt! Kein Geringerer als Fr. Paulsen hat das behauptet, aber doch können wir sein Urteil in dieser Allgemeinheit nicht als richtig anerkennen, denn die Beteiligung an der wissenschaftlichen Arbeit hat unter uns nie gänzlich geruht und ruht auch jetzt nicht; das läßt sich beweisen und ist auch in diesen Tagen hier unter uns in Vorträgen und Festschriften zur Erscheinung gekommen. Indessen eine Verminderung im Vergleich zu früheren Zeiten mag zugegeben werden, das ist begründet einmal in den gegen früher so stark veränderten Zeitverhältnissen, die auch die Lehrerwelt mehr zur Teil-

nahme am öffentlichen Leben hindrängen, hauptsächlich aber in der stetig fortschreitenden und nicht aufzuhaltenden Spezialisierung der wissenschaftlichen Forschung, die jedem, der nicht ganz im Zuge und in ununterbrochener Benutzung der literarischen Hilfsmittel bleiben kann, das Mitarbeiten schwierig macht und eine bloß gelegentliche Beteiligung eigentlich überhaupt ausschließt. Von dieser Regel gibt es nur wenige Ausnahmen, in unserer Provinz vorzugsweise etwa Pforta, dessen stille, klösterliche Abgeschiedenheit von jeher der Einkehr der Musen günstig gewesen ist.

Unsere preußische Unterrichtsbehörde hat nun in neuerer Zeit durch mehrfache Maßnahmen ihre Absicht bekundet, die wissenschaftliche Bedeutung des Standes zu heben, um ihm innerhalb der Gelehrtenwelt Achtung und Beachtung zu sichern. Sie fördert seine wissenschaftliche Fortbildung unausgesetzt, sonderlich auf den Gebieten der Archäologie, der neueren Sprachen und der Naturwissenschaft. Durch Einreihung in die wissenschaftlichen Prüfungskommissionen setzt sie ihn in direkte Berührung mit den Fachgelehrten und betraut ihn mit einer verantwortlichen Aufgabe, die zu eigener Vertiefung auffordert. Sie hat endlich seit einem Jahre mit dankenswertester Bereitwilligkeit eine namhafte Summe „zur Förderung wissenschaftlicher Bestrebungen an den höheren Lehranstalten“ in den Kultusetat eingestellt, deren Verwendung eine freie, nach den Umständen sich richtende sein soll, sei es, daß ein Lehrer Ermäßigung seiner Stundenzahl oder Urlaub begehrt, um in der erforderlichen Muße größere Bibliotheken und Archive zu benutzen, oder daß sie ihm eine Beihilfe zu Studienreisen gewährt oder die Veröffentlichung einer wissenschaftlichen Arbeit durch einen staatlichen Beitrag ermöglicht.

Damit wird eine freudige Aussicht eröffnet. Denn wenn es auch noch nie an Lehrern gefehlt hat, welche die Befriedigung wissenschaftlicher Neigungen mit gewissenhafter Pflichterfüllung in ihrem Amtsleben zu vereinigen wissen, so ist doch diese Doppelleistung aufreibend, und man geht auch nicht von anspannender Lehrtätigkeit sofort über zu dieser edelsten und vornehmsten relaxatio animi. Die Berufsarbeit hintenanstellen wird niemand wollen, auf ihr muß ja gerade das Schwergewicht ruhen bleiben; auch einer Halbheit und Geteiltheit reden wir nicht das Wort, wo man mit dem einen Fuß in der Wissenschaft, mit dem anderen in der Praxis steht und keine Verbindung beider Gebiete zu finden weiß. Aber diese sind gar keine sich abstoßenden Pole, denn ein gründlich arbeitender Lehrer fühlt sich immer wieder zum Einblick in den Stand der Wissenschaft aufgefordert, ebenso fließt

aus dem wissenschaftlichen Otium etwas hinüber in die Praxis von Erfrischung und Anregung, und Paulsen hat ganz recht, wenn er sagt, „es gibt nichts, was die Widerstandskraft gegen die niederziehenden Momente, die ja keinem Berufe fremd sind, mehr stärkt als ein fortdauerndes Interesse an der Wissenschaft".

Welcher Lehrer dächte bei den niederziehenden Momenten nicht an die oft beklagten *τρία κάππα κακά*: Korrekturen, Censuren, Konferenzen, notwendige Dinge, auch von innerem Werte, deren Erledigung aber bei aller Hingebung doch ermüdend wirkt, so daß die Seele sich dann gleichsam nach einem erquickenden Bade sehnt, wie es ihr wissenschaftliche Muße bieten kann. Auch was der Lehrer sonst in dem oft aufreibenden Unterrichtsgeschäft an Heiterkeit des Gemütes, an Gleichmaß der Stimmung etwa einbüßt, er mag es wiederfinden, wenn ihn stille Versenkung in wissenschaftliche Fragen dem alltäglichen Treiben entrückt und Frieden in die Seele gießt. Es ist dann, als wenn man einen sicheren Schatz im Herzen trägt, der von äußerer Unbill unberührt bleibt: man fühlt sich erhaben über kleinliche Auffassung, urteilt und entscheidet besonnener über Fragen des Unterrichts und der Erziehung. Ja man wird weiser, indem man wissenschaftlich arbeitend der Wahrheit nachspürt; nach Goethes Ausspruch ist „die Weisheit nur in der Wahrheit".

Wir haben also alle Ursache, unserer Unterrichtsverwaltung dafür dankbar zu sein, daß sie den Anregungen, die in dieser Hinsicht auf der Junikonferenz des Jahres 1900 namentlich von v. Wilamowitz ausgingen, so rasch und wohlwollend Folge gegeben hat; wir versprechen uns davon reiche Frucht für die so zu wissenschaftlicher Arbeit Berufenen, ferner für die Kollegien, denen sie angehören, endlich für die Schulen, an denen sie wirken, und somit für das ganze höhere Schulwesen unseres Vaterlandes. Aber wir begrüßen auch jede andere Förderung und Belebung wissenschaftlichen Sinnes in unseren Kreisen mit freudigem Dank, und darum noch einmal der vertrauensvolle Wunsch: Möge auch aus den Verhandlungen unserer Versammlung in dieser Beziehung ein reicher Segen hervorgehen und sich weithin verbreiten.

Und nun das Lebewohl, das vale, das ich Ihnen zurufe, ist triste in dem Sinne, daß wir Sie, die Davoneilenden vermissen und daß wir nach schönen eindrucksvollen Tagen zunächst eine schmerzliche Leere empfinden werden, aber doch auch ein freudiges in dankbarer Erinnerung an die genossene Gemeinschaft und in der Hoffnung auf ein Wiedersehen.

Ich erkläre die 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für geschlossen. Wir gehen der 48. Versammlung in Hamburg entgegen.

Zuletzt ergriff noch Herr Geh. Rat Prof. Dr. Uhlig-Heidelberg das Wort zu einer kurzen Schlußbemerkung. Er sagte:

Meine Herren! Es wird uns dankbare Erinnerung von seiten Halles zugesichert. Aber die zu danken haben, das sind wir! Wenn ich es wage, da kein anderer sich im letzten Augenblick unseres Zusammenseins erhebt, diesem Dankgefühl Ausdruck zu geben, so mag zu weiterer Entschuldigung dienen, daß ich einer von den doch wohl recht wenigen bin, die schon an der Haller Philologenversammlung vom Jahre 1867 teilgenommen haben. Wer nun in der Lage ist, das Damals und das Diesmal zu vergleichen, kommt gewiß zu dem Ergebnis, daß, so herrlich es vor 36 Jahren war, es doch jetzt in manchem Betracht, nach Anlage und Ausführung, noch herrlicher gewesen ist; und das verdanken wir vor allem unserem verehrten Oberpräsidium und den verschiedenen Unterpräsidien. Und stellen wir die Stadt Halle von damals und die von heute einander gegenüber, so springt in die Augen die Wandlung eines nur durch einige ältere Bauwerke interessanten Ortes in einen Platz, den eine Fülle glänzender öffentlicher Bauten und geschmackvoller Privathäuser ziert. Eines aber ist geblieben, das häufig weicht, wo der Glanz einzieht, der herzliche Sinn der Bewohner, von dem wir mehr als einen Beweis, einen unvergeßlichen besonders gestern abend empfangen haben. Doch vergessen wir nicht einer dritten Quelle unseres hiesigen Wohlseins. Wenn wir mit ihr nicht begonnen haben, könnten wir nach dem *ἐκ Διὸς ἀρχώμεθα* sogar eines *ὕστερον πρότερον* geziehen werden. Wir sind, meine ich, im höchsten Grade auch dem Jupiter pluvius verpflichtet, der vor den Tagen des Kongresses sich nur zu oft in diesem Herbst ausgesprochen, aber während dieser Festwoche, abgesehen von einer nächtlichen Äußerung, an sich gehalten hat. Diesem Jupiter bringen wir für seine Enthaltsamkeit, dem Präsidium für seine aufopfernde Tätigkeit, der Stadt Halle für ihre glänzende Gastfreundlichkeit unseren herzlichsten Dank dar. (Beifall.)

Dies Lob stieg dem alten Heidengotte freilich zu Kopf, denn während der Redner noch sprach, begann der Oktoberwind bedenklich um die Aulafenster zu pfeifen, und Wolken bezogen den Himmel. — So schloß der wissenschaftliche Teil der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Halle a. S.

Philologische Sektion.

Erste (konstituierende) Sitzung

im Auditorium IX des Universitätsgebäudes.

Mittwoch, den 7. Oktober, 2 Uhr nachmittags.

Zu Vorsitzenden werden auf Vorschlag des Geh. Regierungsrates Prof. Dr. F. Leo (Göttingen) durch Akklamation die bisher provisorisch fungierenden Obmänner Prof. Dr. G. Wissowa-Halle und Gymnasialdirektor Propst Dr. K. Urban-Magdeburg gewählt, zu Schriftführern die Herren Prof. Dr. R. Holland-Leipzig und Dr. A. Klotz-Leipzig. Die Zahl der in die Listen eingetragenen Teilnehmer der Sektion betrug 308.

Zweite Sitzung

im Auditorium IX des Universitätsgebäudes.

Donnerstag, den 8. Oktober 1903, 9 Uhr vormittags.

Vorsitzender: Prof. Dr. Wissowa.

Prof. Dr. H. v. Arnim-Wien sprach: **Über die neue Theorie der Daktylo-Epitriten.**

Während nach der älteren Auffassung die daktylo-epitritischen Strophen aus daktylischen Kola (hauptsächlich Tripodien mit oder ohne Auftakt) und aus schweren trochäischen Dipodien zusammengesetzt sind, werden sie von der neuen Theorie, die in der Pindarausgabe von Otto Schröder und in etwas modifizierter Form auch in der Bakchylidesausgabe von Blaß zugrunde gelegt ist, als Ioniker aufgefaßt. Als Formen des Ionikers, die in diesen Strophen zugelassen werden, ergeben sich durch Zerlegung des Kolon – – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ – fallender Ionikus und Choriamb, durch Zerlegung des Kolon – ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – – Choriamb und steigender Ionikus, und aus den sogenannten Epitriten – – ⏑ × als retardierter fallender und × ⏑ – – als retardierter steigender Ioniker. Vereinzelt kommt daneben die reine trochäische Dipodie – ⏑ – ⏑ vor. Der Vor-

tragende untersucht diese Theorie in ihrem Verhältnis zu den allgemeinen theoretischen Grundlagen der griechischen Metrik und zur antiken Theorie. Ihre Möglichkeit hängt von den Grenzen ab, die der Beweglichkeit des ionischen Fußes gezogen werden müssen, wenn er überhaupt ein besonderes, von anderen verschiedenes Versmaß sein soll. 1. Der Gesamteindruck des Verses auf ein rhythmisch gebildetes Ohr entscheidet, ob er als ionisch gelten darf. Es muß sich der spezifisch ionische Rhythmus, d. h. der Rhythmus des reinen Ionikus, als vorherrschend geltend machen. Dies ist in den daktylo-epitritischen Strophen nicht der Fall. 2. Die Möglichkeit der neuen Theorie hängt vor allem davon ab, ob die Iktustheorie beizubehalten ist. Sie wäre nur möglich in einer iktuslosen Metrik. Der Vortragende sucht zu zeigen, daß die Annahme eines dynamischen Momentes neben dem mensuralen in der griechischen Rhythmik sowohl durch die empirischen Tatsachen des griechischen Versbaues gefordert werde, als auch in der Lehre des Aristoxenos vom *ἄνω* und *κάτω μέρος* des Taktes implizite enthalten sei. Bezeichnen aber diese Ausdrücke einen dynamischen Unterschied und ist die Iktuslehre in diesem Sinne beizubehalten, so ergibt sich für die Beweglichkeit des ionischen Fußes eine weitere Beschränkung, nämlich die Unmöglichkeit, fallende und steigende Füße innerhalb desselben Kolon zu vereinigen. Es macht die neue Theorie unmöglich, daß sie durchaus genötigt ist, diese Vereinigung anzunehmen. 3. Wo, wie beim Ionikus, eine weitergehende Beweglichkeit als die durch Auflösung und Zusammenziehung bedingte zugelassen wird, indem noch die Anaklasis hinzutritt, d. h. eine Verschiebung von Ikten, kann sich diese Verschiebung nur auf die Nebenikten, nicht auf die Hauptikten beziehen, da sonst ein durch alle Takte durchgreifender Rhythmus überhaupt nicht vorhanden wäre. Diese Auffassung sucht der Vortragende durch eine Analyse der von Hephästion in den Kapiteln über Ioniker, Choriamben und Antispasten vorgetragenen Theorie der *ἐπίμικτα* sicherzustellen. Es ergibt sich nämlich die bedeutsame Tatsache, daß alle *ἐπίμικτα* Hephästions, die er in jenen vier Kapiteln bespricht, nicht nur die gleichen Abstände der Hauptikten wahren, sondern überhaupt rhythmisch identisch sind. Wie die reinen Ioniker mit Choriamben und Antispasten eine *ἐπιπλοκή* bilden, indem sie sich nur dadurch unterscheiden, daß aus der gleichen rhythmischen Reihe ein anderes Stück herausgeschnitten ist und sich infolgedessen, wenn man vom Anfang der Reihe aus mißt, verschieden geformte Zähltakte ergeben, so bilden auch die *ἐπίμικτα* in demselben Sinne eine *ἐπιπλοκή*. Ist dies richtig, so

kann niemals der Choriamb als Vertreter des Ionikus auftreten und überhaupt nicht ein Fuß derselben *ἐπιπλοκή* für den anderen. Solche Füße sind nach der antiken Theorie einander antipathisch, weil durch ihre Verbindung die gleichen Abstände der Hauptikten aufgehoben werden. Von hier aus läßt sich die neue Theorie widerlegen, weil sie auf der Zulassung des Choriambus als Stellvertreters des (steigenden oder fallenden) Ionikus beruht. Hephästion hält zwar bekanntlich eine *μῖξις κατ' ἀντιπάθειαν* für möglich und erklärt durch sie eine Reihe der wichtigsten lesbischen Liedermaße. Aber gerade diesen Teil seiner Theorie müssen wir als im schlechten Sinne bloß metrisch und den rhythmischen Tatsachen nicht gerecht werdend verwerfen. Selbst wenn wir eine *μῖξις κατ' ἀντιπάθειαν* überhaupt für möglich halten, können wir sie doch bei Pindar nicht glaublich finden, da ein von Takt zu Takt eintretender rhythmischer Taktwechsel dem feierlichen Charakter dieser Poesie widerspricht und in die orchestischen Evolutionen eine unleidliche Unstetigkeit gebracht haben würde. 4. Auch die Auffassung der Formen – – ⏑ × und × ⏑ – – als retardierte Formen des fallenden und steigenden Ionikus ist unhaltbar, da nicht selten diejenigen Längen aufgelöst werden, die nach dieser Auffassung durch Retardierung entstanden sind, also als irrationale Längen unauflösbar sein müßten. Auch widerspricht es dieser Auffassung, daß für – ⏑ – – öfter der reine Ditrochäus – ⏑ – ⏑, nie aber, was man viel eher nach jener Auffassung erwarten sollte, der reine Ionikus ⏑ ⏑ – – eintritt. 5. Ein weiterer Einwand gegen die neue Theorie ist, daß sie uns nötigt, dieselbe Silbenfolge, wenn sie sich innerhalb derselben Strophe wiederholt, verschieden zu rhythmisieren. 6. Auch fügen sich die gar nicht seltenen daktylischen Tetrapodien und Pentapodien nicht ohne Gewaltsamkeit der ionischen Messung. 7. Die freiere Behandlung des Versmaßes im achten nemeischen und im dreizehnten olympischen Liede läßt sich mit der daktylischen Messung, durch Anwendung der in den äolischen Daktylen herkömmlichen Freiheit des ersten Taktes, vereinigen, nicht aber mit der ionischen Messung.

Diesen Beweismomenten gegenüber kann man sich auf die in den Pindarscholien und in anderen metrischen Scholien begegnende ionische Analyse solcher Verse nicht berufen, weil diese Scholien bloß metrisch im schlechten Sinne sind, die falsche Kolometrie der Handschriften als Grundlage nehmen und überhaupt kein annehmbares Prinzip der Analyse folgerichtig durchführen.

Die weiter noch beabsichtigten Ausführungen des Vortragenden unterblieben wegen der vorgerückten Zeit.

In der Diskussion hob Prof. Dr. F. Blaß-Halle hervor, daß die vom Vortragenden bekämpfte Theorie nicht die seinige sei, indem er selbst nie die Daktylo-Epitriten mit den Ionikern in Verbindung gebracht habe, und entwickelte kurz seine Auffassung der Daktylo-Epitriten, besser Enhoplien, als aus dem Hexameter durch besondere Rhythmisierung (2 × 6 in jedem Kolon) hervorgegangen.

Auch Prof. Dr. Otto Schröder-Berlin vermochte in der soeben zum Scheitern gebrachten Theorie die seine nicht wiederzuerkennen. Er bat, gegenüber der ihm zugeschriebenen Messung Pind. Olymp. III – ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ –́ – und gegen den Vorwurf eines unerhörten Taktwechsels sich auf die Bemerkung beschränken zu dürfen, daß die nun einmal nicht wegzuleugnende (von dem Herrn Vortragenden leider kaum berührte) Freiheit der Responsion und die sich daraus ergebenden historischen Konsequenzen ihn gerade zur Beseitigung des früher immerfort eintretenden Taktwechsels geführt haben. Er rezitierte nach seiner Analyse die Strophe Pind. Olymp. XII mit der Bitte, darauf zu achten, ob das Ohr Taktwechsel wahrnehme.

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. F. Leo-Göttingen hob hervor, daß die *ἐπιπλοκή* wahrscheinlich nur ein Versuch zur systematischen Darstellung der gleichsilbigen Metra sei, bezweifelte das Nichterscheinen der choriambischen Anaklasis des steigenden ionischen Metrons, während sie für das fallende kaum nachweisbar sei, und betonte die Unmöglichkeit, die ursprüngliche Natur des daktyloepitritischen und anderer Maße auszudeuten, solange die Beobachtung unter historischen Gesichtspunkten unzureichend sei.

Der Vortragende konstatierte in seinem Schlußworte mit Bezug auf die Bemerkung des Geheimrats Leo, daß er die antike Theorie vor der *ἐπιπλοκή* nicht für adäquat, sondern für den mangelhaften theoretischen Ausdruck wirklicher Tatsachen halte, und antwortete auf die Frage des Herrn Prof. Schröder, ob er in seinem Vortrag der pindarischen Strophe Taktwechsel bemerkt habe, verneinend, glaubte aber in dieser Rezitation nicht ionische, sondern daktylotrochäische Rhythmisierung herausgehört zu haben. Auf weiteres Eingehen in die von den Vorrednern gemachten Einwände verzichtete er wegen der vorgerückten Zeit.

Es folgte der Vortrag von Prof. Dr. F. Marx-Leipzig: **Über die metrische Komposition des XXVIII. und XXIX. Buches des Lucilius.**[1])

1) Die Abhandlung erscheint in den Prolegomena der Ausgabe des Lucilius, Lips. 1904.

Der Vortragende behandelte die Komposition des Werkes des Nonius, dessen schichtenweise Entstehung, und erörterte die Individualität der einzelnen *servi litterati*, denen Nonius die Exzerpierung der Autoren seiner Bibliothek übertragen hatte. Als Illustration von Kap. XIII wurde das Mosaik von Medeina herangezogen. Die Anordnung der Bruchstücke der verlorenen Autoren hängt ab von der Anordnung der exzerpierten Bücher: ist diese eine rückläufige, wie oft bei Lucilius, so sind die Bruchstücke gleichfalls in rückläufiger Anordnung zu ordnen; an Horaz, Ciceros Briefen u. a. wurde die Methode klargelegt, eine Erklärung dieser Erscheinung aus der antiken Buchform versucht und der Grad der Zuverlässigkeit und Sicherheit bestimmt, für Lucilius erhärtet aus Non. p. 405, 11—16. Für Buch XXIX ergibt sich mit Sicherheit aus p. 240—248 und p. 36 die Anordnung: 'Septenar Senar Hexameter Septenar Senar' und mit Wahrscheinlichkeit die Anzahl von 5 Satiren, ein ähnliches Resultat für Buch XXVIII. Der letzte Vers aus XXVII p. 37 stand zu Anfang des Buches und enthielt die Widmung an Scipio: *te Publi* (*item populi* codd.) *salute et fictis uersibus Lucilius quibus potest impertit totumque hoc studiose et sedulo.*

In der Debatte fragte Geh. Regierungsrat Prof. Dr. H. Diels-Berlin, ob die von hinten beginnende Exzerption des Nonius nicht leichter durch eine mit den oben liegenden letzten Zetteln des Exzerptors anfangende Benutzung des Materials erklärt werden könne.

Der Vortragende bemerkte, daß er die Frage lange erwogen habe, aber doch dieser Ansicht nicht beitreten könne. Die Zeit verbiete hier weitere Erläuterung seiner Ansicht.

Zum Schlusse sprach Prof. Dr. Bruno Keil-Straßburg i. E. über **Longinfragmente.**[1])

Es wird die Authentizität der Longinexzerpte bei Spengel Rhet. Gr. ²I 2, 212 erhärtet und mit ihrer Hilfe unter Hinzunahme sonstiger Longinüberlieferung erwiesen, daß die stilkritischen Partien in den Viten des Antiphon, Lysias und Demosthenes bei Phot. Bibl. cod. 259, 262, 265, welche den entsprechenden Viten des Ps.-Plutarch fehlen, aus Longin geflossen sind. Zum Schlusse wird als eine der Konsequenzen, welche sich aus der erweiterten Kenntnis longinischer Stilkritik ergeben, hervorgehoben, daß das Urteil des Longin über Demosthenes in einem wichtigen Punkte in striktem Widerspruche zu dem Urteile des Verfassers der

1) Der Vortrag wird in weiterem Zusammenhange in einer Zeitschrift gedruckt werden.

Schrift περὶ ὕψους steht: jener spricht dem Redner Ethos zu, dieser ab. Dieser kann also nicht Longin sein.

Dritte Sitzung

(Sitzung der vereinigten philologischen, archäologischen und historisch-epigraphischen Sektion)
im Auditorium XVIII des Seminargebäudes.

Freitag, den 9. Oktober 1903 (9 Uhr vormittags).

Vorsitzende:

Prof. Dr. Wissowa, Prof. Dr. Robert, Prof. Dr. Wilcken.

Prof. Dr. F. Noack-Jena hielt einen durch die Vorführung zahlreicher Lichtbilder erläuterten Vortrag über **Die Paläste von Knosos und Phaistos.**

Es ist hier nicht möglich, den im wesentlichen beschreibenden Vortrag, ohne die Ansichten und Pläne, die ihn als Projektionsbilder begleiteten, ausführlich wiederzugeben. Eingehender konnte auch in dem zeitlich fest begrenzten Vortrage nur der von Evans freigelegte Palast von Knosos geschildert werden. In einer fast unscheinbaren, auf natürlichen Schutz verzichtenden Lage bietet sich der Palast mit seinen mehr als 120 Räumen als eine weitläufige Residenz großen Stiles dar. In dem von den beiden großen Höfen, dem langgestreckten Zentralhof und dem schon außerhalb des Palastes liegenden Westhofe, eingeschlossenen Palastteil treten die Magazine mit ihren riesigen Pithoi und den in den Fußboden eingebauten Geheimfächern, die beiden Kammern mit den Doppelaxtpfeilern, der Baderaum mit dem steinernen, strengstilisierten Lehnstuhl hervor. Andere Reste, darunter auch ein großes, vom Westhof durch einen eigenen Korridor zugängliches Propylon, weisen auf ein jetzt verschwundenes Obergeschoß. Die Möglichkeit, es wenigstens in seinem Hauptteile, dem Empfangssaal mit dessen Nebengemächern, zu ergänzen, ist gegeben, seitdem Halbherr und Pernier den Palast von Phaistos aufgedeckt haben. Denn dessen Glanzstück ist gerade der in seinen Grundlinien noch deutlich erkennbare Repräsentationssaal, zu dem in ganzer Breite eine imposante Freitreppe von 12 Stufen emporführt. Nach seinem Muster darf man auch über den nördlich von jenem Propylon in Knosos erhaltenen Souterrainräumen den Hauptsaal rekonstruieren. Beidemal führt an seiner Rückwand eine Hintertreppe hinab zum Binnenhof, um den sich die Wirtschaftsräume und die intimeren Wohngemächer gruppieren. Wenn auch in Phaistos die einstige

Existenz eines ausgedehnteren Obergeschosses, das für einzelne Teile bewiesen oder beweisbar ist, nicht ausgeschlossen ist, so wird es doch von Knosos übertroffen durch eine konstruktiv sehr interessante und überraschende mehrstöckige Anlage. Durch sie hat man den Ostabhang des Palasthügels erst richtig ausgenutzt. Von drei noch nachweisbaren Stockwerken liegt erst das dritte, oberste, im Niveau des Binnenhofes. Treppenhäuser im modernen Sinne des Wortes vermitteln die Kommunikation. Geschickt verteilte Lichtschächte, der Wetterbeständigkeit wegen im Gegensatz zu den anderen Räumen aus massiven Quaderwänden gebaut, und Fenster bringen in Treppenhäuser und die unteren Stockwerke genügende Helligkeit. Und doch hat eine Reihe kleiner Fayenceplättchen, die von dem Stadtbild eines größeren Mosaiks stammen, gezeigt, daß ein solcher, für die damalige Zeit überraschender Stockwerkbau auch bei den Privathäusern durchaus üblich war. Während das oberste Geschoß fast nur aus den Niveauverhältnissen erschlossen werden muß, sind vom mittleren größere Reste, so eine Anlage für Ölgewinnung, plattenbelegte Korridore, Türschwellen und Fußbodenteile, erhalten; am meisten natürlich vom Erdgeschoß. Bewunderung verdient das zu drei Viertel erhaltene Treppenhaus, das zu ihm hinabführt. Sein Nachbarraum ging als Lichtschacht, von dreigeschossigen Galerien an zwei Seiten umgeben, durch alle Stockwerke hindurch. Die größte Überraschung aber hat in diesem Teile des Palastes der Nachweis eines regelrechten Klosetts mit teilweiser Wasserspülung gebracht, gewiß das stärkste Zeugnis für die Kulturhöhe seiner Bewohner.

Die in beiden Palästen gleichartigen Prinzipien der Raumbildung und Raumverbindung, durch die sich diese kretische Baukunst scharf von derjenigen der griechischen Anaktenhäuser (Tiryns, Mykenae, Arne, Troia) scheidet, konnten nur kurz berührt werden. Der Vortragende darf hierfür auf seine inzwischen erschienene Studie über „Homerische Paläste" verweisen.

Von dem Aussehen, dem Leben und der Religion der Bewohner dieser Paläste erzählen die farbenreichen Reste der Wandgemälde und die kleinen Bildchen der geschnittenen Steine und Tonsiegel. Sie verbinden sich mit den stilistisch übereinstimmenden älteren „mykenischen" Funden aus Griechenland zu gegenseitiger Erklärung. Zu dem Fang der wilden Stiere auf dem Vafiobecher treten hier die Szenen richtiger Stiergefechte mit männlichen und weiblichen Toreros. In langen Prozessionsbildern zogen Männer und Frauen in Lebensgröße auf. Zu dem mitsamt dem feinprofilierten Kopfe

erhaltenen Oberkörper eines Jünglings tritt jetzt — ein prächtiges Toilettenstück — der Unterkörper einer Frau in der bunten, aus den kleineren Denkmälern bekannten Hose, ein Freskofragment aus der italienischen Ausgrabung von H. Triada bei Phaistos. Das Bild einer Tänzerin beweist, daß die Frauen für den Oberkörper sich nicht bloß auf Bauschärmel beschränkten, sondern außerdem ein feines Hemd trugen, eine Beobachtung, die auch für die Miniaturdamen des Tempelfreskos gelten wird.

Höher aber als alle diese Funde ist die kleine Hauskapelle einzuschätzen, die jetzt im Südosten des Palastes freigelegt ist. Die Kultgemeinschaft des stierköpfigen Gottes, dem die Hörnersymbole und die Labrys, die Doppelaxt heilig sind, mit Ariagne, der „Hochheiligen" von Knosos, für die sich der Vortragende in der angeführten Studie u. a. auch auf die sogenannten Aphroditetempelchen aus den mykenischen Schachtgräbern (mit den Tauben auf den Ecken) berufen hatte, sie wird hier durch den Augenschein bestätigt: auf der kleinen Estrade im Hintergrund stehen zwei Hörnersymbole mit je einem Loch in der Mitte zur Aufnahme der Doppelaxt, die bei dem einen sogar noch daneben liegt, und dabei unter mehreren kleinen Terrakottafiguren auch die einer weiblichen Gottheit mit der Taube auf dem Kopfe, die wiederum die mykenischen Bildchen der nackten Göttin mit den Tauben ins Gedächtnis ruft. Das Labyrinth aber kann nur das Heiligtum dieses Gottes mit dem Stierkopf und der Labrys und seiner göttlichen Gefährtin Ariagne gewesen sein. Ein Abbild davon müssen wir in dem bescheidenen Bildchen von Knosos und in den viel flüchtigeren mykenischen Goldplättchen erkennen.

In Kreta müssen wir jetzt die Heimat dieser so orientalisch prächtigen und doch nicht orientalischen Kultur und Kunst erkennen. In den total verschiedenen Anaktenhäusern Griechenlands hat sie die ihr fremden Räume nur geschmückt und ihre Bewohner eine Zeitlang beeinflußt und beherrscht. Gleichwohl werden wir ihr doch nur dann gerecht, wenn wir einen starken, man kann nur sagen, hellenischen Grundzug in ihr anerkennen. Das wird sich dann nur so erklären lassen, daß das Volk, das auf Kreta diese Kultur schuf, in seiner Vergangenheit einmal von derselben Art wie die vordorische Bevölkerung Griechenlands gewesen war.

Es folgte der Vortrag von Prof. Dr. E. Bethe-Gießen über

Die trojanischen Ausgrabungen und die Homerkritik.[1])

1) Der Vortrag wird in den „Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Leipzig, Teubner, 1904" veröffentlicht werden.

Wie ich vor zwei Jahren auf der Straßburger Philologenversammlung (vgl. „Neue Jahrbücher für das klassische Altertum" VII 657ff.) gezeigt, spiegeln nur wenige junge Stücke der Ilias die Kolonisationsbestrebungen der Äoler in der Troas und Thrakien, die meisten und wichtigsten Heldenkämpfe haben ihren eigentlichen Schauplatz im Mutterlande, wie z. B. Achill-Hektor, Menelaos-Alexandros, Aineias-Diomed.

Die Unterliegenden finden wir in der Troas wieder, besonders Hektor und Aineias in Kult und Stammbäumen dortiger Fürstengeschlechter. Keiner aber der vielen Achäer ist in der Troas in gleicher Weise nachweisbar bis auf einen: Aias. Sein Grab mit Tempel und Statue ist dort bei Rhoiteion bis tief in die Kaiserzeit verehrt. Auch in der Sage nimmt Aias — denn die zwei Aias Homers sind ursprünglich nur einer — eine besondere Stellung ein: Feind den Troern, und doch nicht Freund der Achäer.

Erst durch Dörpfelds abschließenden Bericht über die trojanischen Ausgrabungen und Brückners Beitrag (Troia und Ilion 1903) ist mir die Bedeutung dieser Tatsachen verständlich geworden. Das homerische Troia — die VI. Schicht — ist um 1200 zerstört, aber bald oder sofort wieder besiedelt worden, jedoch als offener Ort, also von der nahen Burg des Eroberers aus beherrscht, der Athena Ilias geweiht, der stets nach mykenischem Ritual Kuhopfer gebracht und noch lange lokrische Mädchen aus dem Stamme des Aias gesandt wurden.

Wer ist der Eroberer Troias und Stifter dieses Kultes um 1200? Aias. Denn Athena Ilias ist die Göttin des Aias, wie das lokrische Mädchenopfer und die Aias-Kassandralegende zeigt. Ilias heißt die Göttin von seinem Vater Ileus-Oileus, deren Identität durch antike Gelehrte belegt ist (s. Hesiodi frg. 116 Rzach[2]), ursprünglich Vileus. Nach ihm heißt das alte Troia auch Ilion, und dessen Eponym Ilos. Ferner zeigt es des Aias Grabkult bei Rhoiteion am Ausfluß des Skamander.

Diese Stelle war der tödliche Punkt für Troia, weil sie Troias Zugang zum schon damals verkehrsreichen Hellespont und nach Europa hinüber beherrscht. Wer hier saß, mußte mit Troia auf Tod und Leben kämpfen. Sie ist auch der strategische Punkt für einen landenden Feind.

Die sich aufdrängenden Einwände halten nicht Stand, z. B. nicht Aias habe Troia erobert; aber die Iliupersis ist Phantasiegebilde fast ohne Gehalt. Oder Athena sei nicht erst durch den Eroberer Aias nach Troia gekommen, da sie schon in Z und in der kleinen Ilias (Palladionraub) als troische Göttin ge-

nannt werde; aber der Bittgang der Troerinnen zur Athena in *Z* ist sehr jung, der Palladionraub eine argivische Sage. Endlich Athena stehe in der Ilias dem Aias nicht bei; aber das ist nur ein Beweis für das hohe Alter der Aiaslieder.

Bereits durch Reichel-Robert ist das aus der mykenischen Wappnung und Kampfesweise des Aias erwiesen.

Die alte Ilias kennt Aias und Athene nur vor, nicht in Troia, gibt aber die Kämpfe um Troia wieder, ein echtes Heldenlied. Der Gegner des Aias ist eigentlich nur Hektor. Immer wieder werden beide gegeneinander aufgeführt. In der Schlacht um Mauer und Schiffe ist Aias der einzige Verteidiger. Achill zürnt und *Λ* hat schleunigst Agamemnon, Diomed, Odysseus, Machaon, Eurypylos leicht verwunden lassen. Warum? Aus Scheu vor alter Überlieferung, die nur Aias allein als Kämpfer um die Schiffe kennt. Dieser ist gedacht eben bei Rhoiteion, wo des Aias Heiligtum am Strande lag. Hier haben wir den Nachklang wirklicher Geschichte.

Die Eroberung Troias dürfen wir nicht in alten Heldenliedern erwarten. Denn sie stellen das Ringen der Völker als Zweikämpfe ihrer Fürsten oder Heroen dar; fällt der eine, so ist seine Stadt wehrlos und dem Sieger verfallen. Nur den Sieg des Aias über Hektor müssen wir erwarten. Die Ilias gibt ihn sogar doppelt in *H* und besonders in *Ξ* 402 ff. Beidemal ist von späterer Hand die Rettung Hektors durch Apoll eingefügt. Ursprünglich hat zweifellos Aias den Hektor erschlagen.

Die Aiaspartien, zumal der Kampf um die Schiffe, sind der alte in der Troas gewachsene Kern der Ilias. Um sie haben die Äoler ihre Heldenlieder herumgelegt, voll Begierde, selbst die Troas zu erwerben.

Nach einer kurzen Diskussion, an der sich die Herren Prof. Dr. Eduard Meyer-Berlin, Prof. Dr. O. Seeck-Greifswald, Gymnasialdirektor Prof. Dr. P. Cauer-Düsseldorf und der Vortragende beteiligten, sprach Dr. B. P. Grenfell-Oxford über den **zweiten Oxyrhynchosfund.**

Nachdem er und Dr. A. S. Hunt in den Jahren 1899 bis 1903 im Faijum und später in Hibeh eine sehr reiche Sammlung ptolemäischer Papyrus erworben hatten, nahmen sie im Februar 1903 die Ausgrabungen zu Oxyrhynchos wieder auf. Im Jahre 1897 war es nötig gewesen, alle die verschiedenen Schutthügel zu untersuchen; diesmal aber beschränkten sie die Arbeit auf zwei große Hügel, welche sie systematisch in sechs Wochen bis zu einer Tiefe abgruben, wo die Erde für die Er-

haltung von Papyrus zu feucht war. Nach einer kurzen Skizze der Arbeitsmethoden, die bei einer Papyrusausgrabung zu befolgen sind, gab der Vortragende eine Zusammenfassung einiger der wichtigsten Resultate des zweiten Fundes, die im vierten Oxyrhynchosband im Juni 1904 erscheinen sollen. Unter den theologischen Texten des dritten Jahrhunderts befindet sich ein Bruchstück einer Sammlung von Sprüchen Jesu, im Stil sehr ähnlich den 1897 entdeckten „Logia". Die Sprüche sind größtenteils unbekannt, einer indes kam auch im Hebräerevangelium vor. Die neuen Logia sind nicht so gut erhalten wie die vorigen, geben aber die Einleitung zur ganzen Sammlung. Vielleicht ist ein Zusammenhang zwischen dem Papyrus und dem alten Thomasevangelium vorhanden. Ein zweites Bruchstück stammt aus einem nichtkanonischen Evangelium und geht teils mit der Bergpredigt, teils mit einem bekannten Zitat aus dem Ägypterevangelium parallel. Unter den anderen theologischen Texten befinden sich große Stücke aus der Genesis (in der Übersetzung der Septuaginta) und dem Hebräerbriefe, sowie noch ein libellus eines libellaticus aus Decianischer Zeit. Die Urkunden des vierten Bandes stammen teils aus dem ersten Jahrhundert v. Chr., teils aus den ersten drei nachchristlichen Jahrhunderten. Der Vortragende erwähnte einige der interessantesten: zwei Bittschriften an die Kaiser Septimius Severus und Caracalla von Aurelius Horion, einem hohen Beamten, der gewisse wohltätige Einrichtungen im Oxyrhynchitischen Gaue zu gründen wünschte, mit den Antworten der Kaiser, und einen Lehrlingskontrakt mit einem Tachygraphieschreiber. Endlich kam er auf die Reste von klassischer Literatur. Abgesehen von den Stücken, die schon vorhandenen Schriftstellern angehören, z. B. Homer, Hesiod, Sophokles, Apollonios Rhodios, Theokrit, Herodot, Thukydides, Xenophon, Demosthenes, Aischines und Isokrates, befinden sich unter den neuen Erwerbungen 1. die Reste zweier Oden (die eine ist ein *παρθένειον*, die andere epinikisch) für Aioladas, den Vater des Pagondas, wahrscheinlich von Pindar gedichtet; 2. das Argument des *Διονυσαλέξανδρος* des Kratinos, eine amüsante Verdrehung des Mythos des trojanischen Krieges, worin Dionysos die Rolle des Paris spielt; 3. ein zum Teil neues, zum Teil aus einem Stobaeuszitat bekanntes Stück aus dem *προτρεπτικός* des Aristoteles; 4. ein Fragment eines vielleicht im vierten Jahrhundert verfaßten philosophischen Dialogs, worin die Tyrannen Peisistratos und Periander vorkommen. Ebenso unerwartet wie willkommen ist ein lateinischer Text auf der Vorderseite des Hebräerbriefes, der einen neuen chronologisch geordneten Auszug aus Livius 37—40 und

48—55 enthält. 8 Kolumnen sind erhalten, aber durch Lücken stark beschädigt. Wahrscheinlich ist der Auszug von einem Grammatiker im zweiten Jahrhundert abgefaßt. Der Papyrus ist ein wichtiger Zuwachs zu den geringen Quellen für den Zeitraum von 150—137 v. Chr., und bringt neue und wertvolle Nachrichten, besonders über den spanischen Krieg und einige Ereignisse der inneren Geschichte. Die Ausgrabungen zu Oxyrhynchos werden Anfang Dezember wieder aufgenommen werden und dürften noch mehrere Winter fortdauern.

Im Anschluß an den Vortrag, für welchen Prof. Dr. U. Wilcken-Halle Herrn Dr. Grenfell den besonderen Dank der Versammlung aussprach, richteten die Vorsitzenden der drei vereinigten Sektionen ein Begrüßungstelegramm an Grenfells treuen Arbeitsgenossen Dr. A. S. Hunt-Oxford. Ferner brachte Prof. Dr. O. Seeck-Greifswald eine die Veröffentlichung der Papyrus Erzherzog Rainer betreffende Resolution ein in dem Sinne, es sollten die zuständigen Behörden ersucht werden, eine schnelle Publikation der Texte zu veranlassen, nicht aber damit so lange zu warten, bis alle Fragen der Ergänzung und Herstellung eine abschließende Lösung gefunden hätten. Prof. Dr. E. Bormann-Wien erklärte, daß er stets im Sinne des von der Resolution als wünschenswert Bezeichneten gewirkt habe, ohne den erstrebten Erfolg zu erreichen; in neuerer Zeit beständen indes einige der früher obwaltenden Schwierigkeiten nicht mehr, da die Papyrus-Sammlung in den Besitz der K. K. Hofbibliothek übergegangen sei; er empfiehlt Annahme der Resolution. Nachdem Prof. Dr. Seeck dazu kurz bemerkt hat, daß es ihm ferngelegen habe, eine Anklage gegen die Wiener Gelehrten zu erheben, beschließt die Versammlung (mit allen gegen eine Stimme), die Vorsitzenden mit der Ausarbeitung einer im Sinne der Resolution gehaltenen Eingabe an den österreichischen Herrn Unterrichtsminister zu beauftragen, die alsdann der Gesamtversammlung zur Annahme unterbreitet werden soll (s. oben S. 43).

Vierte Sitzung

im Auditorium IX des Universitätsgebäudes.

Sonnabend, den 10. Oktober 1903 ($8^1/_2$ Uhr vormittags).

Vorsitzender: Gymnasialdirektor Propst Dr. Urban.

Prof. Dr. A. Gercke-Greifswald erhält vor Eintritt in die Tagesordnung das Wort zu einer kurzen Darlegung, in welcher er sich gegen den zum Übelstande gewordenen Brauch wendet, be-

rühmte Gelehrte bei Geburtstagen und Jubiläen durch Festschriften zu ehren, und die aus diesem Brauche erwachsenen Schäden schildert; eine von ihm eingebrachte Resolution: „Die philologische Sektion der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner erklärt es für wünschenswert, daß die Sammelschriften zu Ehren berühmter Männer bald außer Übung kommen", wird ohne Diskussion angenommen.

Es folgte der Vortrag von Prof. Dr. W. Kroll-Greifswald über **Cicero und die Rhetorik.**[1])

Der Vortragende wies darauf hin, daß Cicero in seinen rhetorischen Schriften der eigenen Erfahrung nur wenig verdankt, aber auch Aristoteles und Isokrates, die er scheinbar als seine Quellen bezeichnet, kommen als solche nicht in Betracht. Vielmehr erblickt er selbst das Eigentümliche seiner rhetorischen Ansichten in Gedanken, die er in der Akademie gehört hatte; und zwar scheint derjenige, dem er sie hauptsächlich verdankt, Antiochos von Askalon zu sein. Es ergibt sich, daß dieser mit Rücksicht auf sein römisches Zuhörerpublikum der Rhetorik starke und bei einem Akademiker besonders auffallende Konzessionen machte. Jedoch hat sein Versuch, selbst in die rhetorische Theorie einzugreifen, keine Nachwirkung gehabt.

Daran schloß sich der Vortrag des Gymnasialdirektors H. Guhrauer-Wittenberg über **Altgriechische Programm-Musik.**[2])

Der Vortragende stellt zunächst fest, was man unter Programm-Musik zu verstehen habe, nämlich, wie R. Wagner sagt, diejenige Musik, welche „überschriftlich bezeichnete dramatische Vorgänge durch bloße Verwendung musikalischer Ausdrucksmittel der Einbildungskraft vorzuführen sucht". Er erörtert sodann die Frage, inwieweit die Musik überhaupt Ausdrucksmittel besitze, um eine derartige Aufgabe zu lösen, und kommt zu dem Ergebnisse, daß diejenige Musik am ersten imstande sein werde, die Vorstellung bestimmter Handlungen und Vorgänge zu erwecken, welche 1. am meisten die bloßen Mittel der Tonmalerei verwendet (der onomatopoetischen und der konventionellen), 2. nicht Individual-Handlungen „malen" will, sondern Gattungs-Handlungen und Vorgänge, und 3. deren „Programm" den Hörern am meisten bekannt ist. Nachdem er hierauf die Hauptsätze rekapituliert hat,

---

1) Der Vortrag erscheint im Dezemberheft der „Neuen Jahrbücher für das klassische Altertum. Leipzig, Teubner."

2) Der Vortrag wird im Programm des Melanchthon-Gymnasiums zu Wittenberg 1904 veröffentlicht werden.



die für die Beurteilung aller Fragen die griechische Musik betreffend maßgebend bleiben müssen (die Instrumente sind einfach; die griechische Musik ist in erster Reihe Gesangs- und im wesentlichen unisono Musik), berichtet er über das berühmte Aulos-konzert des „Pythischen Nomos“ und sein Programm. Es sei anzunehmen, daß, wie in diesem Nomos, so in allen instrumentalen Solostücken ein bestimmter Inhalt habe dargestellt werden sollen. Dies sei möglich gewesen, weil der griechische Instrumentalsolist hauptsächlich durch tonmalerische Mittel zu wirken suchte (die der modernen Programm-Musik keineswegs genügen können), und weil den Hörern das Programm bis in alle Einzelheiten genau bekannt war, so daß es sich nicht darum handelte, neue Vorstellungen erst zu erwecken, sondern schon vorhandene zu illustrieren. Das Ergebnis der ganzen Untersuchung war in der Hauptsache: Alle selbständige griechische Instrumentalmusik war Programm-Musik; den Schritt zur sogenannten „absoluten“ oder „reinen“ Instrumentalmusik haben die Griechen überhaupt noch nicht getan.

Prof. Dr. R. Reitzenstein-Straßburg hielt einen Vortrag: **Zur theologischen Literatur des Hellenismus.**

Wie sich die Verschmelzung orientalischen und griechischen Denkens auf religiösem Gebiet vollzog, können wir nur in einem Lande, Ägypten, verfolgen, weil uns hier aus nationaler wie aus griechischer Zeit theologische Schriften erhalten sind. Aus letzterer besitzen wir 1. ein einheitliches etwa unter Diokletian zusammengestelltes Corpus von 18 Schriften verschiedenen Alters, 2. die lateinische Übersetzung einer weiteren, sowie umfassende Bruchstücke bei Stobaios und den Kirchenvätern, 3. umfangreiche Nachbildungen in der astrologischen und alchimistischen Literatur. Der Grundtypus dieser Schriften (zunächst Spruchliteratur, Visionen, Predigten) geht bis mindestens in frühptolemäische Zeit zurück; ihre Einkleidungen zeigen, daß wir es mit einer Art priesterlicher Literatur zu tun haben, die sich allmählich präzisiert und im Gemeindegebrauch beständig umgestaltet; ihre Wirkung können wir in Phönizien, Phrygien, den Euphratländern und vor allem im Judentum nachweisen. Sie wird Trägerin einer allgemein hellenistischen Theologie, die, allmählich mehr und mehr von der Philosophie beeinflußt, doch in ihrer Grundvorstellung von ihr unabhängig ist.

Diese Grundvorstellung ist die einer fortwirkenden Offenbarung (nicht wie in dem strengen Judentum einer mit der Großzeit des Volkes abgeschlossenen Offenbarung). Sie schafft eine Art Propheten-

tum. Es ist die Religion des *Νοῦς*, aber des als Offenbarungsgeist gedachten *Νοῦς*. Ziel ist *μαθεῖν τὰ ὄντα* oder *τὴν τῶν ὄντων φύσιν*, aber erreicht wird es in der *μεγίστη θέα*, der Vision, die durch ein Mysterium herbeigeführt wird; es ist ein Schauen Gottes (*γνῶσις θεοῦ*) oder eine Vereinigung mit Gott. Dieser ekstatische Grundzug, der sich zum Teil schon in der nationalen Literatur zeigt, begegnet uns ebenso in den ältesten Resten hellenistischer Theologie, welche die *αὐτοπτικὴ κλῆσις* der Gottheit lehren, wie in den jüngsten christlichen Berichten über ägyptische Religion. Er spiegelt sich im Zauber in der *λῆψις δαίμονος παρέδρου*, deren Gebete sich selbt in den Papyri durchaus nicht immer auf Gewinnung einer *δύναμις* beschränken, sondern sich auch auf Erlangung der *γνῶσις*, Befähigung eine Gemeinde zu sammeln und zu lehren, richten.

Die theologische Literatur zeigt, wie aus diesem schrankenlosen Subjektivismus der Synkretismus erwächst und z. B. ein Prophet etwa im ersten Jahrh. n. Chr. die offizielle Lehre der Ptahpriester in Memphis mit einer persischen oder babylonischen Lehre vom Gotte Anthropos verbindet, um durch die neugebildete Lehre die Menschheit zu erlösen. Sie beweist ferner, daß in den so sich bildenden Gemeinden das Prophetentum Kulteinrichtung bleibt und sich für die Weihe eine Art halbliturgischer Form bildet, die wir auch im christlichen Gnosticismus wiederfinden. Sie zeigt endlich, daß die Stellung dieser Propheten auch im Heidentum allmählich wächst (der Prophet wird *θεός*, *υἱὸς θεοῦ* oder *πνεῦμα θεῖον*) und lehrt uns so, daß Strömungen, die wir bisher nur in der christlichen Kirche verfolgt haben, der allgemeinen Religionsgeschichte angehören.

Wie weit diese Theologie, indem sie eine Anzahl ursprünglicher Religionsvorstellungen mystisch deutete und ausgestaltete, dem Christentum vorgearbeitet hat, muß besonders eine Untersuchung der Sprache der frühchristlichen Literatur zeigen. Hier hat die Philologie der Theologie Handlangerdienst zu tun. Die Frage nach dem Verhältnis des Christentums zum Hellenismus muß auf Grund reicheren Materials wieder aufgenommen werden.

Den Schluß machte der Vortrag des Privatdozenten Dr. A. Heisenberg-Würzburg: **Zum byzantinischen Roman.**[1])

Die erzählende Dichtung der Byzantiner stellt an die Forschung noch eine Reihe ungelöster Fragen. Die schwierigsten

1) Ist in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung 1903, Nr. 268 u. 269 unter dem Titel: „Belisar und Ptocholeon“ erschienen.

sind die Fragen nach der Herkunft der Sagen und Märchen und nach dem Verhältnis der verschiedenen uns überlieferten Redaktionen. An zwei Beispielen möchte ich zeigen, daß die Fragen nicht unlösbar sind.

Die Sage vom blinden Belisar ist in Europa durch Marmontels Roman (1767) populär geworden. Seine Darstellung beruhte auf dem venetianischen Volksbuch, das zuerst 1548 (vielleicht schon 1525) gedruckt wurde. Diese Fassung enthält 997 gereimte Fünfzehnsilber. Eine kürzere Version (556 ungereimte Fünfzehnsilber) veröffentlichte W. Wagner 1873, die Bearbeitung des rhodischen Dichters Emmanuel Georgillas hatte Giles 1843 bekannt gemacht (840 Fünfzehnsilber). Der gemeinsame Inhalt ist folgender: Belisar umgibt im Auftrage Justinians Konstantinopel mit Mauern. Von den Höflingen verleumdet, wird er eingekerkert. Als die Feinde ins Land brechen, wird Belisar auf Wunsch des Heeres an die Spitze gestellt, besiegt die Feinde und nimmt ihre Burg, das *κάστρον τῆς Ἐγγλητέρας*, mit Sturm, wobei zwei Brüder Alexios und Petraliphas sich auszeichnen. Später wird Belisar abermals des Hochverrats beschuldigt und geblendet. Bald dringen die Sarazenen ins Land, aber Belisars Sohn Alexios besiegt sie. Nach Beendigung des Krieges kommen fremde Gesandte, welche Belisar zu sehen verlangen. Da tritt der Blinde unter sie und bettelt um Almosen. Die Abfassungszeit der Dichtung ist mit Recht in das Zeitalter der Paläologen verlegt worden, denn die Höflinge, deren Namen genannt werden, spielen erst in der letzten Zeit der byzantinischen Geschichte eine Rolle. Die Entstehungszeit der Sage liegt noch im dunkeln. Der Name des heldenmütigen Brüderpaares Petraliphas wird bei den Historikern der Paläologenzeit nicht genannt. Dagegen berichtet Niketas Akominatos, daß im Normannenkriege vom Jahre 1149 bei der Belagerung von Corfu sich vier Brüder namens Petraliphas vor allen auszeichneten. Seine Angaben stimmen fast vollständig mit der Sage überein; seine Mitteilung, daß die Petraliphen aus der Stadt Didymoteichos stammten, erklärt auch das bisher nicht verstandene Epitheton *δημοτυχῖται* in der Dichtung, das *Διμοτειχῖται* zu lesen ist, denn Dimotichos ist das ältere Didymoteichos, das heutige Dimotica an der Maritza. Belisars Sohn Alexios wird in der Sage von Justinian zum *καῖσαρ* ernannt. Es gibt in der späteren byzantinischen Geschichte einen von Michael VIII. Palaiologos zum *καῖσαρ* ernannten Alexios. Das war Alexios Strategopoulos, der 1261 mit 800 Mann Byzanz den Lateinern entriß. Strategopoulos heißt „Feldherrnsohn“; der Feldherr *κατ' ἐξοχήν* ist Belisar. So sind

zwei wesentliche Bestandteile der Sage jung. Der Kern, Belisars Blendung, ist älter; er wird schon in den *Πάτρια τῆς πόλεως* aus dem 10. Jahrhundert berichtet. Nachdem nun für die anderen Züge historische Ereignisse als Urbilder der Sage erkannt sind, wird man Finlay recht geben, der zuerst darauf hingewiesen hat, daß mit ganz ähnlichen Worten wie in den *Πάτρια* uns bei den Fortsetzern des Theophanes von einem Feldherrn Symbatios berichtet wird, der als Rebell durch Michael III. (866) das gleiche Schicksal erlitt wie der Belisar der Sage. Literarisch behandelt worden und zwar im paränetischen Sinne ist die Sage aber erst im 15. Jahrhundert, und zwar ist die Wiener Fassung kurz vor dem Falle der Stadt, die des Georgillas gegen Ende des Jahrhunderts, die Venetianer nach der Eroberung durch die Türken gedichtet worden. Das lehrt eine Vergleichung der Gebete am Schluß.

Schwieriger sind dieselben Fragen bei dem Märchen von Ptocholeon zu beantworten. Ein reicher Mann verarmt durch Plünderung und läßt sich von seinen Söhnen als Sklave verkaufen. Er kommt an den Hof eines Königs, der ihn erworben hat, weil er sich auf Edelsteine, Pferde und die Natur des Menschen versteht. In einem teuren Stein, den der König gekauft hat, erkennt er den Wurm, der ihn von innen zerstören wird. Die seltsame Art eines Pferdes weiß er dahin zu erklären, daß es von einer Kuh gesäugt sei. Ein Mädchen, das der König heiraten will, wird von ihm als Dirne erkannt. Endlich verkündet er dem Könige selbst, daß er der Sohn eines Bäckers sei. Die Königin-Mutter bestätigt dies, und Ptocholeon wird mit Ehren und Reichtümern entlassen. Wir kennen dieses Märchen in drei griechischen Versionen, einer Pariser (384 Verse), einer Wiener (939 Verse) und einer Version aus Bytine (409 Verse). In der von Legrand veröffentlichten Pariser Fassung fehlt die Pferdegeschichte; dagegen heißt in ihr allein das Mädchen Igmora. Allein statt *εἰγμωραίτης*, was Legrand las und emendierte, steht in der Handschrift *εἰσμωραουίτης*, d. i. *εἰς Μωραουίτης*, ein Moravide. Damit schließt ein Blatt, und wie sich aus einer alten, freilich sehr zerstörten Paginierung der Handschrift ergibt, fehlt ein Blatt in unserer Erzählung. Da sonst der Zusammenhang nirgends gestört erscheint, ist hinter *μωραουίτης* ein Blatt ausgefallen; der Moravide ist der Pferdehändler, und die Pferdegeschichte fehlt nicht in dieser Fassung, sondern nur in der Handschrift; das folgende Blatt enthält schon die Geschichte vom Mädchen.

Das Märchen ist altorientalisch. Es bleibt zu untersuchen, woher es zu den Byzantinern gekommen ist. Der Moravide führt

nach Nordwestafrika oder Spanien. Der Vater des Königs im Märchen heißt *Πέρος*. Gidel hat das ohne weiteres für *Πέτρος* genommen und an den lateinischen Kaiser Peter von Courtenay gedacht. Das ist sachlich und sprachlich unmöglich. *Πέρος* ist vielmehr Pero, die in vielen spanischen mittelalterlichen Texten überlieferte Form für Pedro. Im Zeitalter der Moraviden kommt nur Pedro I. von Aragonien in Frage (1094—1104), den ein reicher Sagenkranz umgibt als Genossen oder Gegner des Cid. Der geschichtliche Pedro war kinderlos. Die Gemahlin seines Bruders und Nachfolgers Alfonso aber, Uraca von Kastilien, war bei ihren Zeitgenossen berüchtigt wegen ihrer ehelichen Untreue. So kam es, daß das Märchen an diese Personen angeknüpft wurde, als es mit den Arabern nach Spanien wanderte. Die Pariser Version zeigt noch deutlich den fremden Ursprung, die Wiener, von einem Mönche gedichtete Fassung trägt in allem byzantinisches Kolorit, während die dritte Fassung erst in der Türkenzeit, wahrscheinlich im Anfang des 17. Jahrhunderts abgefaßt wurde.

Von einer Debatte mußte bei sämtlichen Vorträgen dieses Tages mit Rücksicht auf die reich bestellte Tagesordnung abgesehen werden. Der Vorsitzende erklärte am Schlusse das besondere Bedauern der Versammlung und des Vorstandes darüber, daß der von Herrn Prof. Dr. R. Wünsch-Gießen angekündigte Vortrag über 'Pergamenisches Zaubergerät' wegen Mangels an verfügbarer Zeit habe ausfallen müssen. Nachdem endlich Prof. Dr. A. Gercke-Greifswald unter lebhaftem Beifall der Versammlung den Vorsitzenden den Dank der Versammlung für die musterhafte Vorbereitung und Leitung der Verhandlungen ausgesprochen hatte, wurden diese kurz vor 11 Uhr geschlossen.

Pädagogische Sektion.

Sitzungszimmer: Auditorium XIV des Universitätsgebäudes.

Am Mittwoch, den 7. Oktober 1903, nachmittags 2 Uhr, konstituierte sich die Sektion; zu Vorsitzenden wurden die bisher provisorisch fungierenden Obmänner, Direktor Dr. A. Rausch-Halle und Rektor Prof. Dr. Chr. Muff-Pforta, zu Schriftführern Oberlehrer Dr. B. Kaiser-Pforta und Oberlehrer Dr. A. Siebert-Steglitz gewählt.

Erste Sitzung.

Donnerstag, den 8. Oktober 1903,
vormittags 9 Uhr.

Der erste Vorsitzende, Direktor Dr. Rausch, eröffnet die Sitzung. Er macht auf die der Versammlung gewidmete Schrift L. v. Sybels 'Gedanken eines Vaters zur Gymnasialsache' aufmerksam und teilt mit, daß die Herren Prof. Dr. A. Hoefler-Wien und H. Vaihinger-Halle durch Krankheit verhindert sind, die angemeldeten Vorträge über und gegen die philosophische Propädeutik zu halten, sie aber durch Druck bekannt geben werden.

Dann erhält das Wort Prof. Dr. P. Barth-Leipzig zu seinem Vortrage: **Die Bedeutung von W. Wundts Sprachpsychologie für den Sprachunterricht.**

Aus Wundts Sprachpsychologie ist unmittelbar mehr für den Lehrer, mittelbar für den Schüler zu lernen. Die „unlogischen" Erscheinungen der Sprache lehrt die psychologische Betrachtung nicht als bloße Tatsachen hinzunehmen, sondern ihnen eine psychologische Rechtfertigung zu geben, so z. B. dem irrationalen Gebrauche der Negation, der so vielfach in der Sprache obwaltet. Außerdem lehrt Wundts Sprachpsychologie auch die verschiedenen Typen des Sprachgebrauches vergleichen. So hat er zwar nicht zuerst, aber mit dem meisten Material ausgerüstet auf die psychologische Bedeutung der Wortstellung hingewiesen. Hier könnten

seine Folgerungen sogar noch weiter gehen, als er sie gezogen hat. Der große Unterschied der durchaus gebundenen, schablonisierten Wortstellung der orientalischen Sprachen und der freien, psychologisch beweglichen Wortstellung, die den klassischen Sprachen und dem Deutschen eigentümlich ist, zeugt von einem zugrunde liegenden Unterschiede der Volkscharaktere, indem die Orientalen, am Überlieferten festhaltend, von geringerer individueller Energie auch in der Sprache sich der Schablone leichter fügen als die europäischen Völker, die auf Fortschritt gerichtet sind, bei denen die Kraft des Individuums auch größer ist. Daß die romanischen Sprachen trotzdem eine durchaus feste, schablonisierte Wortstellung haben, kommt daher, daß sie aus der römischen Umgangssprache entsprungen sind, die, wie jede Umgangssprache, in ihrer Wortstellung viel weniger frei war als die römische Kunstsprache.

Die psychologische Betrachtung der Sprache lehrt auch die Mannigfaltigkeit der Ausdrucksmittel schätzen und nach Kräften zu ihrer Erhaltung beitragen. Eines Schutzes bedarf im Deutschen der Konjunktiv, der in Sätzen der Absicht, des Meinens usw. in der alltäglichen Sprache immer mehr dem Indikativ weicht. Es ist Aufgabe des Sprachunterrichts ihn in seiner vollen Geltung zu erhalten.

Auf Antrag des Direktors Prof. Dr. Aly wird von einer Debatte über diesen Vortrag abgesehen. Das Wort erhält Direktor Dr. P. Cauer - Düsseldorf, er behandelt: **Die Eigenart der verschiedenen höheren Schulen — wie kommt sie auch in solchen Stücken zum Ausdruck, die alle gemeinsam haben?**

Redner ging von der Beobachtung aus, daß im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts das Bestreben geherrscht habe, die Mannigfaltigkeit höherer Schulen zu vereinfachen, indem einmal die mit kürzerem Lehrgang als bloße Vorstufen der sogenannten Vollanstalten betrachtet, sodann Schulen von verschiedenem Charakter, aber gleicher Kursusdauer mehr und mehr im Lehrplan einander genähert wurden. Den Höhepunkt dieser Bewegung hätten die Lehrpläne von 1892 bezeichnet. Neuerdings sei erfreulicherweise eine Umkehr erfolgt; seit 1901 gelte der Grundsatz, daß sich jede Schule gemäß ihrer Eigenart entwickeln solle. Zur Verwirklichung bleibe freilich noch viel zu tun. Die Abschlußprüfung sei zwar abgeschafft, wirke aber in dem Unterrichtsplan der Untersekunda noch fort; ja es sei gerade in neuester Zeit wieder der Gedanke aufgetaucht, hier noch mehr auf die Abgehenden Rücksicht zu nehmen. Dadurch werde aber die Ausbildung derer, die zur Reifeprüfung gelangen wollten, beeinträchtigt. Dem Übel

könne nur dadurch endgültig gesteuert werden, daß, wie schon vor 13 Jahren Geheimrat Albrecht-Straßburg und Prof. Kropatschek und auf der Junikonferenz 1900 Ministerialdirektor Thiel (im Ministerium für Landwirtschaft) gefordert haben, den neunklassigen Anstalten die Befugnis genommen werde, anders als im Reifezeugnis die Befähigung für den einjährigen Dienst zu bescheinigen.

Für das Gymnasium forderte der Vortragende zweierlei. Einmal Wiederherstellung der alten Geschichte in ihrem Umfang von zwei Schuljahren; an ihr müßten die Gymnasiasten geschichtliches Denken lernen, was nur möglich sei durch eigenes Lesen verschiedenartiger Quellen. Aus demselben Grunde sei an Realgymnasien und Oberrealschulen das Überwiegen der neueren Geschichte ganz berechtigt; denn hier könnten wichtige Perioden der englischen und französischen Geschichte quellenmäßig studiert werden. Ferner trat Direktor Cauer denen entgegen, die das Griechische zu einem fakultativen oder freiwilligen Fache machen wollen. Werde dies erreicht, so sei es damit in seiner Wirkung überhaupt totgemacht, denn es würde dann nicht mehr möglich sein, den lateinischen und deutschen Unterricht so zu geben, daß Bekanntschaft mit Werken und Gedanken der Griechen vorausgesetzt werde. Vor allem aber würde die Lektüre des griechischen Bibeltextes ganz fortfallen, wenn es keine Prima mehr gäbe, in der alle Schüler imstande wären Griechisch zu lesen. Dieser Sprache gebühre an denjenigen Schulen, die sich überhaupt mit ihr beschäftigen, die Herrschaft, nicht eine Nebenstellung.

Während die Stärke des Gymnasiums in der historischen Betrachtung der Welt liege, seien ihm die realistischen Anstalten in dem Reichtum unmittelbarer Anschauung des gegenwärtigen Lebens überlegen. Auch den Vorteil hätten sie, daß an ihnen die Möglichkeit bestehe, neu aufblühenden Wissenschaften einen größeren Anteil an den Aufgaben der Erziehung zu gewähren. Die Forderungen, die in dieser Hinsicht jetzt für Geographie und Biologie erhoben würden, seien innerlich begründet; nur darin hätten ihre Vertreter unrecht, daß sie das gleiche auch für das Gymnasium verlangten. Die ganze Schulnot des vorigen Jahrhunderts, die zu den mißglückten Reformversuchen von 1882 und 1892 geführt habe, sei ja daraus entstanden, daß man seit Johannes Schulze gemeint habe, in dem Lehrplan einer höheren Bildungsanstalt kein an sich wichtiges Fach weglassen zu dürfen. Anderseits hob der Vortragende nachdrücklich die Bedeutung der Aufgabe hervor, Resultate und Denkweise der modernen Naturwissenschaft auch in

der Auffassung geistiger Vorgänge zur Geltung zu bringen. Die Grundgedanken der Entwickelungslehre seien heute allgemein durchgedrungen, daß z. B. die Veränderungen der Sprache, die Fortschritte im wirtschaftlichen und sozialen Leben ohne von dort entlehnte Analogien gar nicht dargestellt werden könnten. Auf diesem Wege übten die neuen Anschauungen auch da eine mächtige Wirkung aus, wo der Lehrplan der oberen Klassen für unmittelbare Pflege neuer Zweige der Forschung keinen Platz habe. Umgekehrt könnten die Realanstalten die wertvollen Lehrstoffe des Gymnasiums nicht herübernehmen, wohl aber die an diesen Stoffen erwachsene historische Denkart auf ihr eigenes Gebiet anwenden. Nur in diesem Sinne, nicht durch immer neue Vermehrung der Lehrfächer, sei es möglich der Bildung einen universalen Charakter zu geben und dahin zu wirken, daß Männer verschiedener Geistesrichtung sich gegenseitig verstehen und einer die Lebensarbeit des anderen würdigen können.

Thesen:

1. Die Vollanstalten sind etwas anderes als eine Verlängerung der entsprechenden sechsklassigen Schulen. Die innere Geschlossenheit ihres Lehrganges muß dadurch mehr als bisher gewahrt werden, daß die Möglichkeit fortfällt, anders als im Reifezeugnis das Recht zum einjährigen Militärdienst zu erwerben.
2. Die gleiche Anordnung und Verteilung des geschichtlichen Lehrstoffes an Gymnasien und Realanstalten paßt nicht zu der inneren Verschiedenheit dieser Schulen. An Realgymnasien und Oberrealschulen ist das Überwiegen der neueren Geschichte berechtigt, für die oberen Klassen des Gymnasiums muß der zweijährige Kursus in der alten Geschichte wieder hergestellt werden.
3. Am Gymnasium ist das Griechische nicht nur an sich wichtig, sondern übt auch wesentlichen Einfluß auf die Behandlung der übrigen Fächer, in erster Linie Latein, Religion, Deutsch. Es darf deshalb nicht daran gedacht werden, innerhalb eines Lehrplanes, der überhaupt Griechisch enthält, die Teilnahme daran zu einer bloß fakultativen zu machen.
4. Die neu aufgeblühten Wissenschaften der Geographie und Biologie fordern mit Recht einen stärkeren Anteil an den Aufgaben der Jugendbildung. Für Neuerungen in dieser Richtung ist jedoch am Gymnasium kein Raum; das beste Wirkungsfeld bietet, durch ihren vorzugsweise modernen Charakter, die Oberrealschule.

5. Zum gegenseitigen Verständnis zwischen verschiedenen Geistesrichtungen kann und soll jede höhere Schule beitragen; aber nicht, indem sie alle Lehrstoffe einer anderen Gruppe in ihren Plan mit aufnimmt, sondern dadurch, daß sie Betrachtungsweisen, die anderwärts wirksam entwickelt sind, sich aneignet und auch innerhalb ihres Gebietes fruchtbar macht.

Der Vorsitzende dankt dem Redner unter lebhaftem Beifall der Versammlung für seinen Vortrag und schlägt vor, die Diskussion an die gedruckt vorliegenden fünf Thesen anzuschließen, in denen die wichtigsten Gedankenreihen des Vortrages zusammengefaßt sind, jedoch keine Abstimmung vorzunehmen. Die Versammlung und der Vortragende erklären sich damit einverstanden.

Geheimer und Oberregierungsrat E. Trosien-Magdeburg spricht einleitend seine Zustimmung zu den Ausführungen des Vortragenden aus und wünscht, daß im allgemeinen die Forderungen verwirklicht würden, die dazu dienen sollen, die Eigenart des Gymnasiums zu erhalten; freilich lasse sich nicht annehmen, daß alle Wünsche, die in dem Vortrage ausgesprochen, in absehbarer Zeit verwirklicht werden würden; z. B. sei die Ausdehnung des Unterrichtes in der alten Geschichte auf zwei Jahre (These 2) vorläufig undurchführbar. Zu These 1 übergehend, bemerkt Redner, daß er ihrem ersten Satze: „Die Vollanstalten sind etwas anderes als eine Verlängerung der entsprechenden sechsklassigen Schulen“ unbedingt zustimme; ihrem zweiten Satze, daß zur Wahrung der inneren Geschlossenheit ihres Lehrganges das Recht zum einjährigen Militärdienst erst im Reifezeugnis erworben werden dürfe, schließe er sich dagegen nicht an. Die Durchführung dieser Forderung sei unmöglich, da die dann notwendige Verweisung aller derjenigen Schüler, die vor der Reifeprüfung die Schule verlassen, an besondere Königliche Kommissionen zur Überlastung dieser Kommissionen führen würde, und da zu diesen Kommissionen so viele Lehrer würden beurlaubt werden müssen, daß darunter der geregelte Unterricht Schaden leiden würde. Weiter sei der zweite Satz der These auch unnötig. Nötig sei allein, daß der geschlossene Charakter der Vollanstalt gewahrt werde; dies aber lasse sich vollkommen durch eine zweckmäßige Einrichtung des Lehrplanes erreichen, ohne daß die Erteilung der Berechtigung zum einjährigen Dienst bis zur Reifeprüfung hinausgeschoben werde. Redner schlägt unter allgemeinem Beifall der Versammlung vor, im Interesse der sonst einheitlich aufgebauten, wertvollen Thesen den zweiten Satz von These 1 zu streichen.

Direktor Prof. Dr. Zelle-Berlin wendet sich ebenfalls aus praktischen Gründen gegen den zweiten Satz der 1. These. Er stellt sich auf den Standpunkt eines Vaters, der gezwungen ist, seine Söhne aus der O II oder U I einer Vollanstalt herauszunehmen. Warum sollten diese ungünstiger gestellt sein als die Abiturienten einer sechsklassigen Anstalt, die doch kürzere Zeit eine höhere Schule besucht haben? Die ungleiche Behandlung werde dadurch noch empfindlicher, daß die Prüfung vor einer ganz unbekannten Kommission und nicht vor den Lehrern der Schule abgelegt werden solle.

Direktor Prof. Dr. Kuthe-Parchim wendet sich gleichfalls gegen den zweiten Satz der These 1. Er betont, daß dann der Schüler eines Progymnasiums, der nach Absolvierung dieser Schule in die O II eines Gymnasiums überträte, seinen Klassengenossen überlegen wäre, da er eine Berechtigung mitbrächte, die diesen vorenthalten würde.

Prof. Dr. Kohl-Kreuznach bittet den Vortragenden, den zweiten Satz seiner These selbst zurückzuziehen.

Danach erhält Direktor Cauer das Schlußwort zu These 1.

Den zweiten Satz der These zurückzuziehen, wie von Herrn Prof. Kohl vorgeschlagen wurde, habe ich gar keine Veranlassung. Denn die hier gemachten Einwendungen waren mir alle längst bekannt und oft von mir erwogen worden. Auf die humoristischen Ausführungen meines alten Freundes Zelle möchte ich nicht eingehen. Vom Standpunkte des Vaters, und gar des leidenden Vaters aus erscheint nicht nur dieser, sondern eine Menge von Punkten in einem eigenen Lichte; dadurch wird uns Lehrern die Pflicht nicht abgenommen, in wichtigen organisatorischen Fragen streng nach dem Maßstabe des Nutzens oder Schadens für die Gesamtheit zu urteilen. Was die Arbeit der Regierungskommissionen betrifft, so würde diese doch vielleicht nicht so ins Ungemessene wachsen, wie Herr Geheimrat Trosien fürchtet, weil ja die meisten derer, die jetzt das Einjährigenrecht auf einer Vollanstalt erwerben, davon abgeschreckt werden und sogleich eine sechsklassige Schule aufsuchen würden. Sollte es doch anders kommen, so müßte man eben aus der Arbeit bei diesen Prüfungen einen eigenen Beruf machen und die Lehrer nicht für einzelne Termine, sondern immer für ein oder zwei Jahre dazu beurlauben; dadurch würde die Störung des Schulbetriebes vermieden werden. Für die Schüler könnte sich in manchen Fällen allerdings eine Härte ergeben; aber das ist bei jeder eingreifenden Neuordnung unvermeidlich. Mit dem Vorschlage, nur zu fordern, daß der

Lehrplan der Untersekunda von jeder Rücksicht auf die Abgehenden unbeeinflußt bleibe, könnte ich mich an sich wohl befreunden; tatsächlich ist dies der Zweck, den ich erreichen will. Aber die Erfahrung lehrt, daß er auf keinem anderen Wege erreicht werden kann, daß sich jene Rücksicht unwiderstehlich immer wieder hervordrängt. Die Herren, die daran zweifeln, bitte ich, die Geschichte der Verfügungen zu studieren, die seit Einrichtung des einjährigen Dienstes über diese Verhältnisse erlassen worden sind und die man aus älteren Druckwerken leicht zusammenfindet.

Sie werden sehen, wie nach und nach, infolge der scheinbar harmlosen Veranstaltung für einen Abgang aus Untersekunda, hier ein Keil hereingetrieben worden ist, der den ursprünglichen Zusammenhang des Lehrplanes zerstört hat. Da kann nur ein Mittel helfen, das dem Übel an die Wurzel greift.

Es folgt die Debatte über These 2.

Prof. Kannengießer-Straßburg warnt vor der Gefahr, daß die vom Redner geforderte Zurückeroberung ein Rückschritt werde. In Elsaß-Lothringen bestehe für den Unterricht in alter Geschichte noch der zweijährige Kursus, aber er beeinträchtige die gedeihliche Behandlung der neueren, besonders der deutschen Geschichte, die, in den mittleren Klassen nicht ausgiebig vorbereitet, für Prima in zu hastigem Tempo, mit Verzicht auf anschauliche Belebung des Stoffes durch Belege aus unseren historischen Meisterwerken, ohne hinreichende Auffrischung und Vertiefung der im einstündigen Tertianerkursus gar zu karg vermittelten geographischen Kenntnisse vonstatten gehe. Freilich müsse dem Gymnasium sein humanistisch-historischer Charakter gewahrt bleiben, aber die geschichtliche Betrachtung müsse ihren sicheren Weg bis an die Schwelle der Gegenwart nehmen, und daher sei die von Cauer geforderte Wiedereinführung der alten Einrichtung nur unter der Bedingung zuzulassen, daß dafür dem Unterricht in Geschichte und Geographie für Prima vier wöchentliche Stunden eingeräumt würden.

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Jäger-Bonn glaubt nicht, daß die höchst wichtige Frage in kurzer Stunde nach allen ihren Seiten erörtert werden könne. Die frühere Ordnung des Geschichtsunterrichts im preußischen Lehrplane habe einen sehr wirksamen Unterricht ermöglicht, und auch er trauere ihm nach, aber auch die neuere Ordnung habe ihre guten Seiten und lasse sich fruchtbar handhaben. Herr Geheimrat Kruse und er hätten seinerzeit 1890 der jetzt geltenden Ordnung zugestimmt, weil die schulpolitische Lage dies schlechterdings verlangt habe und sie nicht

die Macht gehabt hätten, die entgegenstehenden, von einer mächtigen Zeitströmung getragenen Einflüsse zu beseitigen. Auch jetzt und für absehbare Zeit sei die Wiederherstellung der alten Ordnung durchaus unmöglich. Zudem gäbe es wichtigere und nicht so schwer durchzubringende Forderungen. Dahin gehöre z. B. die achte Lateinstunde in Untersekunda. Aus taktischen Gründen empfehle es sich, von dem zweijährigen Geschichtskursus jetzt abzusehen; man gefährde die Verwirklichung erreichbarer Wünsche durch Forderungen, die das Publikum und noch andere Kreise kopfscheu machen würden. Er gebe zu bedenken, daß ein Fehlschuß auf die eine Taube auf dem Dache nicht nur diese nicht treffen, sondern auch die übrigen verscheuchen würde, die man hätte schießen können.

Geheimrat Dr. Kruse-Danzig weist auf praktische Bedenken hin. Er geht von der Tatsache aus, daß mehr junge Leute mit dem Einjährigen-Examen als mit der Reifeprüfung abgehen. Die Rücksicht auf sie sei der Grund, daß mit dem sechsten Schuljahre die Geschichte bis zu einem gewissen Grade abgeschlossen sein solle. Die Formulierungen des letzten Lehrplanes bedeuteten eine Konzession an die Tatsachen des öffentlichen Lebens; eine Wiederherstellung des alten Zustandes werde auf den entschiedenen Widerstand des Publikums stoßen.

Die weitere Erörterung der Thesen wird auf Freitag, den 9. Oktober, verlegt.

Zweite Sitzung.

Freitag, den 9. Oktober 1903,

vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Rektor Prof. Dr. Muff.

Der Vorsitzende erteilt zunächst Direktor Cauer das Schlußwort zu These 2.

Herr Geheimrat Kruse hat, indem er These 2 bekämpfte, eigentlich für meine These 1 gesprochen, denn er hat sogleich den Beweis geliefert — wenn es eines solchen bedurft hätte — daß, solange man die Erteilung des Einjährigenzeugnisses in Untersekunda beibehält, die äußerliche Rücksicht auf die hier Abgehenden vom Einfluß auf den Lehrplan gar nicht ferngehalten werden kann. Die Bedenken des Herrn Prof. Kannengießer hoffe ich beruhigen zu können. Wenn wir zwei Jahre für alte Geschichte haben, so rückt die römische Kaiserzeit wieder nach Obersekunda und kann hier mit gebührender Gründlichkeit behandelt werden, während in

Prima für deutsche Geschichte Raum gewonnen wird. Ebenso würde die Prima von Repetitionen aus der alten Geschichte, die ihr jetzt obliegen, künftig entlastet werden können. Die neueste Geschichte bis zur Gegenwart zu führen ist auch mein Grundsatz; ich darf darauf hinweisen, daß die Cauerschen Geschichtstabellen zurzeit mit der Einführung des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches im Jahre 1900 schließen.

Sehr gefreut hat es mich von Prof. Kannengießer zu erfahren, daß in Elsaß-Lothringen die von mir geforderte Verteilung noch besteht; auch anderwärts ist dies, wie mir seit gestern mitgeteilt wurde, mehrfach der Fall. Nun, was in anderen deutschen Staaten möglich ist, muß doch auch in Preußen möglich sein. Bei der Dezemberkonferenz 1890 war es allerdings nicht möglich. Wir alle wissen, „wie sehr auf jenem unglücksel'gen Reichstag die Freiheit uns gemangelt". Deshalb werfe ich keinen Stein auf die Männer, die damals, um noch Schlimmeres zu verhüten und um ein praktisches Werk irgendwie zustande kommen zu lassen, mit schwerem Herzen in die Verkürzung der alten Geschichte gewilligt haben. Aber heute steht es doch anders. Heute handelt es sich nicht um einen unmittelbar praktischen Beschluß in bedrängter Lage, sondern darum, Zeugnis abzulegen, was wir aus freier Überzeugung für das Beste halten. Wenn ich in der Debatte darüber gegen Oskar Jäger streiten muß — nun gar, weil die Verhandlung auf heute verschoben worden ist, in seiner Abwesenheit —, so empfinde ich das schwer und schmerzlich, fast als wäre ich ein Parricida; vielleicht würde ich es überhaupt nicht wagen, wenn es nicht eben gälte gerade für das zu streiten, was er selber im Grunde wünscht. In Bonn hat er es Pfingsten 1902 öffentlich ausgesprochen, daß er sich nichts Schöneres denken könne, als wenn durch ein Wunder die alte Position der römischen und griechischen Geschichte wiederhergestellt würde, und hat scherzend hinzugefügt, daß er dann erst ruhig würde ins Grab steigen können, wenn vorher dieser Schade wieder gut gemacht wäre. Nur taktische Rücksichten sind es, die ihn zurückhalten; und auch uns ermahnt er, an die Meinung des Publikums, das durch weitere Rückbildung des Gymnasiums diesem noch mehr entfremdet werden könnte, an die Abneigung in hohen und höchsten Kreisen der Regierung zu denken und einen Anstoß zu vermeiden. Meine Herren! Daß sich für den, der hoch steht und zu regieren hat, die Dinge anders ausnehmen als für uns in mehr oder weniger bescheidener Stellung, weiß ich wohl und beanspruche gar nicht, daß unsere Wünsche ohne weiteres in Maßnahmen des Staates umgesetzt werden. Die

Regierung mag prüfen, was sie annehmen will, was sie durchführen kann; aber eben damit diese Prüfung auf Grund ungetrübten Materials erfolgen könne, ist es unsere Aufgabe, offen zu sagen, was uns aus inneren Gründen als das Richtige erscheint. Auf dem weiten Wege von unserer Aussprache bis zu einer praktischen Verwirklichung kommen die Hemmnisse und Reibungen der Staatsmaschine, die Rücksichten auf herrschende Strömungen und Abneigungen reichlich zur Geltung. Um so mehr ist es patriotische Pflicht, nicht auch unsererseits schon daran zu denken, sondern, so gut wir können, die Seite der Sache klarzustellen, die sich unseren Augen darbietet.

Daß gerade Oskar Jäger es war, der dem gegenüber zur Behutsamkeit, zur Rücksichtnahme nach oben mahnte, hat vielleicht manchen von Ihnen gewundert und geschmerzt. Aber wir dürfen ihn nicht mißverstehen. Ich meine, Vater Jäger hat uns nur auf die Probe stellen wollen, ob wir jüngeren Männer nun auch bereit sind, jene unerschrockene und rückenstarke Überzeugungstreue zu betätigen, durch deren Bewährung in einem an Kämpfen und an Erfolgen reichen Leben er selbst der ehrwürdige Nestor geworden ist, zu dem wir aufblicken. Es ist gar nicht möglich, zugleich ihm eine größere Freude und der guten Sache einen besseren Dienst zu erweisen, als indem wir das unsrige tun, um diese Probe mit Ehren zu bestehen.

Der Vorsitzende weist darauf hin, daß in einer auswärtigen Zeitung fälschlich berichtet sei, die Versammlung habe die Cauerschen Thesen mit Entschiedenheit abgelehnt. Er stelle darum ausdrücklich fest, daß die Ausführungen des Direktor Dr. Cauer allgemeine Zustimmung gefunden hätten, daß sich die gemachten Ausstellungen nur auf Einzelheiten wie These 1, Satz 2 bezogen hätten. Um dem Ausdruck zu geben, schlägt er vor, entgegen der ursprünglichen Absicht, die Thesen unter Auslassung von These 1, Satz 2 durch Abstimmung anzunehmen.

Dazu bemerkt Direktor Cauer:

Meine Herren! Da der Herr Vorsitzende nach meinem Schlußwort noch zur Sache gesprochen hat, so bitte auch ich mich noch einmal äußern zu dürfen.

Nach der gestern gegebenen Geschäftsordnung soll hier überhaupt nicht abgestimmt werden. Ich halte dies auch für das Richtige, weil bei der Zusammensetzung dieser Versammlung viel zu sehr der Zufall mitgewirkt hat, als daß wir imstande wären, wie eine Körperschaft oder ein Verein Beschlüsse zu fassen. Gegen entstellende Berichte in Zeitungen können wir uns doch nicht

sichern. Wenn gedruckt worden ist, meine Thesen seien gestern überwiegend abgelehnt worden, so wird jeder, der teilgenommen hat, bezeugen können, daß das falsch ist. Wollten wir aber, um eine einheitliche Meinungsäußerung der Sektion zustande zu bringen, die Thesen in der von Herrn Rektor Muff empfohlenen Weise abschwächen, so würden wir damit jenen falschen Nachrichten nicht entgegentreten, sondern eher ihnen nachträglich recht geben. Ich bitte, daß wir weiter die einzelnen Punkte besprechen, ohne Abstimmung.

Darauf wendet man sich zur Besprechung von These 3. Da sich niemand zum Wort meldet, wendet sich die Debatte zu These 4 und 5, die gemeinsam behandelt werden.

In These 4 wünscht Direktor Prof. Dr. Kuthe-Parchim in dem Satze: „Für Neuerungen in dieser Richtung ist jedoch am Gymnasium kein Raum" vor „Gymnasium" das Wort preußisch eingefügt zu sehen. In Mecklenburg und auch sonst außerhalb Preußens gäbe es in den oberen Klassen eine geographische Stunde, die unter Umständen durch die jetzige Form der These 4 verloren gehen könnte.

Direktor Dr. Thumser-Wien spricht den Wunsch aus, daß Direktor Dr. Cauer vor „Neuerungen" das Wort „weitergehende" einfüge, damit im Rahmen des gegebenen Lehrplanes den Fortschritten der Biologie Rechnung getragen werden könne; um so mehr, als dies im Sinne der Ausführungen des Vortragenden liege, der selbst für die Berücksichtigung der methodischen Fortschritte eingetreten sei.

Rektor Dr. Rausch wendet ein, daß Neuerungen in dieser Richtung nicht nötig seien und auch nicht dringend begehrt würden; methodisch wichtige Neuerungen in Geographie und Biologie würden natürlich verwertet werden; doch geschehe das schon jetzt. Eine Umgestaltung des Lehrplanes sei dazu nicht erforderlich. Er halte These 4 und 5, wie sie vorlägen, für ausreichend und bitte um einfache Zustimmung.

Prof. Kannengießer-Straßburg erklärt mit Entschiedenheit betonen zu müssen, daß er den dem glänzenden Vortrag Cauers so reich gezollten Beifall nur in beschränktem Maße teilen könne. Gerade einer so überwiegenden Mehrheit gegenüber halte er es für geboten, auch seinen abweichenden Standpunkt zu vertreten. Auch er fordere das Griechische als obligatorischen Unterrichtsgegenstand für das Gymnasium; aber dieses müsse, wenn es sich gedeihlich weiterentwickeln solle, auch den Bedürfnissen der Gegenwart durch ausgiebigere Behandlung besonders des Deutschen, der neueren

Geschichte und Geographie entgegenkommen. Der Erklärung, daß dafür am Gymnasium kein Raum vorhanden sei, stelle er die Forderung gegenüber, daß der Raum unbedingt geschaffen werden müsse, und zwar durch Beschränkung des Lateinunterrichts auf wöchentlich sechs Stunden. Die volle Durchführung der von Cauer aufgestellten Thesen würde nicht zur Erstarkung, sondern zur Auflösung des Gymnasiums führen, dessen Wohl ihm ebenso am Herzen liege wie allen übrigen Mitgliedern der Versammlung.

Direktor Prof. Dr. Wegehaupt-Hamburg tritt trotz der vorgebrachten praktischen Bedenken für die Cauerschen Thesen ein. Der Philologentag sei nicht bestimmt, um über das bestehende preußische Gymnasium zu verhandeln, sondern er stelle ohne Rücksicht auf reale Widerstände seine Forderungen für ein ideales Gymnasium auf.

Prof. Müller-Charlottenburg wendet sich als ein Vertreter der Mathematik und Naturwissenschaften gegen den zweiten Satz der vierten These. These 4 sei in ihrer absoluten Negation ganz unhaltbar; sie werde nur den Gegnern des Gymnasiums Wind in die Segel geben. Weiter solle man nicht für irgend ein ideales Gymnasium streiten, sondern den Blick auf das in der Wirklichkeit vorhandene und seine Bedürfnisse richten.

Direktor Prof. Dr. Aly-Marburg wendet sich im Namen seiner Freunde gegen Prof. Kannengießers Vorschläge auf Herabsetzung des lateinischen Unterrichts. Die Lehrpläne von 1892 hätten dem Gymnasium schwere Wunden geschlagen; noch heute kranke es daran und werde das noch lange. Jetzt sei es besser geworden; man dürfe den Gewinn aber nicht wieder preisgeben.

Darauf erhält Direktor Dr. Cauer das Schlußwort:

Herrn Direktor Kuthe erwidere ich, daß meine These 4 ja nur „Neuerungen" ablehnt, also Bestehendes nicht antastet. Auf das, worin andere deutsche Staaten von Preußen abweichen, habe ich selbst mich in einem Falle berufen und werde vielleicht noch künftig Anlaß haben, es zu tun. Herrn Prof. Kannengießer hat Direktor Aly mit aller nur wünschenswerten Kraft und Klarheit geantwortet. Der Vorschlag zeigt Ihnen, wohin wir sofort wieder kommen, wenn wir den Wunsch verwirklichen wollen, daß kein an sich wichtiges Fach im Lehrplan des Gymnasiums fehlen dürfe. Es ist dies die wohlbekannte, gutgemeinte und achtungswerte, aber im höchsten Grade unheilvolle Denkweise, die seit Johannes Schulze zwei Generationen hindurch in Preußen geherrscht und den Notstand herbeigeführt hat, der dann zu all den Schulreformversuchen, die wir erlebt haben, Anlaß geworden ist. Man kann

nicht, um ein derbes Bild zu gebrauchen, den Kuchen kaufen und den Groschen behalten. Prof. Kannengießer fürchtet, daß der Weg, den ich empfehle, zur Zerstörung des Gymnasiums führen werde. Prophezeien kann ich natürlich nicht; aber das weiß ich — und Sie alle wissen es —, daß der Weg, den er empfiehlt, schon einmal zur Zerstörung geführt hat.

Ob es zutrifft, was Herr Prof. Müller-Charlottenburg hat erzählen hören, daß ich unser Bildungswesen um 100 Jahre zurückschrauben wolle, kann er nun wohl selbst beurteilen. Tatsächlich habe ich die größte Sympathie für die modernen Wissenschaften, von denen hier die Rede war, und wünsche ihnen aufrichtig freieste und vollste Betätigung; aber in der Form besonderer Lehrfächer ist das am Gymnasium, wenn es seinen eigenen Charakter behalten soll, nicht möglich. Das scheint auf den ersten Blick ein Mangel zu sein; doch es läßt sich ein Gewinn daraus entwickeln. Denken Sie an das Wort von Paul de Lagarde, daß wir unsere Schüler nicht gesättigt zur Universität entlassen sollen, sondern mit dem rechten Hunger nach Wissen. Das wird am Gymnasium für Geographie und Naturwissenschaften erreicht werden, wenn wir, anstatt eine gedrängte Übersicht des Wichtigsten mitzuteilen, in der Weise, die ich gestern andeutete, Interesse und Sinn für geographische und biologische Betrachtungsart zu wecken suchen.

Meine Herren! Wir haben hier nichts beschlossen und nichts beschließen wollen. Daß einzelne meiner Vorschläge bei manchen von Ihnen, sei es vielen oder wenigen, auf Widerspruch stoßen würden, wußte ich voraus. Daß Sie aber den Grundanschauungen, denen ich zu lebendiger Wirksamkeit verhelfen möchte, zustimmen, haben Sie im ganzen durch Ihren Beifall und viele unter Ihnen privatim durch freundlichen Zuspruch bewiesen; und für diese Ermutigung danke ich Ihnen von Herzen.

Zum Schlusse spricht der Vorsitzende dem Vortragenden nochmals den Dank der Versammlung aus. Er sieht ein wesentliches Verdienst Cauers darin, daß er endgültig mit dem alten Utraquismus brechen wolle. Es erhält darauf Prof. Dr. O. Weißenfels-Berlin das Wort zu seinem Vortrage: **Das griechische Lesebuch von U. v. Wilamowitz-Möllendorff.**[1])

Der Vortragende findet das Buch geeignet als Sammlung stilistischer Muster für die Studierenden auf der Universität, um daraus die über weite Zeiten und Räume ausgedehnte griechische

1) Der Vortrag ist vollständig in der Zeitschrift für Gymnasialwesen 1903, S. 770ff. abgedruckt worden.

Prosa kennen zu lernen. Daß es aber in der Schule Fuß fassen werde, scheint ihm nicht wahrscheinlich: es sucht das Heil in einer falschen Richtung und ist auch zu wenig auf die Art der Schüler berechnet, als daß es selbst fleißigen Schülern ein Lieblingsbuch werden könnte. Den Dienst freilich hat es der Schule geleistet, daß es für längere Zeit einer zu ängstlichen Verengerung des Lektürekanons entgegengearbeitet hat. Außerdem wird es wohl für manchen Lehrer des Griechischen Veranlassung werden, sich auch außerhalb seines oft durchlaufenen Kreises ein wenig umzusehen. Der Vortragende findet es nicht bloß psychologisch und pädagogisch bedenklich, so vielerlei, wie Wilamowitz vorschlägt, in buntem und schnellem Wechsel lesen zu lassen, sondern er greift auch das Prinzip an, nach welchem diese Auswahl getroffen ist. Es komme in den griechischen Stunden nicht darauf an, den Anfängen nachzuspüren, die in der modernen Wissenschaft und Technik eine glückliche Weiterentwickelung gefunden haben. Die Frage sei vielmehr so zu stellen: „Welches sind die Seiten des Griechentums, von welchen man sich auch heute etwas Erkleckliches für die Klärung und Vertiefung des menschlichen Denkens und Empfindens versprechen kann?" Die Schule bedarf eines substantiellen fremdsprachlichen Lesestoffes, der dem philosophischen Orientierungsbedürfnisse der höherstrebenden modernen Seele entgegenkommt. Einige Abschnitte dieses Lesebuches tragen diesen Charakter, vor allem die Kapitel aus der Politik und Nikomachischen Ethik des Aristoteles, aus Epiktet, aus Marcus Antoninus. Auch von dem, was das Lesebuch aus Thucydides, Plutarch, Demosthenes bringt, kann man sagen, daß es für die Schule geeignet ist. Die Abschnitte aus Arrian werden dem Schüler keine Schwierigkeiten bereiten, aber ihn auch nicht sonderlich fördern. Das kurze Stück aus Appian wäre besser weggeblieben, ebenso, mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten, welche die seltsam ungelenke Form bietet, der Abschnitt aus Polybius über den Kreislauf der Verfassungen, um so mehr, als zur Behandlung dieser Frage die ausgewählten Abschnitte der Politik des Aristoteles wie auch Ciceros Schrift de re publica eine ausreichende Gelegenheit bieten. Als eine pädagogische Ungeheuerlichkeit aber bezeichnet es der Vortragende, wenn Wilamowitz es unternimmt, in seinem Lesebuch die hellenischen Wurzeln der Mathematik, Mechanik, Astronomie, Physik, Medizin aufzudecken. Die dahin zielenden Stücke nehmen ein Viertel des Lesebuches ein. Man hat in den griechischen Stunden Wichtigeres zu tun, als des Griechischen noch so wenig kundige Schüler sich ein Wissen dieser Art zusammenbuchstabieren zu

lassen, was ihnen, wenn sie es gewonnen haben, unmöglich für die große Mühe ein würdiger Preis scheinen kann. Wenn sie dann zum Schluß noch inne werden, daß die unter solcher Mühe von ihnen dort verarbeiteten Gedanken neben dem, was ihnen ihr Physiklehrer mitteilt, sich nur wie ein kindliches Vorspiel ausnehmen, wird ihnen zumute werden wie einem, der seine Zähne an hohlen Nüssen müde gearbeitet hat. Auch gegen die unter dem Titel „Altchristliches" gebotenen Stücke erklärt sich der Vortragende, obgleich er es zu den unabweisbaren Aufgaben des Gymnasiums rechnet, die christliche Ethik mit der philosophischen Ethik des Altertums in Parallele zu stellen. Vor allem aber bekämpft der Vortragende den eigentlichen Reformgedanken des Verfassers, daß der Klassizismus durch den Hellenismus auf unseren Gymnasien ersetzt werden, daß nicht nach ästhetischen Gesichtspunkten das Beste aus der als die beste geltenden Literaturperiode, sondern nach historischen Gesichtspunkten dasjenige aus dem später in eine mächtige Breite entwickelten Griechentum ausgewählt werden soll, was zu den Problemen der modernen Technik und der modernen Wissenschaften erkennbare Beziehungen hat. Dem gegenüber führt er aus, daß die sogenannte klassische Periode geeigneter ist, das Charakteristische des Griechentums erkennen zu lassen, als die in mancher Hinsicht gehaltvollere Mischkultur des Hellenismus. Die von dem fremdsprachlichen Lesestoffe in der Schule zu erwartende bildende und belehrende Wirkung ist überhaupt nicht durch fachwissenschaftliche Behandlungen zu erzielen, sie müßten sich denn zum Poetischen oder Philosophischen erheben, sondern nur durch Werke der eigentlichen Literatur.

Direktor Prof. Dr. Aly-Marburg ersucht die Versammlung, von einer Erörterung abzustehen, um den Eindruck der gediegenen, alle wissenschaftlichen und didaktischen Momente zusammenfassenden Ausführungen nicht zu schwächen. Er bittet den Vortrag ungekürzt in Druck zu geben.

Die Versammlung stimmt dem lebhaft zu. Nachdem der Vorsitzende darauf dem Vortragenden den warmen Dank der Versammlung ausgesprochen hat, erteilt er Herrn Prof. Dr. Jerusalem-Wien das Wort zu seinem Vortrag: **Über den Bildungswert und die Methodik des griechischen Unterrichts.**

Über den Bildungswert des Griechischen ist jüngst Streit entstanden. U. v. Wilamowitz meint, der Klassizismus, die Vorbildlichkeit der Griechen, sei ein von der Wissenschaft überwundener Standpunkt. Der Bildungswert des Griechischen liege nur in der

großen historischen Bedeutung der griechischen Kultur. Dem gegenüber wird der klassische, normative Charakter der Antike verteidigt insbesondere von Immisch. Diese beiden Standpunkte, der Historismus und der Klassizismus, lassen sich nun in einem höheren Begriffe vereinigen. Das Griechentum enthält das Historische und das Unhistorische (ein Ausdruck Nietzsches) in besonders glücklicher Vereinigung. Das Charakteristische des Griechentums ist nämlich das Lebensvolle, Lebensfördernde, ewig Jugendliche. Der Geist der Griechen ist Geist des Lebens. Dies zeigt sich selbst in ihren abstrakten Spekulationen. Durch einen Vergleich der indischen und der griechischen Philosophie zeigt der Vortragende, daß das griechische Denken dem Leben zugekehrt ist, und eben darum ist das Griechische ein so unvergleichliches, unersetzliches Bildungsmittel. Der Weg zum griechischen Geiste führt aber nur durch die Sprache der Griechen. Die Erlernung dieser Sprache weckt Kräfte, die sonst schlummern. Der Vortragende gibt nun einige methodische Grundsätze. Intime sichere Kenntnis der Sprache ist nur zu erzielen, wenn die Schüler auch ins Griechische übersetzen, oder wenn sie angehalten werden, kleine griechische Sätze selbst zu bilden. Die Satzlehre des Griechischen muß auf psychologische, nicht auf logische Grundlage gestellt werden. Dadurch wird das Griechische die beste Einführung in das Verständnis des Menschengeistes und so die weitaus beste Vorbereitung für den Betrieb der Geistes- oder Kulturwissenschaften. Bei dieser Auffassung des Griechentums lassen sich Historismus und Klassizismus vereinen, und beide kommen zu ihrem Recht. Zum Schlusse betont der Vortragende, daß an der Abneigung gegen das Griechische vielleicht auch die Lehrer mitschuldig seien. „Wir müssen Philologen und Schulmänner sein, nicht nur eins von beiden." Auf den Vorwurf des Unmodernen können wir dann auf den Gott der Übermodernen verweisen und mit Friedrich Nietzsche antworten: „Ich wüßte nicht, was die klassische Philologie in unserer Zeit für einen Sinn hätte, wenn nicht den, in ihr unzeitgemäß, d. h. gegen die Zeit und dadurch auf die Zeit und hoffentlich zugunsten einer kommenden Zeit zu wirken."

Auf Antrag des Geh. Regierungsrats Prof. Dr. Münch-Berlin wird beschlossen, von einer Debatte abzusehen, und der Vorsitzende schließt die zweite Sitzung mit dem Dank an den Vortragenden.

Dritte Sitzung.

Sonnabend, den 10. Oktober 1903,
vormittags 9 Uhr.
Vorsitzender: Rektor Dr. Rausch.

Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung und erteilt Prof. Dr. J. Lübbert-Halle das Wort zu seinem Vortrage über: **Die Verwertung der Heimat im Unterricht.**[1])

Während die Heimatkunde im gewöhnlichen, geographischen Sinne nur in der Vorschule und vielleicht noch in Sexta ein Unterrichtsfach ist, ist die Heimat im weiteren Sinne, d. h. nicht bloß der heimatliche Boden, sondern das ganze, große Gebiet der Erfahrungen, die der Schüler vor der Schule gemacht hat und außerhalb der Schule täglich weiter macht, von den Lehrern heranzuziehen und in den Dienst des Unterrichts zu stellen. Jedes Lehrfach kann an allen Orten auf allen Klassenstufen in dieser Erfahrungswelt reichen Stoff finden zur Erleichterung, Belebung und Befruchtung seiner Arbeit. Das ist am handgreiflichsten für Geschichte, Erdkunde, die naturwissenschaftlichen Fächer und Zeichnen, es wird aber auch für die anderen Fächer, und zwar nicht bloß für Deutsch, Religionslehre und Mathematik, sondern auch für die fremden Sprachen nachgewiesen. Umfang und Tiefe dieser Kenntnisse sind natürlich bei den Schülern der verschiedenen Klassen sehr verschieden; wer aber wirklich sucht, wird überall Gelegenheit finden, dem Unterricht vielfach eine örtliche Färbung zu geben.

Wenn nun weiter nach der Art der Verwertung der Heimat gefragt wird, so ist sehr entschieden zu warnen vor einem Zuviel und dem Lehrer dringend anzuraten alles zurückzuweisen, was verflachend und zerstreuend wirken könnte. Damit er aber mit sicherer Hand auch hier die Führung übernehmen kann, hat er selbst die Aufgabe, sich in dem Erfahrungsgebiet seiner Schüler gründlich heimisch zu machen. Die Hauptarbeit hierbei hat er selbst zu leisten, indem er sich in seinem Wirkungskreise umsieht und auch seine Schüler beobachtet, eine wichtige Hilfe hierzu aber kann ihm die Schule bieten, wenn sie aus allen Unterrichtsfächern zur Benutzung für alle Lehrer den brauchbaren heimatkundlichen Stoff zusammenstellt. Bisher ist in dieser Beziehung erst wenig geschehen. Das Beste hat das Gymnasium zu Görlitz mit seiner

---

1) Der Vortrag ist im vollen Umfange veröffentlicht worden in dem Dezemberheft der „Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1903“.

Heimatkunde geboten. Auch gute, mit Verständnis für diese Zwecke hergestellte Karten und Reliefs sind noch selten. Für beide wird der Grundsatz gelten, daß sie nur ein kleines Gebiet umspannen, dieses aber genau zur Darstellung bringen. Sammlungen von sonstigen Anschauungsmitteln sind weniger nötig, da die Schüler lieber hinausgehen und die Dinge draußen selbst ansehen sollen. Das mag geschehen beim Unterricht im Freien, aber auch auf Ausflügen und Wanderungen.

Als Frucht hat man von der richtigen Verwertung der Heimat zunächst zu erwarten Belebung des Unterrichts, Anknüpfungspunkte für neue Kenntnisse, größere Klarheit der neuerworbenen Vorstellungen und dann weiter die Fähigkeit zu sehen und zu beobachten. Offene Augen aber für die sie umgebende Welt brauchen die Schüler als Ausrüstung für die richtige Erfüllung ihrer Pflichten im Leben und nicht minder als Vorbedingung für den rechten Genuß der Kunstschöpfungen und der Natur. Liebevolle Beschäftigung mit der Heimat erzeugt endlich auch Liebe zur Heimat und von dieser aus Liebe zum Vaterlande und zum Deutschtum.

In der Schule sollen die Schüler lernen aus dem Leben, damit sie auch wirklich lernen für das Leben.

Leitsätze:

1. Der Unterricht hat das große Gebiet der Erfahrungen, die die Schüler außerhalb der Schule gesammelt haben und täglich weiter sammeln, nach Möglichkeit in seine Dienste zu stellen.
2. Alle Unterrichtsfächer können aus der Erfahrungswelt der Schüler reichen Nutzen ziehen, am meisten die naturwissenschaftlichen Fächer, die Erdkunde und die Geschichte.
3. Jeder Lehrer hat die Verpflichtung, sich in dem Erfahrungsgebiet seiner Schüler selbst heimisch zu machen.
4. Die Schule hat die Arbeit ihrer Lehrer zu unterstützen durch heimatkundliche Stoffsammlungen aus allen Fächern für alle Fächer.
5. Die Schule hat ihren Schülern Anleitung zu bieten, ihre heimatlichen Erfahrungen planvoll zu vertiefen, zu vervollständigen und zu erweitern.
6. Durch die richtige Verwertung der Heimat im Unterricht
   a) stützt und belebt der Lehrer den Unterricht,
   b) leitet er den Schüler an zu sehen und zu beobachten,
   c) legt er in den Herzen der Schüler die beste Grundlage für eine gesunde Vaterlandsliebe.

Der Vorsitzende spricht dem Vortragenden den Dank der Versammlung aus und schlägt vor, die Erörterung an die gedruckt vorliegenden Leitsätze anzuschließen. Leitsatz 1 und 2 werden gemeinsam behandelt.

Direktor Dr. Baltzer-Halle a. S. regt an, zur Förderung der Heimatkunde auch die neueren Sprachen heranzuziehen. Die Konversationsübungen böten hinreichend Gelegenheit, wirtschaftliche, politische und geistige Fragen aus dem Leben der fremden Völker zu erörtern und mit heimischen Verhältnissen zu vergleichen.

Reliefs halte auch er für die besten Anschauungsmittel. Unter sachkundiger Leitung des Lehrers sei es möglich, die Schüler selbst Reliefs herstellen zu lassen, z. B. die Skizze eines Schulausfluges erst auf dem Schulhofe, dann aus Tonmasse.

An Leitsatz 3, 4, 5 schließt sich keine Erörterung an, zu Leitsatz 6 bittet Prof. Dr. Wotke-Wien, noch schärfer vor einem Mißbrauch der Heimatkunde im geographischen Unterricht zu warnen. In vielen Schulen würden ja die Kinder in einer solchen Weise mit den Straßen und Gassen der Stadt bekannt gemacht, als ob sie alle Dienstmänner werden sollten. Es sei das eine arge Übertreibung Zillerscher Anschauungen. Redner bittet um Annahme eines entsprechenden Leitsatzes.

Im Schlußwort bittet Herr Prof. Dr. Lübbert von einem neuen Leitsatz abzusehen, da die Leitsätze ja nicht zur Abstimmung kämen und er anderseits auf dem Standpunkt von Prof. Wotke stehe.

Den letzten Vortrag hält Gymnasialdirektor Dr. V. Thumser-Wien über: **Die Bedeutung der Elternabende an den höheren Schulen.**

Mit der Entwickelung des höheren Schulwesens und dessen tieferen Einfluß auf das tägliche Leben nahm das Interesse der Gesellschaft an demselben zu und damit wuchs zugleich ihr Streben, Organisation, Lehrplan und Methode der höheren Schulen nach eigenem Gutdünken zu beeinflussen, umzuformen. In diesem Widerstreite der Meinungen, wo sich oft Mangel an fachmännischem Urteil mit Vertrauen in die eigene Unfehlbarkeit paart, muß die Schule ihre Stimme vernehmen lassen und darf sich keineswegs durch schroffe, verkehrte Urteile des Publikums verletzt zurückziehen. Nachhaltiger, als wenn sie unmittelbar in das Gewoge des Parteistreites eingreift, wird sie noch wirken, wenn sie sich in aufklärenden Vorträgen unmittelbar an die Eltern wendet. Doch auch unmittelbar die Aufgaben, welche die Schule zu leisten hat, drängen zur Ausgestaltung eines regeren Verkehrs zwischen ihr

und dem Elternhause. Sie bedarf der verständnisvollen Unterstützung des Elternhauses in den Aufgaben des Unterrichts, noch vielmehr in jenen der Erziehung. Hier gilt es, das Elternhaus von der Notwendigkeit ihrer Forderung strenger Pflichterfüllung und des gegen alle Schüler gleichen Maßstabes der Gerechtigkeit zu überzeugen, über den Wert der in ihrem Lehrplane vertretenen Disziplinen und deren Beziehungen zum modernen Leben wie über ihre erziehliche Bedeutung aufzuklären. Endlich ist die Familie auch über die Pflichten, die sie gegenüber der Schule zu erfüllen hat, zu belehren. Wie sie bei der letzeren Vertrauen finden muß, soll sie selbst auch uneingeschränktes Vertrauen den Lehrern ihrer Kinder entgegenbringen. Wie bei diesem wechselseitigen Verkehr die Schule die Kindesliebe der Eltern, so hat die Familie den Gerechtigkeitssinn der Lehrer streng zu achten. Aber nicht bloß die Erfordernisse eines gesunden Verkehrs zwischen Schule und Haus, auch die rationelle Zeiteinteilung zwischen Arbeit und Erholung, die verantwortungsvolle Stellung der Mutter als der natürlichen Erzieherin des Kindes, allgemeine Prinzipien des dem Hause und der Schule gemeinsamen Teiles der Erziehung, die Schwierigkeit und die richtige Entscheidung der Berufswahl geben reichlichen Stoff zu solchen aufklärenden Vorträgen. Nur meide die Schule hierbei jeglichen lehrhaften Ton und lasse ihre Überlegenheit in Fragen der Erziehung das laienhafte Publikum nicht fühlen.

Elternkonferenzen, wie sie von verschiedenen Seiten gewünscht werden, d. h. gemeinsame parlamentarische Beratungen von Schule und Haus über die berührten Fragen sind derzeit noch verfrüht, weil sich erstens der Verkehr zwischen den beiden Faktoren nicht überall auf festes Vertrauen stützt, zweitens bei dem Publikum es noch vielfach an der Klarheit und der Richtigkeit der für diese Beratungen erforderlichen prinzipiellen Anschauungen mangelt, somit die zwei Voraussetzungen fehlen, die allein jene Ruhe gewährleisten, ohne die eine gedeihliche Tätigkeit gemeinsamer Beratungen undenkbar ist. Auch die aufklärenden, belehrenden Vorträge können erst dann eintreten, wenn die Schule bereits in den „Sprechstunden" das Vertrauen der Familie gewonnen hat. Elternbesuche während des Unterrichts sind weder notwendig noch gerechtfertigt, da die Eltern über die Methode der Schule im allgemeinen in den erwähnten Vorträgen aufgeklärt werden, anderseits ihnen keineswegs das Recht zusteht, den Unterricht des einzelnen Lehrers durch Autopsie kennen zu lernen, geschweige denn zu kritisieren.

Der Vorsitzende dankt dem Redner für seine gemütvollen, besonnenen, auf Erfahrung begründeten Ausführungen. In der

Debatte ergreift das Wort zuerst Herr Geheimrat Prof. Dr. Uhlig-Heidelberg.

Ich will an ein wahres Wort anknüpfen, das einmal Freund Jäger gesagt: bei den Erwägungen über das Verhältnis von Schule und Haus bedenke man häufig nicht, daß man es zu tun habe mit einem Plural von ungemein verschiedenen Häusern. In der Tat, besonders hinsichtlich der elterlichen Autorität sind die Häuser unendlich different. Es gibt solche, in denen sie in vollem Maße besteht, sogar solche, wo eine zu große Strenge waltet, so daß der Leiter einer Schule bisweilen in der Lage ist, die Eltern zu beruhigen und ihnen glaublich zu machen, daß aus dem Josef doch noch ein ganz vernünftiger Mensch werden könne; und nach meiner Erfahrung ist solche Strenge heutzutage bei mancher Mutter eher zu finden als bei dem Vater. Aber daneben existieren auch Familien, in denen die Autorität der Eltern gleich Null, ja minus ist. Ein Fall, der mir vor Jahren einmal passiert ist, dürfte den Höhepunkt dieses Mangels bezeichnen und deswegen nicht ungeeignet zur Mitteilung in dieser Versammlung sein. Ich erhielt eines Tages einen anonymen Brief mit der Anzeige, daß ein Unterprimaner jetzt häufig bis spät in die Nacht von Hause wegbleibe und kneipe. Nun pflege ich nichtunterzeichnete Briefe ohne weitere Beachtung dem Papierkorb zu übergeben; aber hier hatte ich nun einmal das Gift eingesogen, und die Mitteilung stimmte auffällig mit Beobachtungen überein, die ich von dem Jüngling während des Unterrichts gemacht hatte. So ließ ich ihn mir denn kommen, und auf die Frage: „Sagen Sie mal, Sie treiben sich jetzt öfter bis in die Nacht in Wirtschaften herum?“ erfolgte Kopfsenken. Jetzt war es angezeigt, den Vater zu benachrichtigen, da ohne häusliche Kontrolle die Schule in bezug auf Kneipverbote bekanntlich machtlos ist, und ich ließ den Herrn bitten, sich zu mir zu bemühen. Diese Unterredung aber endete mit einer horrenden Entdeckung. Den anonymen Brief hatte — der Vater geschrieben! — Doch so verschieden es auch in den Häusern aussehen mag, mit denen die Schule zu tun hat, es gibt Punkte, über die es auch mir nützlich scheint sich mit den Eltern insgesamt zu verständigen, und ich bin wiederholt und, wie ich sagen darf, nicht ohne Erfolg, dazu geschritten, Vätern und Müttern unserer Schüler in Heidelberg nicht bloß meine Ansichten über diese und jene Angelegenheit der Erziehung und des Unterrichts vorzutragen, sondern sie auch zu bitten, sich gleichfalls zu äußern und mit Bedenken und Fragen nicht zurückzuhalten. Es waren zwar nicht Eltern-Abende, aber Eltern-Nachmittage, und wenn es die

Versammelten interessiert, will ich kurz über eine von mir im Frühjahr 1883 getroffene Veranstaltung dieser Art Mitteilung machen. Ich hatte damals durch ein Rundschreiben die Eltern der Heidelberger Gymnasiasten auf die einzelnen Tage der letzten Aprilwoche zu Besprechungen eingeladen, in denen ich nach meiner Erklärung einige wichtige Punkte des Schullebens zu erörtern wünschte, insbesondere solche, die erfahrungsgemäß öfter Mißverständnissen ausgesetzt seien, und wo ich auch bereit sei, auf etwaige Fragen Antwort zu geben. Die von mir im voraus bezeichneten Besprechungsgegenstände waren: die häuslichen Schularbeiten — die Privatstunden zur Nachhilfe in Unterrichtsfächern der Schule — Privatstunden in anderen Lehrgegenständen — die Dispensation von einzelnen Fächern — die Lage der Unterrichtsstunden — Strafen, Zensuren, Versetzungen, Nachprüfungen — Wirtshausbesuch und Schülerverbindungen — sonstiges Verhalten der Schüler außerhalb der Schule. Grundsätzlich ausgeschlossen war die Diskussion des Lehrplans, ebenso jede auf einzelne Lehrer bezügliche Bemerkung. Die durch die Einladung veranlaßten Verhandlungen fanden je von 4—7 Uhr nachmittags statt, so daß am ersten Tage Eltern der Sextaner, am zweiten Quintanereltern erschienen und so fort. Die Zahl der jeweils Erschienenen ging ein paarmal über 60, darunter immer eine ansehnliche Zahl von Müttern. Die Diskussionen nach meinen Äußerungen waren großenteils lebhaft, aber nie unangenehm erregt: auch Damen nahmen häufig an ihnen teil. Das Endergebnis war ein für die Schule durchaus befriedigendes, insbesondere was die Überbürdungsfrage betrifft. Den Angaben, die ich auf Grund wiederholter umfassender Nachfragen bei den Schülern bezüglich der häuslichen Arbeitszeit in den einzelnen Klassen machte, wurde von keiner Seite widersprochen und von den verschiedensten Seiten ausdrücklich anerkannt, daß keine Überlastung mit häuslichen Arbeiten stattfinde. Ja, es wurde von einigen der Anwesenden erklärt, daß nach ihrer Meinung zu wenig aufgegeben werde, und von einem der Herren Universitätsprofessoren in ernsten Worten auf die entsittlichende Wirkung hingewiesen, die von den zur Mode gewordenen Überbürdungsklagen auf die Jugend zum Teil geübt werde. Früher habe sie nicht anders gewußt, als daß man die gegebenen Aufgaben leisten müsse; jetzt rechneten viele immer, ob ihnen nicht zuviel zugemutet werde. Dieses erfreuliche Resultat aber hatte, wie ich gleichfalls erzählen will, noch ein Nachspiel. Ich hatte das Wesentliche aus den bei den Verhandlungen geführten Protokollen in einer Heidelberger Zeitung veröffentlicht, und einige meiner

Kollegen hatten kurze Berichte darüber an andere Tagesblätter verschiedener Orte gesandt. Da erhob sich in anderen außerhalb Heidelbergs erscheinenden Blättern eine heftige Polemik gegen die gemachten Mitteilungen, und besonders wurde behauptet, Überbürdung herrsche sicher auch in Heidelberg, sie herrsche überall an den Gymnasien; was mitgeteilt worden, könne nicht der Wirklichkeit entsprechen. Und dies ging so lange, bis eines Tages einer der angesehensten Bürger der Stadt, Vater eines Schülers, zu mir kam und mich fragte, ob ich nichts dagegen einzuwenden habe, wenn er und eine Anzahl anderer Väter aus den verschiedensten Schichten der Heidelberger Einwohnerschaft in einer Zeitung mit Namensunterschrift erklärten, daß das von mir veröffentlichte Protokoll vollkommen den tatsächlichen Vorgängen in den Zusammenkünften entspreche, daß man sich dort mit Freimut und Offenheit ausgesprochen und von den Ergebnissen der Verhandlungen durchweg befriedigt sei. Dagegen hatte ich natürlich nichts einzuwenden, und von da an verstummte das Geschrei. Ich meine, dieser Hergang ist in mehr als einer Hinsicht belehrend.

Direktor Dr. Aly-Marburg spricht sich gegen Elternabende aus; er verspreche sich für den Verkehr zwischen Schule und Haus allein von der sogenannten individualisierenden Methode Erfolg, indem der Direktor wie die Lehrer der Anstalt in jedem einzelnen Falle sich zu freundlicher Aussprache mit den Eltern eines Schülers bereit zeigten.

Direktor Prof. Dr. Kuthe-Parchim weist darauf hin, daß die Grundlage jedes gewinnbringenden Verkehrs zwischen Schule und Haus das Vertrauen sei, das von seiten des Hauses der Schule entgegengebracht werde. Dieses gelte es auf jede Weise zu erhalten und zu vermehren. Er regt deshalb an, die Zensur über häuslichen Fleiß aufzugeben, da dieser vom Lehrer selten ganz zutreffend beurteilt werden könne, jeder Mißgriff aber das Vertrauen zum Lehrer erschüttere.

Da sich andere Redner nicht zum Worte gemeldet haben, werden die Verhandlungen der pädagogischen Sektion vom Vorsitzenden mit Dankesworten an alle die geschlossen, die zum Gelingen der Tagung beigetragen haben. Geheimrat Uhlig erwidert namens der Versammlung diesen Dank mit einem Dank für die umsichtige Vorbereitung und Leitung der Versammlungen durch die beiden Vorsitzenden der Sektion Rektor Rausch und Rektor Muff.

Archäologische Sektion.

Sitzungszimmer: Auditorium XVII des Seminargebäudes.

Erste (konstituierende) Sitzung.

Mittwoch, den 7. Oktober 1903,
nachmittags 2 Uhr.

Der Sitzungssaal war mit der Büste Winckelmanns und dem Ölbild von Ludwig Roß, das dessen Witwe, Frau Emma Roß, freundlichst zur Verfügung gestellt hatte, geschmückt. Hieran anknüpfend, wies der erste Obmann der Sektion in seinen einleitenden Worten darauf hin, daß Halle die Ehre habe, den Begründer der wissenschaftlichen Archäologie zu seinen Kommilitonen zu zählen, da dieser in den Jahren 1738—1740 hier studiert und bei Johann Heinrich Schulze sogar eine Art von archäologischer Vorlesung über die griechischen und römischen Altertümer nach Münzen gehört habe, in der er nach C. Justis hübscher Bemerkung „zum erstenmal die alten Götter in originalen, wenn auch sehr sekundären Denkmalen leibhaftig vor sich sah". Und hier in Halle habe Ludwig Roß, dessen bahnbrechende Bedeutung, von seinen Zeitgenossen keineswegs gebührend gewürdigt, jetzt von Tag zu Tag immer klarer und dankbarer erkannt werde, sein Lebenswerk beschlossen. Darauf erhob sich die Versammlung zu Ehren von Frau Prof. Emma Roß, die durch ihre Anwesenheit der Sitzung eine besondere Weihe gab, von ihren Sitzen.

Durch Zuruf wurde dann der bisherige erste Obmann, Prof. Dr. C. Robert, zum ersten und Gymnasialdirektor Prof. Dr. O. Richter-Berlin zum zweiten Vorsitzenden gewählt, da der zweite Obmann Gymnasialdirektor Dr. Friedersdorff mit Rücksicht auf seine Gesundheit eine Wiederwahl ablehnte. Zu Schriftführern wurden gewählt Prof. Dr. R. Oehler-Groß-Lichterfelde und Oberlehrer Dr. E. Hoffmann-Breslau.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 8. Oktober 1903,
vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Robert.

Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung, indem er zunächst dem zweiten Präsidenten Herrn Gymnasialdirektor Prof. Dr. Otto Richter für die Übersendung seiner Schrift: „Über römische Topographie" dankt. Sodann gibt er der Versammlung bekannt, daß Herr Privatdozent Dr. B. Graef-Berlin seinen Vortrag „Über die panathenäischen Preisvasen" erst am Sonnabend halten wird. Herr Prof. Dr. B. Pick-Gotha nimmt darauf das Wort zu seinem Vortrage: **Archäologie und Numismatik.** Der Gedankengang seiner Ausführungen war folgender:

Die Auffassung der älteren Archäologen, die die Numismatik als einen Teil oder ein Anhängsel der Archäologie zu behandeln pflegten, muß als irrig bezeichnet werden. Aber ebenso unrichtig ist es, wenn man demgegenüber die Numismatik als die Wissenschaft vom alten Gelde erklärt. Sie ist vielmehr die Wissenschaft von den alten Münzen. Münze ist aber keineswegs dasselbe wie Geld; sondern erst nach einer langen Entwickelung des Geldwesens erschien als vorläufiger Abschluß dieser neue Wertmesser, diese besondere Art von Geld, das unter staatlicher Autorität nach festen Normen abgewogene und mit bezeichnenden Geprägen versehene Metallstück. Daher sind die Münzen allerdings wegen ihrer ursprünglichen Bestimmung als Geld Objekte der Nationalökonomie; aber ebenso unmittelbar fallen sie der staatsrechtlichen, metrologischen, archäologischen und epigraphischen Forschung zu. Betrachtet man diese Überreste der Vergangenheit dann nicht nur als Denkmäler, sondern weiter als Quellen, so sind sie auch für alle anderen Gebiete der Altertumsforschung heranzuziehen. In der numismatischen Literatur erscheint je nach der Neigung und nach der Vorbildung des einzelnen Numismatikers bald diese bald jene Seite bevorzugt; aber die Numismatik als Wissenschaft hat die Münzen nach allen Seiten zu betrachten, und indem sie die Resultate aller in Betracht kommenden Wissenschaften für das Studium der Münzen zusammenfassend verwertet und ihre eigenen Resultate jenen wieder zur Verfügung stellt, erweist sie ihre Selbständigkeit im Kreise der historischen Wissenschaften.

Von den Beziehungen der Numismatik zu den anderen Wissenschaften ist hier nicht zu sprechen; hier haben wir es allein mit

ihrem Verhältnis zur Archäologie, mit der Verwertung der Münzen für die archäologischen Studien zu tun; die Streitfragen über Stellung und Aufgaben der Archäologie selbst kann man dabei auf sich beruhen lassen.

Zunächst können die Münzen selbst, mit demselben Recht wie so viele andere Gebrauchsgegenstände des Altertums, als Objekte der archäologischen Forschung betrachtet werden. Sie sind Metallarbeiten, die nach mehr oder weniger künstlerisch hergestellten Originalen durch Guß und Prägung vervielfältigt sind. Die Gegenstände ihrer bildlichen Darstellungen sind dieselben wie bei anderen Denkmälerklassen. Der Stil hat zwar gewisse Besonderheiten, entwickelt sich aber parallel mit dem der großen Kunst, besonders unter dem Einfluß der Plastik. Dennoch wird die zusammenhängende Betrachtung gerade dieser einen Klasse von Kunstdenkmälern den Numismatikern überlassen, obwohl für die Würdigung ihrer Kunst der an anderen Denkmälern geschulte Blick des Archäologen das Beste leisten könnte.

Stärker werden die Münzen als Hilfsmittel oder als Quellen auf den allgemein anerkannten Arbeitsgebieten der Archäologie benutzt; aber auch da könnten sie durch ihre vielfachen Vorzüge weit mehr helfen, wenn sie regelmäßig und systematisch herangezogen würden.

Die allgemeinen Vorzüge der Münzen vor den anderen Klassen von Kunstdenkmälern sind folgende: Herstellungsort und Entstehungszeit sind fast immer genau zu bestimmen; daher läßt sich Technik und Stil in den meisten Gegenden durch mehrere Jahrhunderte verfolgen; über die Echtheit besteht fast nie ein Zweifel; Ergänzungen kommen nicht in Betracht (die sogenannten retouchierten Münzen werden als falsche behandelt); in der Regel sind mehrere Exemplare nachweisbar, die sich bei unvollkommener Erhaltung gegenseitig ergänzen; die Deutung der Bilder wird vielfach durch die Schrift erleichtert.

Dazu kommen besondere Vorzüge, die sich bei einzelnen Arbeitsgebieten der Archäologie geltend machen. — Die kunstwissenschaftliche Seite der archäologischen Forschung kann die Münzen zunächst zur Datierung anderer Werke benutzen, indem sie die letzteren mit den durch das Vorhandensein langer Reihen leichter datierbarer Münzen stilistisch sowie nach Kleidung und Haartracht vergleicht. Ferner dienen die Münzen der Kunstgeschichte durch die Nachweisung von Kopien anderer Kunstwerke, namentlich von Statuen. Das gilt besonders für die Münzen

der Kaiserzeit, auf denen konventionelle, aktuelle und lokale Typen zu unterscheiden sind; vor allem die letzteren zeigen oft Götterbilder, die sich durch das Vorhandensein von Stützen oder durch andere Umstände als Kopien von Statuen erweisen und wenigstens über Stellung und Attribute der Vorbilder genügenden Aufschluß geben. Auch Tempel und andere Bauwerke erscheinen vielfach, und wenn diese Münzbilder auch für die Architektur selbst nur selten etwas lehren, so sind sie für die Bestimmung und Datierung von Gebäuden doch oft wertvoll. — Ebenso wichtig sind die Münzen für die Archäologie als Teil der Altertumswissenschaft. Eine Ikonographie im engeren Sinne, als Porträtkunde, wäre ohne Benutzung der Münzen überhaupt nicht möglich. Für die sogenannten Privataltertümer dienen sie dadurch, daß die Stempelschneider in der Wiedergabe von Kleidung, Haartracht usw. fast mit den Vasenmalern wetteifern, und die genauere Datierung verleiht ihnen noch einen Vorzug. Am meisten aber lehren die Münzen für die Kunstmythologie, mittelbar also auch für die Mythologie selbst. Für die so wichtige Erkenntnis der lokalen Kultformen kommt es uns besonders zu statten, daß die Münzen offizielle Denkmäler sind und uns also mit dem anerkannten Kultus bekannt machen. Die anikonischen Agalmata und die Xoana der ältesten Zeit kennen wir vor allem durch ihre Abbildung auf den Münzen der hellenistischen und römischen Zeit; und fast nur aus ihnen können wir die religiösen Regungen erschließen, die zu dieser neuen Verehrung der altertümlichsten Götterbilder geführt haben. Aber Schlüsse aus vereinzelten interessanten Münztypen können da leicht irreführen; es ist immer der ganze besondere Bilderkreis der Stadt im Zusammenhang zu betrachten. Und ebenso ist bei der sonstigen archäologischen Verwertung der Münzen stets zu berücksichtigen, was örtlich, zeitlich oder stofflich zusammengehört.

An der Diskussion beteiligte sich zunächst Herr Prof. Dr. Blümner-Zürich. Er sagte, wenn die Archäologie die Münzen nicht in dem vom Vortragenden gewünschten Maße heranziehe, so liege dies großenteils daran, daß gute und zuverlässige Reproduktionen, zumal Abgüsse, schwer beschaffbar seien. Gemmenabdrücke könne man jederzeit in größeren oder kleineren Sammlungen oder nach eigener Auswahl beziehen, Münzabdrücke in der Regel nicht, auch seien die galvanoplastischen Reproduktionen zu teuer. Die Münzkabinette sollten es sich angelegen sein lassen, für Hochschul- und Gymnasialzwecke solche Abgüsse herstellen zu lassen, die in beliebig zusammengestellten Sammlungen (je nach

kunsthistorischen, mythologischen, historischen Gesichtspunkten ausgewählt) gewiß zahlreiche Abnehmer finden würden.

Prof. Dr. Robert knüpfte an eine Äußerung des Vortragenden an, nach der das von Héron de Villefosse veröffentlichte Münzbild aus der Zeit des Septimius Severus nicht auf den pergamenischen Altar zu beziehen sei.

Er fragte, nachdem auf seine Bitte Gymnasialdirektor O. Richter den Vorsitz übernommen hatte, den Vortragenden, warum das Münzbild den großen Gigantenaltar nicht vorstellen könne, und meinte, als dieser auf die Differenzen zwischen dem Münzbild und der Berliner Rekonstruktion hinwies, daß diese keineswegs in allen Punkten für gesichert gelten könne. Vielmehr böte sie sowohl vom praktischen als vom ästhetischen Standpunkt zu manchen Bedenken Anlaß. Er habe nie verstanden, wie man an einem Altar von dieser Form die vorgeschriebenen Opferzeremonien habe vollziehen können, und anderseits vermisse er einen kräftig betonten, in die Höhe entwickelten Mittelpunkt. Das Münzbild stimme gerade in den Punkten, die bei der Rekonstruktion als gesichert gelten könnten, mit den Resten des pergamenischen Altars überein, z. B. in der Zahl der Säulen an den Schmalseiten der Halle und den auf dem Dach dieser Halle aufgestellten Statuen. Es löse die bestehenden Schwierigkeiten in überraschender und verblüffend einfacher Weise und sei für ihn selbst eine Offenbarung gewesen. Natürlich habe man sich vorzustellen, daß die großen Säulen nicht auf, sondern hinter dem kleinen Altar in der Mitte stünden. Damit erklärte sich der Vortragende ganz einverstanden. Endlich machte Prof. Robert noch geltend, daß, wenn auf einer pergamenischen Münze severianischer Zeit ein großer Altarbau dargestellt sei, es sich eigentlich von selbst verstünde und jedenfalls a priori angenommen werden müsse, daß damit der große Gigantenaltar gemeint sei, der in jener Zeit für ein Weltwunder gegolten habe. Seiner Meinung nach habe jede methodische Rekonstruktion dieses Altars von dem Münzbild auszugehen. Der Vortragende erklärte, er sei zu seiner Ansicht nur gekommen, weil das Bild und die Berliner Rekonstruktion ganz unvereinbar seien. Er habe die Berliner Rekonstruktion für kanonisch gehalten. Jetzt müsse er seine Ansicht noch einmal gründlich prüfen, da ihm die Ausführungen des Vorsitzenden sehr einleuchteten.

Es folgte der Vortrag von Prof. Dr. R. Freiherrn Hiller v. Gärtringen-Berlin: **Wilskis neue Pläne von Thera.**

Der Vortragende erläuterte die ausgehängten Pläne, die von Herrn Landmesser Dr. P. Wilski aufgenommen sind. Auf Grund

dieses Anschauungsmaterials entwarf er ein Bild von der Entwickelung der Stadt vom frühesten Altertum bis zum Beginn des Mittelalters. Besonders verweilte er bei der Entwickelung der Privathäuser und dem hellenistisch-römischen Wandputz, zu dessen Datierung der Vorsitzende im Anschluß an Pompeji und Pergamon einige Bemerkungen hinzufügte. Da eine Veröffentlichung im dritten Bande des Ausgrabungswerkes „Thera“ bevorsteht, kann hier von einer genauen Berichterstattung abgesehen werden.

Eine Diskussion wird nicht beliebt. Der Vorsitzende dankt dem Vortragenden als dem systematischen Aufdecker Theras, bespricht sodann kurz einige neue Funde und Publikationen und schließt darauf die Sitzung.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 9. Oktober 1903.

Gemeinsame Sitzung der philologischen, archäologischen, historisch-epigraphischen Sektion.

Bericht siehe S. 55.

Vierte Sitzung.

Sonnabend, den 10. Oktober 1903,

vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Gymnasialdirektor Prof. Dr. O. Richter.

Das Wort erhält Privatdozent Dr. B. Graef-Berlin zu seinem Vortrag über: **Die panathenäischen Preisvasen.**[1])

Von den durch die bekannte Inschrift ausgezeichneten Amphoren, deren jüngere Reihe durch die Archontennamen in das 4. Jahrhundert gewiesen wird, reicht die älteste nur bis zum Ende des 6. Jahrhunderts. Das ergibt die Statistik der Funde auf der Akropolis, wo auch von der jüngsten Entwickelungsstufe der älteren Reihe, die der Blüte des strengen rotfigurigen Stiles analog ist, reichliche Proben im Perserschutt mit Sicherheit nachgewiesen sind. Panathenäische Amphoren, die man der Zeit von 480 bis 400 zuweisen könnte, gibt es somit nicht. Das führt auf die Vermutung, daß diese Vasen mit der Stiftung der großen Panathenäen von

1) Der Vortrag wurde durch Lichtbilder erläutert.



Pisistratos eingeführt, und nach dem Sturze der Pisistratiden, als eine Einrichtung der Tyrannen abgeschafft seien. Für den Beginn der jüngeren Reihe, deren Entwickelung F. Haußer erkannt hat, ergibt sich die Gründung des zweiten attischen Seebundes als wahrscheinlicher Anlaß.

Eine Diskussion wurde nicht verlangt. Es folgte der Vortrag von Prof. Dr. B. Sauer-Gießen: **Die Götterversammlung am Schatzhaus der Knidier.**

Die schnell populär gewordenen Götter vom Fries des Schatzhauses der Knidier, die man sich anfangs als Zuschauer einer Kampfszene dachte, lassen sich auf Grund äußerer Merkmale in einer Weise anordnen, die jede direkte Beziehung zu diesem Kampf ausschließt. Sie füllten, wie die Fundtatsachen beweisen, nicht ganz die südliche, der Kampf etwas mehr als die nördliche Hälfte des Ostfrieses, d. h. des Frieses der Rückseite des Gebäudes. Das fehlende Stück war nicht groß. Der Stuhl und der Thron, von denen nur Reste erhalten sind, lassen sich nach den vollständigen bequem ergänzen; dann kommen von der für die Götterversammlung verfügbaren Gesamtlänge von 3,03 m auf die Lücke zwischen jenen beiden 0,08 m. Es waren also zehn Götter dargestellt, die beiden in der Lücke zu ergänzenden so dicht einander gegenübersitzend, daß ihre Beine sich deckten. Diese Gruppe bestand aus einem auf schlichtem Diphros sitzenden Gott, der sich umwendend seine Rechte auf das linke Knie des präsidierenden Gottes legte, und einer zwar thronenden, aber vorgebeugten Gestalt, und dieser Gruppe galt die Aufmerksamkeit und Erregung der acht übrigen. Es ist dargestellt, wie Hephaistos seine Mutter von dem Zauberthron emporzieht, zugleich aber dem Zeus — denn trotz der dionysischen Dekoration des Thrones kann sein Nachbar nur dieser sein — das Versprechen abnimmt, daß Aphrodite sein Lohn werde. Es herrscht strengste Symmetrie von neun Gestalten, deren mittelste Hephaistos ist. Isoliert, mißachtet sitzt am linken Ende Ares, der sich vergeblich bemüht hatte, Hephaistos zurückzuholen. Apollo und Artemis sind neben Zeus mit Wahrscheinlichkeit zu erkennen; Aphrodite sitzt, wie starr vor Staunen, auf der dem Ares entgegengesetzten Seite zwischen Athene und einer anderen Göttin. Es ist die Version des von U. v. Wilamowitz rekonstruierten Hymnos; der Typik nach ist zu vergleichen das Relief des von ionischer Kunst nachweislich abhängigen Gitiadas im Tempel der Athena Chalkioikos zu Sparta.

In der Diskussion richtete Prof. Robert an den Vortragenden die Frage, ob ihm Näheres über die Namensbeischriften der Götter

bekannt sei. Daß solche einst vorhanden waren, müsse mit Sicherheit angenommen werden, da sie für die anstoßende Kampfszene konstatiert seien. Es käme nun darauf an, zu erfahren, wie weit Homolles mit so großer Bestimmtheit vorgetragenen, zum Teil keineswegs naheliegenden oder selbstverständlichen Benennungen der Götterfiguren auf Beischriften oder deren Spuren beruhten.

Als Prof. Sauer erklärte, er bedauere, von Inschriften nichts zu wissen, bemerkte Prof. Robert, es könne über die Deutung des Frieses kaum diskutiert werden, ehe nicht die Inschriftenfrage völlig geklärt sei; jedenfalls habe er gegen die vorgebrachte Deutung des Bildwerkes seine Bedenken. Besonders sei bei der angenommenen Szene die Anwesenheit des Dionysos unbedingt notwendig.

Direktorialassistent Dr. K. Zahn-Berlin erinnert an frühere Versehen Homolles in einem ähnlichen Falle.

Prof. Dr. H. Blümner-Zürich meint, bei einer Lösung der Hera müßte Hephästos unbedingt stehend dargestellt sein; das heftige Gestikulieren der Götter lasse auf einen Streit schließen, der zwischen ihnen ausgebrochen sei; es genüge, zwei streitende Parteien anzunehmen, die fehlenden Figuren hätten nicht den Mittelpunkt der Darstellung gebildet.

Prof. Sauer bemerkt gegen diese Einwendungen, die Haltung der Figur, welche die eine Hand auf das linke Knie der thronenden männlichen Gottheit (Zeus) lege, sei bei der Annahme einer einfachen Götterversammlung unverständlich, auch Herr Prof. Dr. Loeschcke-Bonn habe bei seinem Deutungsversuche des Frieses nichts von Inschriften erwähnt.

Nachdem der Vorsitzende den Dank der Versammlung für den Vortrag ausgesprochen, erhält das Wort Herr Direktorialassistent Dr. R. Zahn-Berlin zu seinem Vortrag: **Über Vasenphotographien.**

Der Vortragende legte eine Auswahl von Photographien aus einer Serie von Vasenaufnahmen im Besitze des Heidelberger Archäologischen Instituts vor, die in der Form des Einzelverkaufs allgemein zugänglich gemacht werden soll. Die Sammlung ist zunächst aus dem Material für einige besondere Arbeiten entstanden, konnte aber dann durch die Unterstützung der Großherzoglich badischen Regierung systematisch erweitert werden. Sie umfaßt jetzt gegen tausend Negative von Vasen der Museen von Altenburg, Leipzig, Heidelberg, Karlsruhe, München, Würzburg, Basel,

Bologna, Corneto, Ruvo, Tarent, Lecce, Athen und viele Stücke aus dem italischen und griechischen Kunsthandel. Aufgenommen wurden nur ungenügend oder gar nicht veröffentlichte Vasen. Ein genaues Verzeichnis wird vorbereitet. Die Sammlung mag als ein Beitrag zur Erweiterung der Kenntnis des noch immer sehr zerstreuten keramischen Materials angesehen werden.

Eine Diskussion über diesen Vortrag wird nicht beliebt. Der zweite Vorsitzende dankt dem Vortragenden im Namen der Versammlung und spricht zum Schlusse dem ersten Vorsitzenden und den beiden Schriftführern den Dank der Versammlung für ihre Mühewaltung aus.

Germanistische Sektion.

Sitzungszimmer: Auditorium XVI im Seminargebäude.

Erste (konstituierende) Sitzung.

Mittwoch, den 7. Oktober 1903,
nachmittags $2^1/_2$ Uhr.

Zu Vorsitzenden werden durch Zuruf die bisherigen Obmänner Prof. Dr. Ph. Strauch-Halle, Prof. Dr. E. Matthias-Burg gewählt, zu Schriftführern Dr. Helm-Gießen, Dr. Lucke-Schleusingen, A. Jellinek-Wien.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 8. Oktober 1903,
vormittags $8^1/_2$ Uhr.
Vorsitzender: Prof. Dr. Strauch.

Der Vorsitzende eröffnete und begrüßte die Versammlung. Er gedachte der seit der letzten Versammlung verstorbenen Förderer der Germanistik. Die Versammlung ehrte deren Andenken durch Erheben von den Plätzen.

Danach hält Prof. Dr. G. Ehrismann-Heidelberg seinen angekündigten Vortrag: **Märchen im höfischen Epos.**

Für die meisten 'heroischen' Partien der Artusromane lassen sich bekannte *Märchen-* und *Sagenmotive* als Grundlage nachweisen, und zwar stammen die wichtigsten dieser Motive aus dem irischen Sagenschatze. *Zwei* Stoffe sind es, die alle anderen an Häufigkeit und an Bedeutung übertreffen, und für diese beiden kann man die Vorbilder in den irischen Überlieferungen (für welche aber nur die ältesten Sammlungen, *Lebor na h'Uidre* und das *Buch von Leinster,* als Zeugen benutzt werden dürfen) wiederfinden. Jene Hauptstoffe lassen sich formulieren als 1. das *Verlockungsmotiv* und 2. das *Befreiungsmotiv.*

Am ursprünglichsten hat *Zazikhovens Lanzelet,* dessen Technik noch roh-episodenhaft ist, die Motive bewahrt. Dieser Roman zerfällt in drei Teile: die erste und die zweite Lanzeletgeschichte, die ganz verschiedene Themata behandeln (1. Die dreimalige Wiederholung des Märchenmotivs von der Heirat der Tochter mit dem Feinde des Vaters, 2. Raub und Befreiung der Ginover aus dem Land ohne Wiederkehr, gleich Chrestiens Karrenritter, anerkannt keltisches Motiv), und der dritte Teil als Abschluß in rein höfischem Geschmack.

Das Thema des *Wigalois* ist eine Abart des Verlockungsmotivs und gründet sich auf die irische Erzählung von *Cuchulinns Krankheit (Serglige Conculaind)* unter Beiziehung einer Gespenstersage, die in dem ihr zugrunde liegenden Aberglauben Ähnlichkeit mit der Hamletsage hat.

Das Thema des *Erec* berührt sich mit der Schwanrittersage: ein Held hohen Standes heiratet ein armes Mädchen, legt ihr aber das Verbot *(gess)* auf, sie dürfe nicht reden, was von Seltsamem sie auch an ihm sehen werde. Sie verletzt dieses Gebot, indem sie in Klagen ausbricht über sein Verliegen, das ihr unbegreiflich vorkommt.

Deutlich auf irischem Sagenhintergrunde ist die Episode von Brandigan-Joie de la court am Schlusse des Erec aufgebaut, ebenso die Geschichte von *Iwein* und Laudine (vgl. Arthur Brown, Iwain, Studies of the Harward Univ.) und die Befreiung der gefangenen Arbeiterinnen (Menschentribut).

Der Grundriß des *Parzival* besteht aus drei Teilen: A die Jugend Parzivals und B die Abenteuer Gawans bilden zusammen einen Roman in der Anordnung von Ulrichs Lanzelet (A = Aufwachsen in der Weltabgeschiedenheit, B = drei Damenaffären, deren zweite, die mit Antikonîe, auf dem Motiv der ersten Lanzeletgeschichte 'eine Jungfrau heiratet den Mörder ihres Vaters' beruht und deren dritte, die mit Orgeluse, unter das Verlockungsmotiv fällt. In diesen aus A und B bestehenden Grundroman ist C Parzivals Gralsuche hineingestellt, ein auch in Deutschland verbreiteter Märchenstoff.

Das Märchen bildet die Grundlage für den Stoffkreis der Artusromane; Märchen vom Feenland und Totenreich, die auf keltischem Volksglauben beruhen, bilden den Grundstock der Motive. Überlieferte Sagenstoffe lagen Chrestien also vor, und daran läßt sich seine Tätigkeit messen. Nicht selbst gebildet hat er den Stoff, sondern umgebildet. Aber die Kunst, mit der er das gegebene Material umformt und vor allem der reiche Gedankeninhalt — das ist sein Eigentum, und das sind Taten eines großen Geistes.

In der Diskussion bekämpft Privatdozent Dr. Petsch-Würzburg die scharfe Scheidung zwischen Volksepos und Kunstepos. Er sieht in den Volksmärchen die direkte Quelle des höfischen Epos, nicht nur die der irischen Sage, die dann erst Bindeglied zwischen den Märchen und den Artusepen wäre.

Prof. Ehrismann meint dagegen, daß die Annahme einer direkten Beziehung zwischen den Epen der Artussage und der keltisch-irischen Sage doch der vorzuziehen sei, als sei das große indisch-europäische Märchenreservoir die direkte und alleinige Quelle.

Prof. Panzer-Freiburg i. Br. stimmt der Ansicht des Vortragenden zu und wünscht die Frage näher erörtert, ob diese Einflüsse direkt aus Irland und nicht vielleicht aus der bretonisch-armorikanischen Überlieferung stammen.

Darauf bittet Prof. H. Fischer-Tübingen um Mitteilung der in den verschiedenen Gegenden üblichen und volkstümlichen Bezeichnungen für einzelne Begriffe: Bäcker, Metzger, Klempner, Schreiner, Schrank.

Der Vorsitzende teilt mit, daß die wortgeschichtlichen Sammlungen Prof. Fedor Bechs von der preußischen Regierung angekauft und in der Berliner Königl. Bibliothek der allgemeinen Benutzung zugänglich sind.

Darauf sprach Prof. Dr. E. Matthias-Burg: **Zur Geschichte des Grimmschen Wörterbuchs.**[1])

Der Vortragende will einen kurzen Bericht geben über den Stand der Arbeit am Grimmschen Wörterbuch in der ausgesprochenen Absicht, die Versammlung zu einer Entschließung zu veranlassen, die hoffentlich dazu beitragen wird, die Vollendung des Werkes in absehbarer Zeit herbeizuführen. Er knüpft an die vorige Hallische Versammlung an, in deren germanistischer Sektion die Wörterbuchfrage auf Veranlassung des damaligen Vorsitzenden, Prof. Jul. Zacher, ebenfalls zur Verhandlung kam. „Sollte", so führte dieser aus, „in der bisherigen Weise weiter gearbeitet werden, so werden mindestens noch 30 Jahre bis zur Vollendung vergehen." Eine damals beschlossene Eingabe an das Präsidium des Norddeutschen Bundes hatte direkt die Gewährung einer staatlichen Unterstützung an die Mitarbeiter, indirekt die Übertragung von Professuren an Hildebrand und Weigand zur Folge. Seitdem sind statt 30 Jahre 36 vergangen, und von dem Werk fehlt noch weit über ein Drittel. Wie ist das gekommen? Vor allem

1) Der Vortrag ist in den Grenzboten veröffentlicht, Nr. 49 vom 3. Dezember 1903.

durch den unaufhörlichen Wechsel der Mitarbeiter; als Hildebrand, Lexer, Weigand, Wülcker starben, ruhte die Arbeit oft jahrelang; ihre Nachfolger vermochten sich erst nach langer Zeit in den Stoff hineinzuarbeiten und kamen oft zur Ausarbeitung selbst gar nicht, wie es bei Erdmann der Fall war. Von den jetzigen Mitarbeitern ist keiner in der Lage, sich dem Wörterbuch ausschließlich zu widmen, alle sind durch ihren Hauptberuf in Anspruch genommen. Infolgedessen hat von T-U und V, bei welchen Buchstaben eine langwierige Vorarbeit nötig war, um den Zettelapparat in Ordnung zu bringen, seit Lexers und Wülckers Tode noch nichts zum Druck gegeben werden können; von G und W, die auf noch je 30 Hefte anzuschlagen sind, vermögen die beiden Bearbeiter jährlich nicht mehr als ein Heft herauszubringen; der Bearbeiter von G vielleicht auch nicht einmal dieses, da er vorläufig durch seinen neuen Beruf als Bibliotheksbeamter völlig in Anspruch genommen ist. Traurig stünde es um das Wörterbuch, wenn nicht ein unermüdlicher Arbeiter, Prof. Moriz Heyne, seit 1867 ununterbrochen für seinen Fortgang tätig gewesen wäre, der erst allein H, J und L, M, sodann mit Hilfe von jüngeren Kräften den 8. und 9. Band (R — Seele) und den größten Teil des 10. zum Abschluß gebracht hat. Sein Vorgang zeigt auch den einzuschlagenden Weg: bei einem Werke von dem Umfange des Deutschen Wörterbuches, dem ein einzelner ohnmächtig gegenübersteht, ist auf einen ungestörten Fortgang und auf eine schließliche, baldige Vollendung nur zu rechnen, wenn Meister und Schüler, wie das Verhältnis von Haupt- und Hilfsarbeiter kurz bezeichnet werden soll, zugleich an ihm tätig sind, sei es nun in der Weise, daß sie einander in die Hände arbeiten, wie es in Göttingen geschieht, sei es, daß mehrere, die natürlich über die Art der Bearbeitung völlig einig sein müßten, nebeneinander je einen besonderen Teil eines Buchstabens zu erledigen hätten. Der Vortragende, der noch eine ganze Reihe von Fragen eingehend erörterte: z. B. ob eine Beschleunigung der Arbeit durch Verengerung der Grenzen, durch größere Knappheit der Bearbeitung, durch Hinausdrängung eines der Mitarbeiter usw., herbeizuführen sei, der auch die Ausführung des Planes eines Thesaurus linguae Germanicae vor Vollendung des Grimmschen Wörterbuches durchaus abwies, brachte zum Schluß folgende, einstimmig angenommene Resolution ein: Die germanistische Sektion richtet an den Herrn Reichskanzler die Bitte: damit das nationale Werk, seit dessen Beginn nun mehr als 50 Jahre verflossen sind, in 10—12 Jahren zum Abschluß gebracht werde, den Bearbeiter

von G beruflich so weit frei zu machen, daß seine Hauptarbeitskraft dem Deutschen Wörterbuch zugute kommen kann, ihn aber, sowie den Bearbeiter von W durch Gewährung einer größeren Beihilfe in den Stand zu setzen, je 2 selbständige, ausschließlich für das Wörterbuch tätige Mitarbeiter zu gewinnen, endlich den Bearbeitern von T—U und V Mittel zur Verfügung zu stellen, um je eine jüngere Hilfskraft zu ihrer regelmäßigen Unterstützung heranzuziehen.

Prof. Dr. Th. Siebs-Breslau dankt dem Vortragenden für seine wertvollen Ausführungen und berichtet über den Stand der Vorarbeiten für den Buchstaben V. Von den dafür nötigen etwa 20000 Zetteln sei ihm von seinem Vorgänger kein Viertel hinterlassen. Seine in den alljährlichen Arbeitsberichten an das Reichsamt des Innern als notwendig hingestellte Gewährung der Mittel für die Einstellung eines Hilfsarbeiters, ohne die an einen raschen Fortgang der Arbeit nicht zu denken wäre, sei stets unberücksichtigt geblieben. Um einer irrigen Anschauung zu begegnen, teilt Prof. Siebs mit, daß eine Besoldung der Mitarbeiter nicht bestehe.

Prof. Dr. Wunderlich-Berlin berichtet über den Stand des Zettelmaterials für G; er hält es im Interesse der Arbeit für wünschenswert, daß den Mitarbeitern am Wörterbuch Gelegenheit geboten wird, noch andere Arbeiten zu vollenden, und daß sie durch Dozententätigkeit in Verbindung mit der akademischen Jugend blieben. Er stimmt einer ins Detail gehenden Resolution zu und wünscht einen ständigen Ausschuß aus der Sektion zur Förderung der Arbeiten am Wörterbuch.

Prof. Dr. Fischer-Tübingen spricht über die Art der Verwendung jüngerer Hilfskräfte an der Wörterbucharbeit und tritt für eine noch weitere Verteilung der noch ausstehenden Buchstaben an neue Mitarbeiter ein.

Dr. Luther-Berlin schlägt für die Kommission zur Abfassung der Eingabe an das Reichsamt die Herren Matthias, Fischer, Strauch vor.

Die von den genannten Herren vorgelegte Resolution lautet:

Die germanistische Sektion der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner erkennt dankbarst an, welch reiche Förderung die Sache des Deutschen Wörterbuches der Brüder Grimm von seiten des Reiches seit der Hallischen Philologenversammlung im Jahre 1867 durch Gewährung vielfacher materieller Unterstützung erfahren hat; insonderheit ist durch des

Reiches Entgegenkommen in Göttingen die Möglichkeit einer gemeinsamen Arbeit von vier Gelehrten geschaffen worden, deren rastlose Tätigkeit die ihnen zugefallenen Teile des Werkes, S und Z, voraussichtlich in 8—10 Jahren vollenden wird. Dagegen ist auf eine Vollendung der übrigen Buchstaben, denen jahrelang die Bearbeiter gefehlt haben, nämlich G, W, T—U und V, bei der jetzigen Arbeitsmethode, und damit auf eine Vollendung des ganzen Werkes, in absehbarer Zeit nicht zu rechnen. Die den Bearbeitern von G und W zur Verfügung gestellten Mittel reichen nicht aus, um einen oder gar mehrere selbständige Mitarbeiter zu besolden. Der Bearbeiter von G ist überdies durch seinen neuen Beruf derart in Anspruch genommen, daß er sich, vorläufig wenigstens, kaum noch mit Erfolg dem Wörterbuch zu widmen vermag. Infolgedessen wird von W jährlich nicht mehr als ein Heft, von G kaum dieses herauskommen können, obgleich beide Buchstaben auf je 30 Hefte berechnet werden müssen. Ebensowenig sind die durch ihren Hauptberuf ebenfalls in Anspruch genommenen Nachfolger von Lexer und Wülcker, die Bearbeiter von T—U und V, wie die Erfahrung lehrt, imstande, ohne Hilfsarbeiter jene Buchstaben zu fördern. Die germanistische Sektion richtet demnach an den Herrn Reichskanzler die Bitte:

> Damit das nationale Werk, seit dessen Beginn nun mehr als 50 Jahre vergangen sind, in 10—12 Jahren zum Abschluß gebracht werde, den Bearbeiter von G zunächst beruflich so weit frei zu machen, daß seine Hauptarbeitskraft dem Deutschen Wörterbuch zugute kommt, sodann ihn und ebenso den Bearbeiter von W durch Gewährung einer größeren Beihilfe in den Stand zu setzen, je zwei selbständige, ausschließlich für das Wörterbuch tätige Mitarbeiter zu gewinnen, den Bearbeitern von T—U und V aber Mittel zur Verfügung zu stellen, um je eine jüngere Hilfskraft zu ihrer regelmäßigen Unterstützung heranzuziehen.

Diese Resolution wird einstimmig angenommen und außerdem das Deutsche Wörterbuch dauernd als Gegenstand auf die Tagesordnung der künftigen Verhandlungen der germanistischen Sektion gesetzt. Zunächst soll auf der nächsten Tagung Bericht über den Erfolg der diesmaligen Resolution erstattet werden.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 9. Oktober 1903,
vormittags 8¼ Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Strauch.

Nachdem der Vorsitzende die Sitzung eröffnet hat, überbringt Dr. Luther-Berlin die Grüße der Gesellschaft für deutsche Philologie und fordert die Sektion zur Unterstützung der Bestrebungen der Gesellschaft auf.

Darauf hält Prof. Dr. H. Wunderlich-Berlin seinen Vortrag über: **Die deutsche Gemeinsprache in der Bauernbewegung des 16. Jahrhunderts.**

Die große Bauernbewegung von 1525 erfordert auch nach der sprachlichen Seite Beachtung, weniger wegen der dauernden Wirkungen auf unsere neuere Sprache als wegen der Aufschlüsse, die sie über die Wesensbedingungen einer Schrift- oder besser Gemeinsprache gibt. Die kurze Episode des Bauernkrieges läßt die Faktoren, die bei einer Gemeinsprache zusammenwirken können, sämtlich Anteil gewinnen, sie steht vor allem unter dem starken Einfluß der öffentlichen mündlichen Rede, der an unserer Schriftsprache bis ins 19. Jahrhundert ganz zurücktritt. Dieses Moment ist unter den sprachlichen Faktoren des Reformationszeitalters bis jetzt wenig gewürdigt worden, nur bei den Historikern hat es Erwähnung gefunden. Zwar ist gerade von dieser Seite dem vielbesprochenen Bauernparlament von Heilbronn der Boden entzogen worden, aber ein richtiges Bauernparlament hat etwas früher (März 1525) doch schon in Memmingen getagt. Noch wichtiger sind die rhetorischen Leistungen, die den Aufstand entfacht haben. Sie werden uns von Augenzeugen geschildert, die anschaulich dartun, wie die „Predigt" der Laien in die Volksrede auswuchs. Auch mit der Bezeichnung „Redner" werden einzelne Führer schon neben den „Schreibern" erwähnt. Wie belebend diese volkstümliche Rhetorik auf den einförmigen Kanzleistil einwirkte, das läßt sich aus den in solchen Versammlungen festgesetzten Beschwerdeartikeln ersehen, deren eine große Zahl in allen Formen des Stils auf unsere Zeit gekommen ist. Aus ihnen haben sich durch Auslese — Festhalten des Gemeinsamen, Abstoßen des Individuellen — die „gemeinen" Artikel der gesamten Bauernschaft entwickelt, die berühmten XII Artikel, die im Druck weite Verbreitung gewonnen haben und noch heute

literarische Geltung beanspruchen dürfen. Sie bieten uns — das zeigt die Geringfügigkeit der Änderungen in den mitteldeutschen Nachdrucken, das zeigt auch die Tatsache, daß die Zeitgenossen den Verfasser in den verschiedensten Sprachgebieten des Reiches suchten — eine Gemeinsprache dar, die auf folgenden Bedingungen fußt: Gemeinsamkeit der Interessen und Stimmungen in örtlich getrennten Kreisen als Grundlage; lebendige Steigerung dieser Stimmung als unmittelbare Ursache der Meinungsäußerung, die Fähigkeit, einen längeren Gedankengang in ausgeführter Darstellung einem größeren Kreise verständlich zu machen, als Ergebnis. Diese Gemeinverständlichkeit beruht auf Redewendungen, auf festgeprägten Sätzen und Wortbildungen viel mehr als auf der Einheitlichkeit des Lautbildes und der Flexion, das wird wiederum durch das Verhalten der Nachdrucke bestätigt.

Von hier aus fällt neues Licht auf das Problem unserer neuhochdeutschen Schriftsprache, bei der man neuerdings gerade Lautbild und Flexionsformen einseitig als Kennzeichen der Gemeinsprache heraushob. In dieser Einseitigkeit hat man die Bedeutung Luthers für unsere Sprache unterschätzt, der ihr im Wortschatz und in der Satzbildung die innere Form aufprägte, während die äußere Form auf mechanischem Wege und — später — durch die Festsetzung der Grammatiker vereinheitlicht wurde.

Prof. Fischer-Tübingen meint, daß die Gemeinsprache der 12 Artikel nicht bloß auf die Bewegung zurückzuführen sei. Die betreffenden allgemein verständlichen Ausdrücke seien zum großen Teil juristisch. In diesen Ausdrücken sei schon vorher eine Ausgleichung durchgeführt. Man müsse also bei einer Statistik doch nach Literaturgattungen unterscheiden.

Die germanistische Sektion hört in der romanistischen den Vortrag von Prof. Dr. Voretzsch-Tübingen: **Philologie und Volkskunde.**

Siehe darüber S. 129.

Dann sprach in der germanistischen Sektion Prof. Dr. P. Weber-Jena über: **Kunstgeschichtliche Erläuterungen zu mittelhochdeutschen Dichtungen.**

Während Kollege Panzer-Freiburg in seinem gestrigen Vortrage in ebenso anregender als überzeugender Weise den überraschenden Parallelismus in den Entwickelungsstufen der Dichtung und der bildenden Kunst im Mittelalter dargelegt hat, will ich heute das enge Ineinandergreifen und die gegenseitige Ergänzung der beiden

Forschungsgebiete, der Literaturgeschichte einer-, der Kunstgeschichte anderseits, an einigen praktischen Beispielen erläutern. Wie weit die Sagenstoffe aus der ritterlichen Blütezeit Niederschlag in der bildenden Kunst gefunden haben, ist bisher noch nicht systematisch untersucht. Wichtiger als die beweglichen Kunstwerke (illustrierte Handschriften, Teppiche, Spiegelkapseln, Kämme, Schmuckkästchen, Sättel) sind für die Erkenntnis dieses Zusammenhanges die an den Ort gebundenen Denkmäler, Wandmalereien und Skulpturen. Zu den oftmals besprochenen Runkelsteiner Wandbildern sind im Laufe der letzten 15 Jahre zahlreiche neue Funde von Profanfresken getreten, der älteste davon der Iweinzyklus im Hessenhofe zu Schmalkalden, der vor 1250, vielleicht noch zu Lebzeiten Hartmanns von der Aue entstanden ist. (Wird in Lichtbildern vorgeführt, wobei die Abweichungen des Malers vom Texte und seine interessanten Zutaten eingehend besprochen werden.) Von Werken der Skulptur ist besonders lehrreich ein Tympanonrelief am Palas der Wartburg, um 1225 entstanden, darstellend den Tod König Ortnits. Als Mahnung zur Wachsamkeit für den Torwächter war das Relief früher am Aufgang zum Torturm angebracht und mit entsprechenden Versen umgeben. Hier haben wir also unmittelbar praktische Anwendung eines dichterischen Sagenstoffes auf das tägliche Leben. — Mancherlei Skulpturen an unseren mittelalterlichen Profanbauten werden auf Grund mittelalterlicher Sagenstoffe zu deuten sein. — Als Beispiele für bewegliche Kunstdenkmäler des Mittelalters, welche wertvolle Illustrationen und Ergänzungen zu den Dichtungen der gleichen Zeit darbieten, werden im Bilde vorgeführt: Kämme mit Darstellungen aus verschiedenen Heldensagen, Spiegelkapseln mit Bildern der Erstürmung der Minneburg, ein Teppich des 14. Jahrhunderts, dessen Darstellungen ebenfalls dem Ideenkreise der Minneburg entlehnt sind. Die Verse auf den beigefügten Schriftbändern sind aber in keiner der erhaltenen Fassungen der Minneburg-Dichtung aufzufinden — also Teile eines verlorenen Originals? Zum Schluß wurden im Bilde einige Ergänzungen zum geistlichen Schauspiel des Mittelalters aus den Kunstdenkmälern geboten: An einem französischen Kirchenportal des 12. Jahrhunderts die plastisch dargestellte Krämerszene aus dem Osterspiel. In den erhaltenen französischen Dramen findet sich diese Szene nicht vor dem 13. Jahrhundert, in den deutschen nicht vor dem 14. Jahrhundert. Aus dieser Skulptur läßt sich also das Vorhandensein der Szene im französischen Osterspiel schon für das 12. Jahrhundert absolut sicher beweisen. Zugleich erhält damit die Annahme

Meyers aus Speyer, daß die Krämerszene französischen Ursprunges sei, feste Stütze. Ob der französische Ursprung nicht auch für andere weltliche Einschiebsel des geistlichen Dramas anzunehmen ist? — Dramatische Darstellungen des Streites zwischen Ecclesia und Synagoge auf französischen Miniaturen des 15. Jahrhunderts, die sich mit keiner der erhaltenen literarischen Fassungen decken, also ebenfalls Zeugnisse verlorener literarischer Originale. Endlich zwei Miniaturen des 15. Jahrhunderts, welche die eine einen Bühnenaufbau, die andere eine vollständige Darstellung eines Mysterienspieles mit Hölle, Himmel, Tribünen und Zuschauern zeigen. Welch wertvolle Ergänzung zu den dürftigen, bisher bekannten Bühnenskizzen vom Donaueschinger Passionsspiel und vom Luzerner Osterspiel! Nur gelegentliche Funde, Steine eines Mosaiks, habe ich geboten. Sie sollten lediglich zeigen, wie mancherlei aus dem Zusammenarbeiten von Literatur- und Kunstgeschichte gewonnen werden kann.

Der Vorsitzende gibt der Hoffnung Ausdruck, daß die Germanisten in Zukunft sich immer mehr mit dem Studium der Kunstgeschichte beschäftigen werden.

Prof. Panzer-Freiburg i. Br. weist darauf hin, daß das Wartburgrelief den einen Teil einer in der kirchlichen Plastik des Mittelalters häufigen, als Illustration zu dem Psalmvers „Salva me ex ore leonis“ gedachten Darstellung bietet. Auch dürften die bekannten Figuren an den Portalen von Basel, Straßburg, Freiburg usw. nicht ohne weiteres mit der „Frau Welt“ der gleichzeitigen Dichtung identifiziert werden, indem dort stets männliche Gestalten mit schlangenzerfressenem Rücken als Verführer erscheinen.

Vierte Sitzung.

Sonnabend, den 10. Oktober 1903,

vormittags $8^1/_4$ Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Matthias-Burg.

Der Vorsitzende erteilt zunächst Herrn Dr. Fr. Burg-Hamburg das Wort zu seinem Vortrag über: **Das Runenalphabet des Theseus Ambrosius.**

Dr. B. betont zunächst, einigen in neuester Zeit ausgesprochenen abweichenden Behauptungen gegenüber, daß wulfilanische Schriftzeichen zum erstenmal 1597 zu Leiden in dem von Bonaventura Vulcanius veröffentlichten Commentariolus De literis et lingua Getarum sive Gothorum gedruckt erschienen sind, und führt sodann den durch neun verschiedene Alphabet-Photographien veranschau-

lichten Nachweis, daß die, trotz jener Veröffentlichung, bis zum Jahre 1665 vorherrschende Verkennung des wulfilanischen Alphabetes ausgegangen sei von einer 1588 im großen Saale der Vatikanischen Bibliothek angebrachten Freskomalerei. Diese noch heute wohlerhaltene Malerei stellt als die wulfilanischen Buchstaben die ersten 24 Zeichen des 1539 von Theseus Ambrosius in seiner Introductio in Chaldaicam linguam abgebildeten schwedischen Runenalphabetes dar, das, weil es Gotthicum alphabetum genannt war, der Kustos der Vaticana Federicus Ranaldus, der geistige Vater jener Malerei, für das Alphabet des Gotenbischofs gehalten hatte.

Privatdozent Dr. Gebhardt-Erlangen bemerkt, daß die Meinung, das Alphabet sei gotisch, darin ihren Grund hat, daß in jener Zeit gotisch und schwedisch promiscue gebraucht und insbesondere das Volk der Schweden häufig als Goten bezeichnet wurden.

Danach hält Prof. Dr. J. Franck-Bonn seinen Vortrag über:

Eine literarische Persönlichkeit des 13. Jahrhunderts.

Das nach einer Kopenhagener Handschrift von van Veerdeghem veröffentlichte „Leven van Sinte Lutgart“ (Leiden, Brill. 1899) ist, wie der Herausgeber nachweist, eine zwischen 1263 und 1274 entstandene ganz freie Bearbeitung der lat. Vita, die der Dominikaner Thomas v. Contimpré vor 1254 von der ihm persönlich bekannten und befreundeten Zisterziensernonne des Klosters Aywières in franz. Brabant geschrieben hatte.

Der nl. Dichter ist von einer schwärmerischen Verehrung für die Nonne erfüllt und zweifellos unmittelbar auch von ihrer übergroßen nervösen Reizbarkeit, mit der sie sich in Verzückungen zu bringen verstand, angezogen worden. Er verrät aber neben dieser Sympathie mit einem krankhaften Zustand, der sich auch in einer für uns nicht gerade anmutenden Weise durch Tränenfluten und Blutungen äußerte, einen ausgesprochenen Sinn für feine Formen des Lebens und Verkehrs, der ihn auch in seiner Diktion stets maßvoll bleiben und z. B. den eigentlichen Namen des Teufels vermeiden läßt. Außer der Abstammung aus vornehmem Hause dürfte sich darin auch wohl eine ungewöhnliche Bildung des Mannes verraten, an dem ein ausgeprägt literarischer Charakter hervortritt, wie er für die Zeit in diesem Maße wohl einzig dastehen dürfte.

Sein im Niederländischen einzigartiger, regelmäßig zwischen einsilbiger Senkung und Hebung abwechselnder Vers ist dem französischen (und lat. rhythmischen) Verse verständnisvoll nachgebildet. Von hier hat er auch den strengen Gebrauch über-

nommen, auslautendes schwaches *e* vor Vokalanlaut metrisch nicht zu zählen, während er vor Anlaut-*h* nach Belieben verfährt. Aus derselben Quelle muß übrigens auch der entsprechende Gebrauch Walthers v. d. Vogelweide und anderer mhd. Lyriker stammen, und es dürfte die Annahme kaum zu umgehen sein, daß dies und andere technische Dinge in Frankreich geradezu schulmäßig gelehrt und so auch nach außerhalb weiter fortgepflanzt worden seien.

Als bezeichnend für den nl. Dichter ist weiter anzuführen, daß er die Verba dichten und bewerpen „entwerfen" auch auf die gesellschaftliche Unterhaltung anwendet. Dem entspricht denn nun auch sein eigener Stil, der durchaus von dem germanischen poetischen Stil abweicht und sich in außerordentlich sorgsam ausgearbeiteten Perioden mit unbeschränkten Einschachtelungen bewegt, zum Teil in übermäßiger Länge, aber dabei niemals in Anakoluthe verfällt oder den Reiz künstlerischer Durchbildung verliert. Gelernt kann er ihn nur aus dem Lateinischen haben.

Auch in anderer Hinsicht hat er die Wirkung seiner Schrift sorgsam vorher berechnet und treibt eine, auch für seine Zuhörer und Leser durchsichtige literarische Fiktion auf einen ungewöhnlich hohen Grad hinauf. Am stärksten ist es, wenn er im dritten Buche vorgibt, hier die Kapitel kürzer gemacht zu haben, weil er tags vorher beim Vortrag des zweiten bemerkt zu haben glaube, daß die langen Kapitel die Zuhörer ermüdeten. Dabei ist, wie gesagt, alles vorher aufs allersorgsamste berechnet und ausgearbeitet. Die ganze Voraussetzung, daß er die Vita vor einer großen männlichen und weiblichen Zuhörerschaft vortrage, könnte darum auch wohl bloße Fiktion sein. Doch müssen mindestens entsprechende Erfahrungen zugrunde liegen, die uns wohl auf mehrtägige Klosterfeste führen, welche größtenteils mit solchen erbaulichen Vorlesungen ausgefüllt wurden. Die drei Bücher unseres Gedichtes, deren erstes leider verloren ist, sollen je an einem Tage vorgetragen worden sein. Das zweite umfaßt dabei fast 15000 Verse.

Unser Verfasser muß aber ein Meister der Vortragskunst gewesen sein, wenn er seine literarisch gebildeten Perioden für die Hörer genügend verlebendigen konnte. Aus dem Ganzen geht hervor, daß er sich seiner Wirkung sicher fühlte, und wir dürfen vermuten, daß er schon durch seine ganze, auch die äußerliche, Art zu fesseln vermochte.

Dieser so interessante Mann von einer so ausgeprägt literarischen Erscheinung, der auch gelegentlich einmal Plato erwähnt in einer, wie ich vermuten muß, besonders bemerkenswerten Weise, indem er ihn wegen seiner Darstellungskunst zitiert, ist uns wahr-

scheinlich dem Namen und den Lebensumständen nach bekannt. Heinrich Goethals von Gent, der Hauptvertreter der neuplatonischen Philosophie jener Zeit, schreibt dem Willem von Afflighem aus Mecheln, zuletzt Abt von St. Truiden in belgisch Limburg, eine Übersetzung der Vita St. Lutgardis des Thomas in Reimpaaren zu. Demselben Verfasser werden beigelegt die lateinische Übersetzung von Visionen einer Zisterziensernonne und eine Sammlung von Sermonen. Was wir nun sonst von Willem von Afflighem wissen und was sich anderseits aus unserem Gedicht für seinen Verfasser ergibt, das stimmt alles so gut zusammen, daß der Herausgeber unrecht daran tut, sich in dem so naheliegenden Schluß wieder einigermaßen dadurch beirren zu lassen, daß die Sprache eher westlimburgischen als brabantischen Charakter zeige. Willem von Afflighem halte ich sicher für den Verfasser unseres Lebens.

Eine höchst dankenswerte Aufgabe in befugter Hand wäre auch eine grammatische Untersuchung dieses Textes, der uns besonders gut und im ganzen so, wie ihn der literarisch überlegte Verfasser gedichtet und niedergeschrieben hatte, überliefert ist.

Eine Debatte mußte mit Rücksicht auf die beschränkte Zeit unterbleiben. Es erhält das Wort Gymnasialdirektor Dr. A. Schmidt-Schleusingen zu dem Vortrag: **Die Behandlung des Altdeutschen auf den höheren Schulen.**

Der Vortragende bemerkt zunächst, daß er mit Bedacht statt „Mittelhochdeutsch“ den weiteren Begriff „Altdeutsch“ wähle, und daß ebenso statt „Gymnasium“ der allgemeinere Ausdruck „höhere Schulen“ zu stehen habe. Dann rechtfertigt und erläutert er den unten abgedruckten, von ihm gewöhnlich befolgten Lehrgang. Hinweisend auf die Verwandtschaft der Muttersprache mit den Sprachen der übrigen europäischen Kulturvölker der Vergangenheit und Gegenwart, ferner auf den Unterschied der Dialekte im Deutschen, auf den Gegensatz zwischen der Sprache der Gebildeten und des Volkes, auf die vielfachen Schwankungen auch noch in der heutigen Sprache der Gebildeten, erklärt er es für notwendig, die Schüler so weit in das Wesen und die Entwickelung ihrer eigenen Sprache einzuführen, daß sie einerseits ein eigenes Urteil über die Zusammenhänge dieser sprachlichen Erscheinungen und damit größere Sicherheit in ihrem Gebrauche erlangten, anderseits eine richtige Vorstellung von der Sprache als einem lebendigen, sich fortentwickelnden Organismus gewönnen.

Dann bespricht er die Bedeutung der altdeutschen Literatur als eines ehrenvollen Spiegelbildes des deutschen Charakters, und indem er sie in ihrem Gesamtwesen gegenüber der modernen Geisteswelt als

jugendlich kennzeichnet, zieht er den Schluß, daß ihre Behandlung in die Obersekunda als die ihrem geistigen Gehalte gemäßeste Klassenstufe, nicht in die Prima gehöre, wie auch noch neuerdings vorgeschlagen worden sei (Baumeister III, VII, 38—39). Hinsichtlich der Stoffauswahl billigt er im ganzen die Bestimmungen der preußischen Lehrpläne von 1901 und spricht sich für die Wahl des Urtextes bei der Lektüre mit Entschiedenheit aus, und zwar aus fünf Gründen: 1. Ein Original wirke überall in der Kunst stärker auf das Gemüt ein als eine Kopie. 2. Mittelhochdeutsche Dichtungen, zumal lyrische, könnten durch keine Übersetzung völlig wiedergegeben werden. 3. Die kulturgeschichtliche Bedeutung der altdeutschen Dichtungen käme nur in der Originalform zu wirksamer Anschauung, eine Behauptung, die an Walthers Liede „Ir sult sprechen willekomen" verdeutlicht wird. 4. Der mittelhochdeutsche Text wahre dem Unterricht in OII gegenüber dem der Mittelklassen den Reiz des Neuen. 5. Die Bekanntschaft mit dem Mittelhochdeutschen fördere die Lösung der formalen Aufgabe des deutschen Unterrichtes, die Schüler zur Beherrschung der Muttersprache zu führen.

Redner entwickelt dann die Methode bei der Lektüre des Urtextes, in der vor allem lautes Lesen und geschickte, auf induktivem Wege zu erzielende Feststellung der wichtigsten durchgehenden sprachlichen Unterschiede zwischen Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch zu betreiben seien; schließlich behandelt er die Zeitdauer des altdeutschen Unterrichtes: das Sommerhalbjahr sei zu wenig, vielmehr sei dafür auch das Winterhalbjahr mindestens bis zum 1. Dezember, besser noch bis Weihnachten zu verwenden, damit das Ergebnis gründlich und für die Dauer gesichert würde. Die Bedeutung der Aufgabe rechtfertige diese Ausdehnung, durch die auch die der neueren Zeit zugewandten Ziele des deutschen Unterrichtes nicht geschädigt würden, da für ihre Durchführung noch $^{9}/_{4}$ Jahre mit je 3 Wochenstunden übrig blieben.

Lehrgang für den Unterricht im Altdeutschen.

1. Wiederholung der hauptsächlichsten grammatischen Eigentümlichkeiten der deutschen Sprache: Ablaut, Umlaut, Brechung, starke und schwache Konjugation und Deklination.
2. Überblick über die indogermanischen Sprachen und über die Entwickelung der deutschen Sprache: erste Lautverschiebung, Betonung der Stammsilbe im Germanischen, zweite Lautverschiebung, Unterschied von Hoch- und Niederdeutsch, alles dies an Beispielen verdeutlicht (Hauptunterschiede zwischen dem mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen Vokalismus).

3. Abriß der altdeutschen Literatur mit Einbeziehung des Gotischen.
4. Die Hauptabschnitte des Nibelungen- und Gudrunliedes und ausgewählte Gedichte Walthers v. d. Vogelweide im Urtexte. Das sprachliche Verständnis, durch Punkt 1 und 2 vorbereitet, wird induktiv weitergeführt durch Erläuterung durchgehender formaler und syntaktischer Eigentümlichkeiten. Ein Zusammenfassen der Formenlehre in Paradigmen zum Auswendiglernen ist überflüssig.
5. Durchblick durch Wolframs von Eschenbach Parzival mit Lesen einiger bezeichnender Stellen nach einer Übersetzung.
6. Skizze von der weiteren Entwickelung der deutschen Literatur bis zur Reformationszeit.
7. An den geeigneten Stellen Vorträge über verwandte Werke aus dem Altdeutschen und über Neubearbeitungen mittelalterlicher Stoffe in der neueren Dichtung.

Prof. Kannengießer-Straßburg i. E. trägt Bedenken gegen die Benutzung der mittelhochdeutschen Texte. Sie ist wünschenswert, aber die Zeit ist zu kurz. Er will deshalb Proben charakteristischer Stellen vom Lehrer vorlesen lassen. Ein Mangel des mittelhochdeutschen Unterrichtes sei das Fehlen einer Fortsetzung. Solange nicht eine vierte Stunde Deutsch eingeführt wird, ist der Unterricht nicht obligatorisch zu machen.

Der Vortragende erwidert, das Mittelhochdeutsche sei kein neuer Gegenstand, sondern nur eine Vertiefung des schon vorhandenen. Mit drei Wochenstunden könne man vorwärts kommen. Die Zeit nach 1250 sei sehr kurz abzutun. Beim Nibelungenlied sei zwischen Proben und ganzen Stellen nur ein quantitativer Unterschied. Bloßes Vorlesen sei aber ohne dauernde Wirkung.

Danach schloß Prof. Strauch mit Worten des Dankes an Vortragende und Zuhörer die Sitzungen der Sektion.

Prof. Lambel-Prag dankte den Vorsitzenden für ihre Mühewaltung in Vorbereitung und Leitung der Sitzungen.

Die Zahl der Mitglieder betrug 77.

Historisch-epigraphische Sektion.

Sitzungszimmer: Auditorium IV des Universitätsgebäudes.

Erste (konstituierende) Sitzung.

Mittwoch, den 7. Oktober 1903,
2 Uhr nachmittags.

Zu Vorsitzenden werden die bisherigen Obmänner Prof. Dr. U. Wilcken-Halle und Gymnasialdirektor Dr. F. Albracht-Naumburg a. S. gewählt, zu Schriftführern Dr. W. Otto-Breslau und Oberlehrer Dr. P. Viereck-Berlin.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 8. Oktober 1903,
9 Uhr vormittags.

Vorsitzender: Prof. Dr. Wilcken.

Das Wort erhält Prof. Dr. O. Seeck-Greifswald. Statt des angekündigten Vortrags „Drakon und Solon" hält er einen anderen über: **Die Solonische Münzreform.**[1])

Der Vortragende wies nach, daß die älteste Nachricht aus der Münzgeschichte Athens, die auf zeitgenössischer Überlieferung beruht, sich auf den Tyrannen Hippias bezieht. Sie berichtet, daß er das umlaufende attische Geld eingezogen und dafür neues von ganz gleicher Art ausgegeben habe; das findet in den erhaltenen Münzen seine Bestätigung. Wahrscheinlich geht diese Notiz auf Hekataios zurück, der die letzte Zeit der Pisistratidenherrschaft noch erlebt hat. Für alles, was vorhergeht, gab es keine echte Quelle. Was über die Münzreform Solons erzählt wird, geht daher nur auf gelehrte Kombinationen zurück, die als Überlieferung wertlos sind.

Darauf spricht Prof. Dr. J. Kaerst-Leipzig über den **hellenistischen Herrscherkult.**

---

1) Der Vortrag wird in voller Ausdehnung in den „Beiträgen zur alten Geschichte" erscheinen.

Er suchte zunächst die Wurzeln darzulegen, die der hellenistische Königskult in hellenischen Anschauungen und Institutionen habe, indem dabei zugleich die fortschreitende Anthropomorphisierung der hellenischen Religion hervorgehoben wurde. Der Zusammenhang mit dem hellenischen Heroenkulte wurde betont, aber ebenso die weitere Fortbildung auf der Grundlage des neuen hellenistischen Königtums, der in ihm zur Geltung gelangenden Kräfte und Tendenzen. Nach der Darlegung der Genesis des Herrscherkultes wurde dann seine weitere Entwickelung, insbesondere seine Ausbildung zu einem offiziellen Reichskulte verfolgt, wobei namentlich auch auf den Einfluß des dynastischen Elementes und der Reichsbildung selbst hingewiesen wurde.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 9. Oktober 1903.

Gemeinsame Sitzung der vereinigten philologischen, archäologischen, historisch-epigraphischen Sektion.

Siehe S. 55.

Vierte Sitzung.

Sonnabend, den 10. Oktober 1903,
$8^1/_2$ Uhr vormittags.

Vorsitzender: Prof. Dr. Wilcken.

Da Direktor Dr. Albracht am Erscheinen verhindert ist, eröffnet Prof. Dr. Wilcken die Sitzung.

Zuerst spricht Prof. Dr. E. Kornemann-Tübingen über: **Πόλις und urbs.**[1])

Etwas ganz anderes als in der modernen bedeutet in der alten Geschichte die Stadt. Die hellenische Geschichte ist die Geschichte einzelner Poleis und die Geschichte Italiens wird im Sturmeslauf zur Geschichte der urbs *κατ' ἐξοχήν*. Es ist eine reizvolle Aufgabe, diese antike Stadtentwickelung ins Riesenhafte und Ungesunde in die ersten Anfänge zu verfolgen. Für die Entwickelungsgeschichte der Polis hat Emil Kuhn eine brauchbare Grundlage geschaffen, dagegen für das außergriechische Siedelungs- und Städtewesen versagt er. Die Lücke ist durch den zweiten Band von Heinrich Nissens italischer Landeskunde nicht ausgefüllt

1) Der Vortrag erscheint in erweiterter Form in den „Beiträgen zur alten Geschichte“, herausgeg. von C. F. Lehmann u. E. Kornemann.

worden, da dieser ausgezeichnete Forscher sich hier darauf beschränkt hat, in der Hauptsache eine Beschreibung der einzelnen italischen Gemeinden, nach Landschaften geordnet, vom Standpunkt der augusteischen Zeit zu geben. Wo er auf das große Problem der Entstehung und des Werdens der italischen Stadt eingegangen ist, wie in der kurzen Einleitung des Bandes oder in der Darstellung der älteren stadtrömischen Entwickelung, hat er sich durch Grundirrtümer der antiken wie der modernen Forschung, wie die Ansetzung des sogenannten servianischen Mauerringes in die Königszeit, oder die Mommsensche Annahme von ursprünglichem Gemeineigentum und Samtwirtschaft auf italischem Boden, oder endlich die Inanspruchnahme der in der Poebene gefundenen Pfahlbauansiedelungen der Bronzezeit für die Italiker den Weg zur richtigen Erkenntnis versperrt. So harrt dieses Problem trotz Kuhn und Nissen noch der Lösung.

Es gilt zunächst die Unterschiede des altitalischen Siedelns und Wohnens gegenüber dem griechischen möglichst scharf herauszuarbeiten.

Die Griechen wohnten in der vorstädtischen Epoche ihres Daseins in Dörfern: *κατὰ δήμους*, *κατὰ κώμας* oder *κωμηδόν* (auch *κατὰ πόλεις*, da *πόλις* ursprünglich gleichbedeutend mit *κώμη* gebraucht wird). Das Charakteristische an diesen altgriechischen Dörfern war, daß sie der Befestigung entbehrten, also ein Wohnen *κατὰ κώμας ἀτειχίστους* (so Thukyd. III 94. 4 von den Ätolern). Dieses Dorfsiedelungssystem ist in den Küstenländern des östlichen Griechenlands und in den Kolonialgebieten der kleinasiatischen Küste mit der Auflösung des Stammverbandes in zwiefacher Weise überwunden worden, entweder durch den Zusammenschluß einer Anzahl nahegelegener Komen zu einem engeren Verband, einem *σύστημα συνεστηκὸς ἐκ κωμῶν* (Strabo XIV p. 660), also einer Samtgemeinde, in der alle Einzelgemeinden gleichberechtigt waren, namentlich da, wo ein größeres Heiligtum dominierte (Beispiele: die marathonische Tetrapolis, Eleusis, um den Tempel des Zeus Chrysaoreus in Karien, Thermon in Ätolien, die drei offenen Urorte von Patrai, endlich Sparta) oder durch Herstellung einer einheitlichen Stadtgemeinde vermittelst des bekannten Verfahrens des Synoikismos, d. h. der Konzentration der Verwaltung einer Anzahl Dörfer in der bedeutendsten Gemeinde, der Hauptkome, gewöhnlich derjenigen, die am Fuße des gemeinsamen Schutzberges mit Ringwall (der Akropolis) gelegen war. Eine rückläufige Bewegung, dahingehend, das Land wieder neben die Stadt zu stellen, war die Reform des Kleisthenes in Attika. Das Gegenteil vom Synoi-

kismos war der Dioikismos, die Auflösung der Polis durch Wiederselbständigmachen der ursprünglichen Dörfer, daher der technische Ausdruck *κατὰ κώμας διοικίζειν* lautet (Beispiele: Smyrna, Mantinea, das ägyptische Theben). Bezeichnend für den Ursprung der Polis aus der *κώμη ἀτείχιστος* ist der Umstand, daß auch die Stadt zunächst nicht befestigt war, vielmehr nur die Akropolis anfänglich den nötigen Schutz gewährte. Die Mauer ist für den griechischen Stadtbegriff also durchaus etwas Sekundäres.

Das Verständnis des altitalischen Siedelns hängt ab von der möglichst allseitigen Erfassung zweier Institutionen: einmal des vorstädtischen pagus und dann dessen, was der Italiker ursprünglich unter einem oppidum verstanden hat.

Bezüglich der Etymologie von pagus werden wohl die am ehesten recht haben, die es zu der Sippe pax, pacisci, pangere gesellen. Den Ausgangspunkt für den Begriff bildet die Heiligkeit der Grenze, der Grenzfriede. Zur Erhaltung der heiligen Grenze sind alle innerhalb derselben Wohnenden zu einem religiösen und politischen Ganzen geeinigt. Der Begriff knüpft sich also an die Peripherie, nicht an ein lokales Zentrum, es ist sozusagen ein eminent territorialer Terminus. Um über das Wohnen der pagani etwas zu erfahren, steht uns nur der Begriff vicus zur Verfügung. Vicus (griech. *οἶκος*) ist aber ursprünglich das Haus, das Gehöft, der Bauernhof. Das Gegenstück zu vicus ist fundus, der dem einzelnen gehörige Grund und Boden, das Gut im Gegensatz zum Hof. Dem Italiker fehlt wie das Wort für Dorf so auch die Sache, wenigstens im Rechtssinne. Die unterste administrative Einheit ist auf italischem Boden der pagus. Wenn später Rom einer italischen Gemeinde das Stadtrecht entzieht, wie z. B. Capua im hannibalischen Krieg, treten die pagi wieder zutage und übernehmen die Pflichten der städtischen Verwaltung. Dem pagus der Urzeit stehen noch näher manche pagi bei den Bergvölkern im Innern von Italien, welche noch nicht zu Flurbezirken von Städten, wie in den Ebenen der Westküste, herabgesunken sind, sondern als Landgemeinden neben den Städten rangieren, allerdings nach dem Vorbild dieser in Ortschaften konzentriert (pagus Veianus bei Benevent, pagus Lavernae, pagus Interprominus, ein pagus unbekannten Namens, C. J. L. IX 3312, pagus Vecellanus, pagus Boedinus bei den Pälignern). So kommt es, daß unsere literarischen Quellen, namentlich die griechischen, unter deren Einfluß die ganze römische Tradition über Italien steht, von *κωμηδόν*-Siedeln auch bei den Italikern reden: faktisch war das in der historischen Zeit bis zu einem gewissen Grade der Fall, rechtlich nie.

Wie ist nun auf italischem Boden die Stadt entstanden? Das führt auf das zweite Problem der italischen Siedelungsgeschichte, zu der Institution des oppidum. Die Etymologie von oppidum ist noch dunkler als die von pagus. Soviel ist sicher, wie auch schon Wölfflin gesehen hat, daß der Begriff nicht von der Masse der Häuser, sondern von der Befestigung ausgeht (vgl. Caes. b. g. V 21. 3). Von der Befestigung ist oppidum dann auf den befestigten Raum übertragen worden. An Wall und Graben erreicht es sein Ende. Oppidum und ager stehen in einem scharfen Gegensatz zueinander und „die ursprüngliche Gegensätzlichkeit ist in den personalen Ableitungen immer bewahrt worden" (Mommsen, St. R. III 790 f.). Wenn man diese Genesis der Begriffe oppidum und oppidanus kennt, versteht man es leichter, daß die Römer in der städtischen Epoche ihrer Kultur auch Gemeinden ohne Territorien schaffen konnten (z. B. Caudium, vgl. auch Grom. I 164. 13). So etwas wäre auf griechischem Boden eine reine Unmöglichkeit. Endlich: oppidum als der an Wall und Graben endende feste Platz, die Burg, etwa das, was später der Römer mit castellum zu bezeichnen sich gewöhnte, stand naturgemäß im Stammverband und im Teilverband des Stammes, dem pagus, es mangelte ihm, griechisch gesprochen, die *αὐτονομία*. Nichts ist wohl so hundertfältig durch Schriftstellerzeugnisse zu belegen, wie die Anwendung von oppidum für die im Stammverband stehenden Burgen barbarischer Völker. Die drei den Begriff des altitalischen oppidum bestimmenden Faktoren sind also: die Umwallung, die Beschränkung auf den vom Wall und Graben umgebenen Raum und der Mangel der Autonomie. Wenn pagus die Gaugemeinde ist, so ist oppidum die Gauburg. Der zerstreut wohnende Bauer bedarf noch mehr wie der Dorfsiedler des Schutzes der festen Burg. Pagus und oppidum treten aber mit fortschreitender Entwicklung in einen Gegensatz. Der befestigte Platz auf der Höhe wird frühzeitig zum Herrensitz. Der aristokratische Zug, den die italisch-römische Geschichte im Gegensatz zur griechischen nie verloren hat, erklärt sich in letzter Linie aus den altitalischen Siedelungsverhältnissen, so auch auf dem Boden Roms selbst, wo sich die älteren politischen Verhältnisse in Gestalt sakraler Institutionen konserviert haben. Die innerstädtischen Kirchengemeinden der montani und pagani sind die Reste ursprünglicher politischer Gemeinden. Die sieben als montes bezeichneten Höhen trugen die oppida, die Burgen, aus denen Rom entstanden ist. Die montani sind die oppidani von Alt-Rom. Auch bei den Umbrern begegnen der Gau und die Gauburg, allerdings unter anderen Namen, der Gau z. B.

als plaga oder tribus (Livius IX 41. 15, XXXI 2. 6, XXXIII 37. 1 und die iguvin. Taf.). Sehr beachtenswert ist das Auftreten von tribus zur Bezeichnung des Gaues in Umbrien. Wenn man das Verbreitungsgebiet von tribus überschaut (Rom, Umbrer, Cato für die Teile der keltischen Boier bei Plin. N. H. III 116, Mantua: Servius Aen. X 202, auf einem ehernen Gefäß, C. J. L. IX 4204, vielleicht aus Amiternum), so dürfen wir sagen, wir treten mit tribus in die etruskische Einflußsphäre. Auf dem Boden Roms macht es den Eindruck, als ob eine ältere Einteilung nach pagi durch eine jüngere nach tribus abgelöst worden sei. Denn bei den pagi sind fast durchaus die örtlichen Bezeichnungen vorwiegend, bei den älteren tribus dagegen — abgesehen von den städtischen — die gentilicischen Namen. Das weist auf eine jüngere Epoche hin, als schon eine stärkere soziale und politische Differenzierung innerhalb der römischen Gesellschaft eingetreten war.

Damit sind wir an das wichtigste Problem, die Entstehung der urbs, herangekommen. Die Alten sagten darüber nur: urbes sind Etrusco ritu geschaffene Gemeinden. Eine urbs war Rom selbst, und zwar die sogenannte Vierregionenstadt der etruskischen Königszeit, und weiter die von hier gegründeten Kolonien, welche nach Varro ursprünglich auch urbes genannt wurden. Wir vermögen nur zwei Unterschiede zwischen dem oppidum und der urbs zu erkennen: erstens die größere Ausdehnung der urbs und zweitens die Anwendung des etruskischen Ritus und die dadurch herbeigeführte Heiligung der Stadtgrenze und Stadtmauer, sowie die Regelmäßigkeit der Anlage in der Form des templum, wozu vielleicht noch als drittes die Herstellung der Autonomie dieses eximierten Gebietes gegenüber dem Landgebiet zu gesellen ist. Also ist der seither schon innerhalb der pagi bestehende Gegensatz von offenem Feld und befestigter Höhensiedelung durch die Schöpfung der urbs noch vertieft worden. Dabei sind die Grenzen und Befestigungen so weit hinausverlegt, daß innerhalb derselben nicht nur Häuser, sondern auch Garten- und Ackerland liegen. Nur so ist die Ausdehnung der urbs Roma, d. i. der Vierregionenstadt, zu verstehen. Eine andere urbs hat es hier weder vorher noch nachher gegeben. Die ganze Geschichte von der urbs quadrata ist ein Märchen. Ebenso ist die Stadt, die von der servianischen Mauer umschlossen war, die „Großstadt der Samniterkriege“, keine urbs mehr. Denn inzwischen war das wichtigste Ereignis in der Frühgeschichte Roms eingetreten: die Schöpfung der älteren Landtribus, deren Bedeutung neuerdings K. J. Neumann in helleres Licht gerückt hat. Seine Hypothese, daß es sich dabei um die Befreiung

der zur Hörigkeit, zu clientes herabgesunkenen römischen Bauernschaft der pagi gehandelt hat, ist sehr wertvoll. Während die Geschichte des älteren Roms die Geschichte seiner Mauern ist, ließ man nach der letzten großen Anstrengung auf diesem Gebiet, dem Bau der sogenannten Serviusmauer, den Ringwall verfallen. Vom Ende der Republik ab bestimmten die Juristen die Stadt Rom nicht mehr nach dem Mauerring, sondern nach der Ausdehnung der städtischen Wohnweise: urbis appellatio muris, Romae continentibus aedificiis finitur, quod latius patet (Dig. 50. 16. 2).

Das Vorgetragene läßt sich in folgende Thesen zusammenfassen:

1. Die Griechen siedelten *κωμηδόν*, die Italiker pagatim.
2. Das will genauer heißen: das offene Dorf (*κώμη ἀτείχιστος*) war die unterste Verwaltungseinheit bei den Griechen, bei den Italikern dagegen das durch künstliche oder natürliche Grenzen umschlossene pagane Territorium mit einer oder mehreren Gauburgen (oppida) im Innern.
3. Die Polis entsteht aus den offenen Dörfern durch Synoikismos, bei ihr ist die Mauer immer etwas Sekundäres; bei der urbs, die im oppidum ihr Vorbild hat, geht alles von der Mauer aus: ohne Mauer und Graben keine urbs.
4. Die urbs ist etruskischen Ursprunges, eine urbs auf dem Boden Roms ist allein die Vierregionenstadt. Mit der Schöpfung der Landtribus wird sie ersetzt durch einen Stadtstaat nach Art der Polis.

Die Diskussion führen Prof. Seeck, der die Wichtigkeit des sakralen Elements betont, und der Redner.

Dann folgt der Vortrag von Prof. Dr. O. Gradenwitz-Königsberg i. Pr.: **Ämter und Titel im ptolemäischen und im römischen Ägypten.**

Der Vortragende führte die These durch, daß das ptolemäische Ägypten Selbstverwaltung und Selbstbestimmung hie und da zulasse, wo das römische Ägypten Beamtenregiment aufweist: 1. Die pekuniären Rechtsstreitigkeiten wurden zur Ptolemäerzeit einem Wandergericht von drei Schöffen unterstellt, die wohl regulär auf zwei Jahre ernannt wurden. Diese Tätigkeit ist im römischen Ägypten teils den Epistrategen als generellen Delegierten des Präfekten (der de iure alles in allem war), teils den Strategen als vorbereitenden und ausführenden Organen zugefallen. 2. Die Aufbewahrung der Urkunden über Darlehen und andere Rechtsgeschäfte geschah in der Ptolemäerzeit durch einen der sechs Zeugen, der als *συγγραφοφύλαξ* bezeichnet wird. Er hatte im Fall

eines Rechtsstreites vor Gericht die Echtheit der Urkunde zu vertreten. Die Römerzeit verlangt für Chirographa Abschrift auf dem Archiv. 3. Analog ist das Verhältnis der Steuerpacht, die in römischer Zeit für die Mehrzahl der Gefälle der Regie gewichen ist. Eine Ausführung über Banken wurde von dem Vorsitzenden mit Recht als durch den soeben erschienenen Oxyrhynchos-Band überholt bezeichnet. Im Anschluß an obige Erörterungen berichtete der Vortragende über einen Ptolemäerpapyrus, der den Beweis bringt, daß die römische fiducia in der *πίστις* ihr Eben-, wenn nicht ihr Vorbild hatte, und wies auf die Möglichkeit makedonischen Sonderrechtes hin.

An der Debatte beteiligten sich der Vorsitzende, Dr. P. M. Meyer und der Redner.

Als letzter Vortrag folgte der von Prof. Dr. A. Bauer-Graz: **Die Bruchstücke einer griechischen Weltchronik auf einem Papyrus der Sammlung Golenischeff.**

Die Fragmente dieses mit Miniaturen reich illustrierten Papyrusbuches wurden von dem Besitzer bei dem Antikenhändler Schech Ali in Gizeh gekauft; ihr Fundort ist unbekannt. Der ursprünglich aus 72 Stücken bestehende Fund war in Petersburg schon zu 49 größeren und kleineren Fragmenten zusammengesetzt worden. Es gelang mir, ihre Zahl durch Aneinanderpassen abgesprungener Stücke auf 29 zu vermindern. Sie gehören 14—17 oder noch mehr verschiedenen Blättern an, die etwa 24 × 30 cm maßen; sechs davon lassen sich annähernd, eines nahezu vollständig rekonstruieren, auch ihre Reihenfolge in der Chronik steht fest.

Die Schrift des Textes ist eine grobe Unziale des koptischen Typus, die noch dem Anfang des 5. Jahrhunderts zuzuweisen sein dürfte. Der Papyrus ist ordinär, wiederholt vor der Schrift und Bemalung geflickt. Es läßt sich feststellen, daß erst die Miniaturen gemalt, dann der Text eingetragen wurde.

Das erste der sechs wiederherstellbaren Blätter enthält auf dem Recto eine Aufzählung der vier Jahreszeiten und in drei Reihen zu vieren angeordnete Frauenbüsten, die, wie eine erhaltene Subskription lehrt, die zwölf Monate des römischen Kalenders darstellen. Das Verso bietet eine nicht ganz korrekte Zusammenstellung der Namen der hebräischen, ägyptischen und attischen Monate. Zu diesem Blatt bietet die Chronographie des Synkellos (p. 10, 11 Bonn.) eine Parallele; solche Monatslisten sind aber auch sonst viele erhalten.

Das zweite Blatt enthält ein Stück aus dem Diamerismos, d. h. der Verteilung der Erde unter die Söhne Noes und ihre

Nachkommen. Auf dem Recto stand der Inselkatalog des Cham und eine Karte, auf dem Verso das Verzeichnis seiner nördlichen Küstenländer, die durch Gebäudebilder illustriert waren. Von einigen Unterschieden im einzelnen abgesehen, entspricht dieses Blatt dem Fol. 8 des sogenannten Barbarus des Scaliger (A. Schöne Euseb. chron. I. App. 185). Diese im 7./8. Jahrhundert angefertigte lateinische Übersetzung einer ebenfalls illustrierten alexandrinischen Weltchronik aus dem Anfange des 5. Jahrhunderts steht nicht nur an dieser Stelle unserer gleichfalls in Alexandrien entstandenen Weltchronik sehr nahe.

Das dritte Blatt enthielt einen Prophetenkatalog: mit Beischriften versehene Bilder der Propheten; zu einigen waren die Sprüche beigeschrieben, durch die sie Christum vorherverkündigten. Die genaueste Parallele zu diesem Teil unserer Chronik bieten die Osterchronik, deren Vorlage ebenfalls Bilder enthielt, und der Indienfahrer Kosmas, dessen Handschriften solche noch zeigen; beide Autoren bieten dieselben Sprüche in etwas ausführlicherer Fassung. Der Prophetenkatalog unserer Chronik ist aber ein ebenso selbständiges Stück, wie in der Chronik des Hippolytos der liber generationis (Mommsen chron. min. IX 133), während aber der sonst so nahe verwandte Barbarus hierzu keine Parallele bietet und, gleich der Mehrzahl der Chroniken, die Propheten in der jüdischen Geschichte namhaft macht.

Das vierte und fünfte Blatt entsprechen dagegen wiederum, von Differenzen im einzelnen abgesehen, Fol. 42 und 44 des Barbarus. Sie enthielten die Listen der römischen Könige und der Agiaden, die der Makedonier und Lyder. Voraus ging jeder Liste eine Einleitungsformel, die biblische Synchronismen enthielt, den Schluß machte eine Summierungsformel und ein Bildstreifen mit den Büsten der Könige. Diese Regentenlisten gehen im letzten Ende auf die Chronik des Sextus Julius Afrikanus zurück.

Das sechste fast vollständig zu rekonstruierende Blatt enthält die Fastenchronik von 383—392; es war vermutlich das letzte dieses Buches. Bis zum Endjahr des Barbarus (387) weist sein Text Übereinstimmungen mit diesem, von da an die nächste Verwandtschaft zu den sogenannten fasti Vindobonenses priores auf. Man darf daraus schließen, daß in der alexandrinischen Weltchronik speziell die Reichsannalen von Ravenna Aufnahme gefunden haben.

Die Jahre werden nach den Konsuln und den alexandrinischen Augustalen bezeichnet. Diese Fasten sind, von einem Schreibfehler abgesehen, tadellos; daher muß die aus ihnen zu gewinnende Liste

der Augustalen, trotzdem sie mit den Angaben des Theodosianus vielfach nicht übereinstimmt, als zuverlässig gelten. Die den einzelnen Jahren beigeschriebenen Zahlen der diokletianischen Ära dagegen differieren von der richtigen Epoche um zwei. Ebenso sind in den Chroniknotizen selbst die römischen Daten konsequent nach einem falschen Schlüssel in ägyptische umgerechnet. Dieser Abschnitt bietet ein paar neue und zuverlässige Einzelheiten, im ganzen vermehren aber die Angaben, die er enthält, nur die gerade in chronologischer Hinsicht herrschende Verwirrung. Illustrationen finden sich zu den Angaben über die Geburt des Honorius und den Tod des Gratian, ferner ist die Mumie des Patriarchen Timotheos von Alexandrien und sein Nachfolger Theophilos abgebildet. Auf dem Verso, das besonders reichen Bilderschmuck enthält, sind Theodosius und Honorius, der Tod Valentinians und des Eugenius dargestellt. Ebenda steht der Patriarch Theophilos als Triumphator über Serapis auf einem Postament, das ein Serapisrelief zeigt. Den unteren Abschluß dieser Seite bildet eine Darstellung der Erstürmung des Serapeions in Alexandrien durch die Christen.

Vier folgende Bruchstücke gehören zwei oder mehreren Blättern der Chronik an, deren Stelle sich nicht sicher bestimmen läßt. Die Bilder und die Ergänzung der beigeschriebenen Stellen aus dem Lukasevangelium zeigen jedoch, daß diese Bruchstücke entweder der Fortsetzung des Prophetenkatalogs oder jenem Abschnitt der Chronik angehören, der von Augustus und Tiberius handelte; sie können aber auch teils dem einen, teils dem anderen Abschnitte zugewiesen werden. Die Osterchronik, Kosmas und der Barbarus bieten dazu Parallelen, jedoch werden beim Barbarus die Sprüche nicht aus Lukas, sondern nach dem Protoevangelium Jakobi angeführt. Kosmas bringt die Sprüche in seinem Prophetenkatalog, die Osterchronik und der Barbarus legen sie in die Fastenchronik ein.

Endlich sind noch 12 kleine Bruchstücke vorhanden, die mindestens sieben, vielleicht aber mehr verschiedenen Blättern zugehören; es läßt sich von fast allen feststellen, welchen Teilen der Chronik sie zuzuweisen sind.

Die Chronik, die der Papyrus enthält, ist nach 412 geschrieben, sie ist zweifellos alexandrinischen Ursprunges, mit der beim Barbarus übersetzten am nächsten verwandt, sie weist aber auch Beziehungen zur Osterchronik und zum Synkellos auf. Diese und noch andere Anhaltspunkte legen den Gedanken nahe, Annianos, den Zeitgenossen des Patriarchen Theophilos, der das Werk des Panodoros popularisierte, als ihren Verfasser zu bezeichnen. Gleich-

wohl wäre dieser Schluß voreilig; neben vielen engen Beziehungen ergibt eine nähere Untersuchung doch auch wieder Differenzen. Es muß also genügen, festzustellen, daß die neue alexandrinische Chronik der augenscheinlich nicht geringen Zahl von einander im ganzen ähnlichen ägyptischen Mönchschroniken angehört, die nach dem Siege der Orthodoxie unter Theodosius entstanden sind. Sie endet daher auch passend mit dem Jahre 392, in dem der Patriarch Theophilos den Serapistempel in Alexandrien zerstörte. Ein Vergleich mit den Überresten aus Panodoros und Annianos, die sich in der byzantinischen Chronikenliteratur und beim Barbarus finden, lehrt, daß der Verfasser unserer Chronik noch um eine Stufe tiefer zu stellen ist als seine beiden Zeitgenossen.

Die Diskussion wird von Prof. Seeck und dem Redner geführt.

Der Vorsitzende schließt mit dem Dank an die Redner die Sitzungen.

Die Zahl der Mitglieder der Sektion betrug 100.

Romanistische Sektion.

Sitzungszimmer: Auditorium XIII im Universitätsgebäude.

Erste (konstituierende) Sitzung.

Mittwoch, den 7. Oktober 1903,
nachmittags 2½ Uhr.

Zum ersten Vorsitzenden wurde der bisherige erste Obmann Prof. Dr. B. Wiese-Halle, zum zweiten, nachdem Herr Direktor Prof. Dr. Strien eine Wiederwahl abgelehnt hatte, Prof. Dr. A. Risop-Berlin gewählt. Zu Schriftführern wurden ernannt Oberlehrer Dr. M. Fuchs-Berlin und Oberlehrer Dr. C. Weber-Halle.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 8. Oktober 1903,
vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. B. Wiese.

Zuerst erhält das Wort Prof. Dr. O. Schultz-Gora-Berlin zu seinem Vortrag: **Zum bildlichen Ausdruck bei altfranzösischen Dichtern.**

Auf dem Gebiete der altfranzösischen Stilistik ist bisher nicht viel gearbeitet worden und namentlich vermißt man eine zusammenhängende Untersuchung über den bildlichen Ausdruck. Daher kommt es, daß Textstellen nicht selten unrichtig gedeutet worden sind, indem die Herausgeber Übertragungen oder Metonymien annahmen, zu denen sich kaum Parallelen aus der altfranzösischen Dichtung beibringen lassen und die auch tatsächlich an den betreffenden Stellen nicht vorliegen, oder aber auch umgekehrt gewisse Wendungen als wörtlich aufgefaßt haben, welche, wie andere Stellen zeigen, nur bildlich zu verstehen sind. Zuweilen ist allerdings in Ermangelung einschlägiger Sammlungen ein sicherer Entscheid noch nicht möglich.

Der Vortragende illustriert obiges an einer Anzahl von Beispielen und unterzieht dann den Gebrauch der Metapher bei

provenzalischen und altfranzösischen Dichtern einer näheren Betrachtung. Es handelt sich da zunächst um metaphorische Verwendung verschiedener Verba, welche Verrichtungen des täglichen Lebens bezeichnen, wie *vestir* z. B: Environ elx est la terre vestue (sc. mit Toten und Verwundeten) — Del sanc del roi fu la sele vestue — Car li plas qu'ieu d'aquest mon yesca e del durable me vyesca, prov. *banhar,* altfranz. *baignier,* das namentlich als Reflexiv Übertragung erfährt, besonders häufig im Provenzalischen, z. B.: en pur gaug me banh, prov. *beure,* altfranz. *boivre*, das als Objekt ein Abstraktum zu sich nehmen kann, z. B.: s'il fet la folie, si la boive — Qu'ele ot tost la honte bëue, oder in personifizierender Metapher vom Schwerte gesagt wird: Qu'el sanc li fist l'espee boivre — Morir l'estut, car li glaives el cors li but. Des weiteren ist prov. *escriure,* altfranz. *escrire* zu nennen, welches fast immer in Verbindung mit dem Herzen erscheint, z. B.: Cel qu'en son cor o a escrig — Ne doubtez, en mon cuer sera escript quanqu'ele me dira, ferner *rire,* das meistens vom Munde gesagt wird, häufig aber auch von den Augen und dem Herzen, prov. *saludar,* altfranz. *saluer,* z. B.: Onors de lonh la saluda — Ez les vos. v. qui proesce salue. Vom Handwerk genommen ist das namentlich bei den Provenzalen beliebte 'vergolden' (*daurar*), unter denen z. B. Peire Vidal seine Melodien dauratz nennt, R. de Vaqueiras sagt, daß sein Sang von dem ric pretz seiner Geliebten 'vergoldet' sei, R. de Miraval und Peirol, noch einen Schritt weitergehend, einem bildlichen daurar ein bildliches estanhar 'verzinnen' gegenüberstellen. Aus der Pflanzenwelt stammen 'keimen', 'sprossen', 'grün werden', 'trocken werden', 'trocken machen', welche alle übertragen gebraucht werden und unter denen prov. *secar,* altfranz. *sechier* intr. und caus. besonderes Interesse zu erregen geeignet ist.

Aus den *Adjektiven*, welche Sitz einer Metapher sein können, seien hervorgehoben das bekannte *flori* 'weiß', *enferme* vom Wasser gesagt, prov. *cozen* (sirventes cozen), *tenen* 'salbungsvoll' (votz tenen), *trenchan*, auf eine Person bezogen, etwa 'schneidig'.

Von den Substantiven, welche metaphorisch verwendet werden, sind wohl die beliebtesten 'Blüte', 'Spiegel', 'Schild', 'Panzer', 'Pfeiler'; weiterhin verdienen Erwähnung altfranz. *ploi* und *rain,* sowie prov. *color* 'Falsches'. Eine sehr ausgedehnte Verwendung erfahren 'Auge' und 'Herz', von denen namentlich das letztere eine monographische Darstellung erfordert Man findet da zum Teil recht kühne Metaphern, wie das häufige 'Augen des Herzens', ferner 'mit den Augen seufzen', 'das Herz fliegt', 'das Herz an

der Ferse' oder 'in den Hosen haben' und andere, welche hier aufzuführen der beschränkte Raum nicht gestattet.

Es ergibt sich, daß die Dichter des mittelalterlichen Frankreichs sich des bildlichen Ausdrucks als Kunstmittels schon in ziemlichem Umfange bedient haben. Eine anziehende Aufgabe wäre es zu untersuchen, inwieweit hier wirkliche Originalität vorliegt, d. h. ob nicht verschiedene Metaphern bei denjenigen lateinischen Dichtern begegnen, welche das 12. und das 13. Jahrhundert gekannt hat, bei Ovid und Virgil. Einiges dürfte sich hier ergeben (vgl. z. B. hasta bibit cruorem — bibere amorem), aber vermutlich wird erheblich mehr auf Rechnung der späteren christlichen Schriftsteller und der Bibel kommen. Dann gälte es festzustellen, was ein altfranzösischer Dichter mit seinen französischen Vorgängern oder auch Zeitgenossen gemeinsam hat, um so, wenn möglich, einen Beitrag zur stilistischen Individualität eines jeden zu gewinnen. Schließlich wäre es interessant, die Schicksale der einzelnen Metaphern bis ins heutige Französisch zu verfolgen und zu sehen, was davon im Laufe der Zeit die poetische Sprache aufgegeben, was sie beibehalten hat und was an Neuem hinzugekommen ist. Mit alledem würde freilich immer erst ein kleiner Teil demjenigen dargereicht sein, der sich die große Aufgabe stellte, eine historische Stilistik des Französischen oder gar der romanischen Sprachen zu schreiben.

Sodann spricht Prof. Dr. R. Vossler-Heidelberg über: **Die philosophischen Quellen des Dolce stil nuovo.**

Der Vortragende berichtet über ein demnächst zu veröffentlichendes Buch: „Die philosophischen Grundlagen zum dolce stil nuovo.“ Er verfolgt den philosophischen Entwicklungsgang des symbolischen Frauendienstes in seinen drei wichtigsten Punkten: Adelsfrage, Liebesfrage und Erkenntnisproblem. Die Adelsfrage, zunächst als eine praktische Kastenfrage entstanden, wird in der provenzalischen Dichtung schon mehrfach theoretisch behandelt. Man kommt zur Scheidung in historischen und seelischen Adel, die in der zeitgenössischen Philosophie in der Weise vertieft wird, daß man beide Arten von Adel auf natürliche und moralische Grundlagen zurückzuführen sucht. Im weiteren Verlauf der Frage wird der historische Adel vollständig preisgegeben und verleugnet und nur der seelische anerkannt und definiert als die Anlage (Potenz) zur Tugend. — Ähnlich ist die Entwicklung der Liebesfrage. Auch hier finden wir zunächst eine schon von den Troubadours angebahnte Scheidung in niedere und höhere, sinnliche und übersinnliche Liebe. Von den spätesten Troubadours (bes. Montanhagol

und Sordello) wird die Forderung der übersinnlichen Liebe immer entscheidender gestellt. In Italien vertreten Chiaro Davanzati, Guido Orlandi, Monte Andrea u. a. ähnliche Ideale. Diese übersinnliche, intellektuelle Liebe zu einem weiblichen Individuum widerspricht aber aufs entschiedenste dem herrschenden Begriff der Liebe, wie ihn die Scholastik ausbildet. Der Gegensatz wird zunächst nur unklar von den Dichtern gefühlt. Erst Guinicelli erkennt ihn ganz und löst ihn zugleich auf, indem er die Frau symbolisch als Engel (höhere Intelligenz) faßt.

Diesem Symbol gegenüber können sich die Dichter verschieden verhalten, je nachdem sie sich mehr oder weniger zum individualistischen, averroistischen oder mystischen Erkenntnisprinzip bekennen. Der Vortragende sucht zu zeigen, wie notwendigerweise zunächst die rationalistisch-averroistische Erkenntnistheorie die Dichter gewinnen mußte, wie später besonders Dante die Gefahren dieser Lehre erkannt und sich in der letzten Periode seiner Dichtung immer mehr der mystischen Erkenntnislehre zugeneigt hat.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 9. Oktober 1903,

vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Wiese.

Den ersten Vortrag hörte die germanistische Sektion mit der romanistischen gemeinsam; es sprach Prof. Dr. C. Voretzsch-Tübingen über: **Philologie und Volkskunde.**

Im ersten Teil des Vortrages wurde zunächst Name und Begriff der Volkskunde (Folklore) erörtert, ihr Gebiet gegenüber der Völkerkunde (Ethnographie und Ethnologie) abgegrenzt und der so wichtige Begriff des „Volkes“ definiert, der je nach der primitiveren oder höheren Kulturstufe einer Nation und somit auch je nach dem Zeitalter einer und derselben Nation dieselbe in ihrem ganzen Umfang oder im wesentlichen nur nach ihren unteren Schichten bezeichnet. Die Volkskunde hat es mit den Überlieferungen der Gegenwart wie der Vergangenheit zu tun, auch nicht etwa bloß mit den Resten alter Überlieferung im modernen Volksleben oder mit Überlieferungen, die nicht höheren Kultureinflüssen unterlegen sind, sondern mit der ganzen Masse volkstümlicher Überlieferungen ohne Rücksicht auf ihr Alter oder ihre Herkunft. Materiell betrachtet erscheint die Volkskunde in weiterem Sinn (wie sie heutzutage meist gefaßt wird), d. h. mit Einschluß des physischen

Elementes, des Körperbaus, der Haus- und Dorfanlagen usw., dem Vortragenden als ein Konglomerat heterogener Disziplinen. Eine reinliche Scheidung von den Nachbarwissenschaften läßt sich seines Erachtens nur erzielen, wenn man die Materie der Volkskunde beschränkt auf die aus der geistigen Art und Anlage des Volkes fließenden Äußerungen und Überlieferungen: Sitte und Brauch, Glaube, Aberglaube und Vorstellungen, Sagen, Märchen, Lieder, Kinderspiele, Schauspiele und Kunst.

Im zweiten Teil wurde die Bedeutung der Volkskunde für die Philologie an der Hand einzelner Beispiele, vor allem aus der Volkspoesie, dargelegt. Ihre Bedeutung ist eine dreifache: sie steht als ein wesentlicher und integrierender Bestandteil der Nationalliteratur neben der Kunstpoesie; sie hat diese selbst zu verschiedenen Zeiten und zum Teil in weitgehendem Maße beeinflußt; endlich steht sie überhaupt am Anfang der literarischen Entwickelung, aus ihr sind die Kunstpoesien und ihre Gattungen hervorgegangen.

Wie die Volkspoesie ist auch Kenntnis von Sitte und Brauch usw. für das Verständnis der höheren Literatur vielfach so unentbehrlich wie für die Erklärung einzelner Texte oder Textstellen. Endlich bedarf auch die Sprachwissenschaft für Bedeutungswandel u. ähnl. oft genug der Volkskunde.

Der dritte und Schlußteil des Vortrages suchte nun das Verhältnis der beiden Disziplinen zueinander festzustellen. Philologie im weitesten Sinne, als Kulturwissenschaft (Böckh), schließt die Volkskunde ein, im engsten Sinne, als Textkritik und -interpretation (Tobler), schließt sie dieselbe aus. Fassen wir Philologie in mittlerem Sinn, als die Beschäftigung mit den in sprachlicher Form erzeugten geistigen Produkten eines Volkes (Sprachgeschichte, Textbehandlung, Literaturgeschichte), so dürfen wir die Volkskunde in dem oben angenommenen engeren Sinne als einen Teil der Philologie betrachten. In weiterem Sinne aber, mit Einschluß des rein materiellen Elementes (Körperbeschaffenheit, Haus, Dorf usw.) geht sie über die Grenzen der Philologie hinaus und bedarf gesonderter Behandlung und Vertretung. Endlich die allgemeine und vergleichende Volkskunde steht über den einzelnen Gebieten, wie die vergleichende Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft über den Sprach- und Literaturgeschichten der einzelnen Völker. Sie ist daher als eine besondere Disziplin anzuerkennen, welche nicht mehr dem Bearbeiter und Vertreter einer Einzelphilologie zufallen kann.

Prof. Dr. Mogk spricht im Namen der germanistischen Sektion den Dank für den Vortrag aus.

Dann beginnt die Diskussion, an der sich Pfarrer Dr. Schullerus-Siebenbürgen, Priv.-Doz. Dr. Petsch-Würzburg, Oberl. Dr. Samter-Berlin und Prof. Dr. Schultz-Gora-Berlin beteiligen.

Der vorgerückten Zeit wegen wird der Vortrag von Prof. Dr. Risop auf Sonnabend vertagt und die Sitzung geschlossen.

Vierte Sitzung.

Sonnabend, den 10. Oktober 1903,
vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Wiese.

Zuerst spricht Prof. Dr. O. Schultz-Gora-Berlin über
Französische Konversationskurse an der Universität Berlin.

Da in den preußischen Prüfungsbestimmungen für das höhere Lehramt im Französischen und Englischen mit noch größerem Nachdrucke als bisher Sprechgeläufigkeit verlangt wird, so muß von seiten der betreffenden Fachprofessoren erwogen werden, wie eine solche wohl am ehesten zu erzielen sei. Ein längerer Aufenthalt im Auslande erscheint ohne Zweifel als das Zweckdienlichste; jedoch befindet sich unter den Neuphilologie Studierenden nur ein ganz geringer Prozentsatz, welcher über die Mittel hierzu verfügt, und da von der Regierung keine Auslandstipendien bewilligt werden, so bleibt kaum etwas anderes übrig, als an den Universitäten Konversationskurse einzurichten, welche natürlich niemals den Besuch des Auslandes ersetzen, sondern immer nur als Surrogat dafür gelten können.

Fast gleichzeitig mit Herrn Prof. Brandl (siehe dessen Artikel in der Monatsschrift für höhere Schulen herausgeg. von Köpke und Matthias I, 439 ff.) hat der Vortragende vor zwei Jahren mit Hilfe von Herrn Prof. Pariselle solche Kurse für Französisch an der Berliner Universität ins Leben gerufen; er erstattet näheren Bericht über ihre Einrichtung, sowie die Erfahrungen, welche er damit gemacht hat. — Es bestehen im ganzen sechs Kurse, von denen je zwei parallel sind. Sie gliedern sich in einen vorbereitenden, einen mittleren und einen höheren Kurs, sind also aufsteigend und darauf berechnet, einen und denselben Studierenden drei Semester hindurch vorwärts zu führen. Die beiden vorbereitenden Parallelkurse sind einstündig, in den mittleren und höheren Kursen wird jedoch wöchentlich in zwei aufeinander

folgenden Stunden geübt. Die Teilnehmerzahl beläuft sich in jedem Kurse durchschnittlich auf acht, indem trotz des großen Andranges nicht mehr aufgenommen werden. Die vorbereitenden Kurse werden von Herrn Prof. Pariselle und dem Vortragenden geleitet; beide Dozenten haben sich über die hier zu beobachtende Methode in ziemlich genaues Einvernehmen gesetzt. Zweierlei u. a. erfordert gleich hier besondere Aufmerksamkeit: die allgemeine Neigung der Studenten, bei der freien Wiedergabe von Erzähltem lange Sätze zu bilden, welche dann doch mißglücken, ist aufs nachdrücklichste von vornherein zu bekämpfen; desgleichen ihr Hang, Wörter zu gebrauchen, welche ausschließlich oder vorzugsweise der Schriftsprache angehören. Es muß immer wieder auf kurze Sätze, fast nur Hauptsätze, welche d'un souffle zum Vorschein zu bringen sind, sowie auf Anwendung der landläufigsten, in der Umgangssprache gebrauchten Wörter gedrungen werden.

Für die mittleren und höheren Parallelkurse hat der Vortragende zwei in Berlin lebende Franzosen engagiert, Herrn Louis Lagarde und Herrn Dr. Flamand, welche beide sich ihrer Aufgabe mit Eifer und Geschick entledigen. Zugrunde gelegt ist hier das recht brauchbare Buch von Lagarde: La clef de la conversation française. Es handelt sich in den mittleren Kursen zunächst darum, die im Anschlusse an das Gelesene gestellten Fragen mannigfach und anregend zu gestalten, so daß häufig die Person des Gefragten in den Gegenstand hereingezogen wird und es so zu einer wirklich freieren Unterhaltung kommt. Daneben wird die Wiedergabe von längeren Erzählungen geübt, wie man sie in dem genannten Buche in ziemlich reicher Auswahl findet. — In den höheren Kursen findet obiges seine Fortsetzung. Als neu kommt aber zweierlei hinzu: einmal Analysen vom Gelesenen (Romane, Theaterstücke usw.) und eine möglichst systematische Zusammenstellung und Einübung der Höflichkeitsformeln und der verschiedenen festgeprägten Umgangswendungen, an denen ja das Französische so reich ist, und deren man fortwährend benötigt ist, wenn man mit Franzosen zusammenkommt.

Die Ergebnisse, welche bis jetzt erzielt worden sind, können im ganzen befriedigende genannt werden. Man darf freilich keine übertriebenen Forderungen stellen und nicht unterlassen zu erwägen, daß das Sprechen eines fremden Idioms immer nur bis zu einem gewissen Grade lehrbar ist und bei manchen Individuen sogar von vornherein auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten stößt: gänzlicher Mangel an natürlichem Geschick und — was für das Französische sehr ins Gewicht fällt — an Temperament. Man

muß sich zufrieden geben, wenn man im großen und ganzen Erfolg erzielt. Um diesen zu sichern, erscheinen zwei Dinge unerläßlich: ein systematischer, nach einheitlichen Gesichtspunkten errichteter Aufbau, der sich auf drei, mindestens aber zwei Semester erstreckt, und weiter die Leitung der vorbereitenden Kurse durch Inländer. Das letztere ist deshalb notwendig, weil die Franzosen nicht phonetisch geschult sind und Anfängern gegenüber allzuwenig wissen, worauf es bei diesen ankommt, während der inländische Dozent, der natürlich immer geläufig und korrekt sprechen können muß, die Bedürfnisse der Studierenden kennt, da er die nötigen Erfahrungen an sich selber gesammelt hat.

Es entspann sich eine lebhafte Diskussion, an der sich Prof. Dr. Wagner-Halle, Oberlehrer Dr. Klincksieck-Halle, Prof. Dr. Cloetta-Jena, Prof. Dr. Meyer-Lübke-Wien beteiligten. Um 10 Uhr wird die Debatte abgebrochen, und das Wort erhält Prof. Dr. A. Risop-Berlin, um seinen Vortrag über „**Syntaktisches**“ zu halten.

Der Vortragende behandelt eine Reihe syntaktischer Erscheinungen aus dem französischen und italienischen Sprachgebiet, die, abgesehen von ihrer materiellen Bedeutung, geeignet sind, die psychischen Motive erkennen zu lassen, deren Wirksamkeit es zu danken ist, wenn ein Satz oder ein Satzgefüge nicht in allen Teilen den Verlauf nimmt, der bei logischer Analyse des zu sprachlicher Gestaltung gelangenden Gedankens oder auch nur mit Rücksicht auf die ebenmäßige Behandlung von Satzteilen, die unter den gleichen syntaktischen Bedingungen zustande kommen, zu erwarten wäre. Die hierher gehörigen sprachlichen Tatsachen erörtert der Vortragende unter folgenden drei Gesichtspunkten:

1. Zwei verschiedene, in der Sprache für sich allein auch wirklich gebräuchliche Formen des Ausdruckes lösen in parallelen Satzgliedern einander ab; so altfranz. *soi fier en (à) ... de;* neufranz. *insulter* + acc. ... + *à; croire en ... à;* altmailändisch *subietto a ... di; sopra* + acc. ... *di;* neufranz. *à droite ... à la gauche;* altfranz. *il faut* + inf. ... *que*-Satz; neufranz. *ne pas douter* + conj. ... *ne* + conj.; gaskognisch *tuer qn. ... à qn.;* altneapol. *ama lo prossemo tuo como atte.*

2. Die Störung wird dadurch veranlaßt, daß sich neben dem die Gestaltung der Rede zunächst bestimmenden Begriff vermöge der psychischen Assoziation ein ihm inhaltlich verwandter Begriff ins Bewußtsein drängt, doch ohne sprachlich versinnlicht zu werden; neufranz. *à mon idée que ... = je crois; me voilà soumis = je*

suis soumis, daher im koordinierten Satz Auslassung von *je; quand ... que, comme ... que,* weil *lorsque* usw. vorschwebt, daher umgekehrt in modernen franz. Mundarten auch *quand que, si que;* statt *préférer* + inf. ... *à* + inf. tritt nach Einmischung von *aimer mieux* die Fügung *préférer* + inf. ... *que* + inf. oder *que de* + inf. ein; dazu altfranz. *contraindre* + inf. ... *de* + inf.; *il convient* + inf. ... *de* + inf.; *ne ... que* in rhetorischen Fragen; *n'est-ce pas* im Anschluß an Imperative (Paarung mit dem jussiven Futurum im Französischen und Italienischen).

3. Bevor die einmal in einer bestimmten Form begonnene Rede ihren ordnungsmäßigen Verlauf nehmen kann, drängt sich an wesentlicher Stelle ein sprachliches Element ein, von dessen Eigenart das Bewußtsein nunmehr in dem Maße beherrscht wird, daß Anfang und Ende des Satzes sich nicht mehr entsprechen. Von solcher Wirkung ist franz. *chascun,* ital. *ciascuno, ognuno.* So kommt es in strengem Gegensatz zu sekundärem *cédons quelque chose chacun de notre côté* zu Leistungen wie altfranz. *celes dames seront arses chascune et embrasee,* lat. *pictores suum quisque opus a vulgo considerari vult;* oder *li baron chascuns li respondi;* altital. *Li cavalieri ciascheduno ritorna;* neufranz. und altital. sogar zu Relativsätzen wie *les cocardes qui chacune avait son histoire; deux médecins, qui ... chacun d'eux dit son avis; dieci baroni disarmati che ciascaduno portava una rama di oliva,* die in ihrem Wesen mit den aus dem Italienischen, Alt- und Neuprovenzalischen, Altfranzösischen, Spanischen, Rumänischen, Vulgärparisischen bekannten und nun auch in weiterem Umfange aus modernen franz. Mundarten nachgewiesenen, mit dem relativen Adverbium *que* (vgl. neugriech. *ποῦ*, deutsch *wo*) eingeleiteten Sätzen verwandt erscheinen und vielleicht deren Einflusse ihr Aufkommen verdanken. — Weiterhin werden Fälle besprochen wie altital. *uccelli rapaci e nocivi nullo vi poteva abitare,* sowie alt- und neufranz. *les coups que les guerriers l'un à l'autre donna.* — Zum Schluß berührt der Vortragende die bei neueren französischen Autoren unverkennbar hervortretende Neigung, in Nebensätzen, die mit *sans que* eingeleitet sind, pleonastisches *ne* besonders gern dann einzuschalten, wenn nicht ein Substantiv, sondern eines der Indefinita *personne, rien, aucun* usw. Subjekt ist, neben denen das Prädikat ja auch sonst kaum anders als in Verbindung mit *ne* auftritt.

Darauf wird die Diskussion über den Vortrag von Prof. Dr. Schultz-Gora wieder aufgenommen. Daran beteiligen sich die Herren Prof. Dr. Regel-Halle, Prof. Dr. Cloetta-Jena, Prof. Dr.

M. Friedwagner-Czernowitz, Prof. Dr. Rosenbauer-Lohr a. M., Prof. Dr. Voretzsch-Tübingen und Oberlehrer Dr. Klincksieck-Halle. Dieser bringt folgende These ein:

„Die vereinte romanistische und englische Sektion beschließt die Annahme folgender These: Die Verleihung von Auslandstipendien — ähnlich den in Österreich seit Jahren bestehenden — an Studierende der neueren Philologie auf unseren Universitäten erscheint unabweislich."

Diese These wird angenommen, und dann werden die Sitzungen geschlossen.

Englische Sektion.

Sitzungszimmer: Auditorium XII des Universitätsgebäudes.

Erste (konstituierende) Sitzung.

Mittwoch, den 7. Oktober 1903,
nachmittags $2^1/_4$ Uhr.

Prof. Dr. Wagner-Halle begrüßt die Erschienenen und teilt mit, daß leider drei der angekündigten Vorträge krankheitshalber in letzter Stunde abgesagt seien (Prof. Dr. Varnhagen-Erlangen, Prof. Dr. Hoops-Heidelberg, Privatdozent Dr. Sieper-München). Um die dadurch entstandene Lücke auszufüllen, erklären sich die beiden Obmänner Prof. Dr. Wagner und Prof. Dr. Regel bereit, je mit einem Vortrage einzuspringen. Zu Vorsitzenden werden auf Vorschlag des Geh. Hofrats Prof. Dr. Wülker-Leipzig die bisherigen Obmänner Prof. Dr. A. Wagner und Prof. Dr. E. Regel-Halle a. S. gewählt, zu Schriftführern Privatdozent Dr. O. Ritter-Halle a. S. und Oberlehrer Dr. F. Grober-Langensalza.

Darauf wurde das Programm für die nächsten Tage festgesetzt und die Versammlung geschlossen.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 8. Oktober 1903,
vormittags $9^1/_4$ Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Wagner.

Es erhielt zuerst das Wort Privatdozent Dr. E. Eckhardt-Freiburg zu seinem Vortrage: **Die Komik in Shakespeares Trauerspielen.**

Das auffallendste Beispiel der Vermischung von Tragik und Komik innerhalb der Dramen Shakespeares bietet der zweite Akt von „Macbeth“. Hier folgt unmittelbar auf die Ermordung Duncans die derbkomische Pförtnerszene. Unsere deutschen Klassiker haben an einer solchen Vermischung Anstoß genommen: Schiller hat in seiner Bearbeitung des „Macbeth“ die Komik der Pförtner-

szene beseitigt, und auch Goethe hat sich ausdrücklich gegen jene Vermischung ausgesprochen, beide im Widerspruch zu ihren Jugendwerken, worin Tragik und Komik häufig verbunden erscheinen. Wir erkennen Shakespeares Vermengung des Komischen mit dem Tragischen besonders aus drei Gründen als berechtigt an:

1. Beides sind nur scheinbar unvereinbare Gegensätze. Bei genauerem Zusehen entdecken wir bald mancherlei Berührungspunkte zwischen beiden, eine gewisse innere Verwandtschaft beider.

2. Im wirklichen Leben stoßen Tragik und Komik oft unmittelbar aufeinander. Da das Drama ein Spiegelbild der Wirklichkeit sein soll, entspricht also die Verbindung von Tragik und Komik bei Shakespeare den Verhältnissen des wirklichen Lebens. Es wäre verkehrt zu fordern, daß jedes Trauerspiel auch komische Bestandteile enthalten solle; aber ebenso verkehrt wäre es auch, das Komische aus dem Bereich des Trauerspiels grundsätzlich auszuschließen.

3. Die Verbindung von Tragik und Komik ist keine Neuerung Shakespeares, sondern hatte sich schon innerhalb der Anfänge des englischen Dramas ausgebildet. Bei Shakespeares unmittelbaren Vorläufern fehlt sie nur in den klassizistischen Trauerspielen, die sich an Senecas Tragödien als ihre Vorbilder anschließen.

Nach Besprechung der komischen Bestandteile von 14 Dramen Shakespeares mit katastrophischem Ausgang kommt Redner zu dem Ergebnis, daß in Shakespeares Entwickelung als Tragödiendichter in bezug auf die Behandlung des Komischen drei Stufen zu unterscheiden sind.

1. Auf der Stufe des Anfängertums reiht Shakespeare Tragik und Komik noch ganz äußerlich aneinander. Das einzige Beispiel für diese Stufe bietet „Titus Andronicus". Shakespeare übernahm hier einfach die literarischen Überlieferungen der älteren Zeit, ohne das ihm damit gegebene Prinzip der Verknüpfung von Tragik und Komik im Trauerspiel künstlerisch zu vertiefen.

2. Auf der Stufe der angehenden Meisterschaft zeigt Shakespeare deutlich das Bestreben, der Komik innerhalb des Trauerspiels den richtigen Platz anzuweisen. Dem Reinkomischen gebührt ein solcher Platz nur vor Beginn der Wendung zum eigentlich Tragischen, also in der ersten Hälfte des Trauerspiels. Das Komische hat auf dieser Stufe noch kaum einen anderen Zweck als den der Belustigung. Ein passendes Beispiel für diese zweite Stufe ist „Romeo und Julie".

3. Auf der Stufe der vollendeten Meisterschaft verfolgt Shakespeare mit der Komik, die er seinen Trauerspielen einfügt, einen

höheren Zweck als den der bloßen Belustigung. Er sucht sie nun dem Gesamtcharakter der Tragödie anzupassen und erhebt sie zu tragisch gefärbtem Humor. Beispiele für diese dritte Stufe enthalten drei tragische Meisterwerke Shakespeares: „Hamlet“, „König Lear“ und „Macbeth“. In diesen drei Trauerspielen hat Shakespeare zwischen Tragik und Komik eine innere Beziehung hergestellt, so daß beide nicht mehr, wie in den älteren Trauerspielen, mehr oder weniger unvermittelt nebeneinander stehen. Bei tragisch gefärbter Komik ist der Dichter in der Auswahl der Stelle, die ihr innerhalb des Trauerspiels zukömmt, weniger beschränkt als bei Komik von gewöhnlicher Art. Wir finden daher Komik mit tragischer Färbung im fünften Akt des „Hamlet“, nachdem die entscheidende Wendung zum Tragischen schon längst begonnen hat, und in „Macbeth“ unmittelbar nach Duncans Ermordung.

Auch in der Behandlung des Komischen im Trauerspiel lernen wir Shakespeare als wahrhaft großen Künstler kennen, der ein ihm aus der Vorzeit überliefertes unvollkommenes Kunstprinzip in feinsinniger Weise veredelt hat.

An der Diskussion beteiligen sich die Herren Prof. Dr. Büttner, Geh. Hofrat Prof. Dr. Wülker und Prof. Dr. Wagner. Ersterer betont im Gegensatz zur Meinung des Redners, daß sich für die Vermischung von Komik und Tragik doch schon ein Beispiel in dem antiken Drama, nämlich in Sophokles' Antigone finde, gibt jedoch zu, daß dieser Fall ziemlich allein stehe.

Prof. Dr. Wagner kommt auf die komischen Elemente in Marlowes Faust zu sprechen, Prof. Dr. Wülker meint, diese fraglichen Szenen würden im allgemeinen wohl als unecht angesehen.

Darauf ersuchte der erste Vorsitzende Herrn Prof. Dr. Regel den Vorsitz zu übernehmen und sprach selbst über die **Quelle von Shakespeares Twelfth Night.**

Der Vortragende gibt zunächst eine kurze Übersicht über die Entwickelung der Quellenfrage: Gerard Langbaine hat schon 1691 auf die Plautinischen Menächmen hingewiesen. Charlotte Lennox lenkte 1753 die Aufmerksamkeit auf eine Novelle Bandellos als mutmaßliche Quelle des ernsten Teiles des Shakespeareschen Stückes. Capell (1779) meint, eine französische Übersetzung der Geschichte Bandellos von Belleforest komme in Betracht. 1820 entdeckte Collier eine englische Novelle 'Apolonius and Silla' in einer Sammlung von Barnabe Riche, betitelt 'Farewell to Militarie profession' aus dem Jahre 1581. Diese englische Erzählung schien allen Anforderungen zu genügen und ist mit größerer oder

geringerer Bestimmtheit bis in die neueste Zeit als Quelle von Shakespeares Stück bezeichnet worden. Der Vortragende weist auf Stellen in Brandls 'Shakspere', in Brandes' 'William Shakespeare' und in Sydney Lee's 'A Life of William Shakespeare' hin. Aber dieser Ansicht ist vor kurzem ein gewichtiger Gegner erstanden in Gestalt von H. H. Furness, der in seiner Ausgabe von Twelfth Night (A New Variorum Edition, 1901) von Apolonius and Silla nichts wissen will, sondern nachdrücklich auf Bandello zurückweist und geradezu sagt (S. XVI): 'in default of a better source, we must adopt the Italian novel'. Wir haben nun zunächst dieselben oder fast dieselben Vergleichspunkte zwischen Riche und Shakespeare, die von Furness zwischen Bandello und Twelfth Night geltend gemacht worden sind, nämlich: Geschwister, ein Mann und ein Mädchen, die sich zum Verwechseln ähnlich sehen; das Mädchen, als Page verkleidet, wird von dem Geliebten als Bote zu einer Dame gesendet, die nichts von ihm wissen will, sondern sich Hals über Kopf in den Pagen verliebt; ein Bruder, der von der Dame mit seiner Schwester verwechselt, die um Liebe Werbende sofort erhört. Von ausschlaggebender Bedeutung aber für die Benutzung der Richeschen Novelle durch Shakespeare scheint der Umstand zu sein, daß Apolonius and Silla außer den mit Bandello gemeinsamen Vergleichspunkten noch zwei wichtige Koinzidenzen mit Twelfth Night enthält, die bei Bandello fehlen. Da ist zunächst der Schiffbruch, aus dem Silla errettet wird. Das gleiche Ereignis ist die Voraussetzung für Twelfth Night I, 2. Bei Riche wird der Schiffbruch ausführlich geschildert, bei Shakespeare ist er eben vorüber, als die Szene beginnt. Damit im Zusammenhange steht das zweite gewichtige Moment, das Vorkommen des Schiffskapitäns bei Riche und in Twelfth Night I, 2. In Apolonius and Silla geht der rohe Gesell in den Wogen zugrunde, wie er es verdient, bei Shakespeare lebt er in edlerer Gestalt wieder auf. Viola lobt ihn wegen seines feinen Benehmens, er hat sie im Boote aus dem Schiffbruch gerettet, tröstet sie in ihrem Jammer über den vermeintlichen Untergang des Bruders und sieht mit unbegrenzter Verehrung zu ihr empor. Er ist eine Folie für Viola wie später Antonio für Sebastian. Von diesen beiden Koinzidenzen, die deutlich für die Benutzung von Riche und gegen die von Bandello sprechen, ist, wenn ich nichts übersehen habe, bisher in der Literatur nichts erwähnt. — Auf die Entwickelungsreihe Bandello-Ingannati-Laelia kann der Vortragende nicht eingehen und verweist auf seine demnächst erscheinende Ausgabe von Twelfth Night.

In der sich daran anschließenden Debatte wendet sich Prof. Dr. Keller-Jena gegen die Ansicht, Shakespeare hätte ein italienisches Buch lesen können, worauf Prof. Dr. Wagner erwidert, Sidney-Lee vertrete auch die von ihm vorgetragene Ansicht, wofür namentlich spreche, daß Shakespeare Texte benutzt habe, die ihm in einer Übersetzung nicht zugänglich gewesen sein konnten. Prof. Dr. Wülker erinnert an den Beitrag, den Theodor Elze zu dieser Frage geliefert habe.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 9. Oktober 1903,
vormittags $9^1/_4$ Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Wagner.

Die englische Sektion hörte zunächst in der romanistischen Sektion den Vortrag von Prof. Dr. C. Voretzsch-Tübingen über: **Philologie und Volkskunde.**

S. S. 129.

Darauf sprach Prof. Dr. E. Einenkel über das Thema: **Einige Fragen aus der englischen historischen Syntax.**

Unter den mannigfachen Einflüssen, denen im Laufe der Jahrhunderte die englische Sprache ausgesetzt gewesen ist, war der Einfluß des Romanischen der tiefste und nachhaltigste. Dieser Einfluß ist auf fast allen Sprachgebieten von der Fachwelt anerkannt worden, nur auf dem Gebiete der Syntax versagt man ihm die Anerkennung, die ihm von Rechts wegen zukommt. Nach unseren Erfahrungen ist beim Aufeinandertreffen zweier Sprachen die Einwirkung der einen auf die andere nicht nur eine unvermeidliche, sondern auch eine alle Gebiete der Sprache umfassende und im gleichen Maße umgestaltende, und darum ist auch für die Syntax der englischen Sprache anzunehmen, was für den Wortschatz derselben nicht bewiesen zu werden braucht.

Nach Schuchardts[1]) und Windischs[2]) Mischsprachentheorie ist es die eigene Sprache eines Volkes, welche unter dem Einfluß der Sprache des anderen zur Mischsprache sich entwickelt.

---

1) H. Schuchardt: Slawo-Deutsches und Slawo-Italienisches, Graz 1884; Beiträge zur Kenntnis des englischen Kreolisch etc., Englische Studien XII. pp. 470 ff; XIII pp. 158 ff; XV pp. 286 ff.

2) E. Windisch: Zur Theorie der Mischsprachen und Lehnwörter, Abh. in den Ber. über die Verh. der Königl. Sächs. Ges. der Wissensch. zu Leipzig, Philol.-Hist. Cl., Bd. XLIX, pp. 101 ff.

Bei ungefähr gleichem Stärkeverhältnis der aufeinandertreffenden Völker würden sich demnach zwei Mischsprachen entwickeln, also in unserem Falle eine normannisch-englische mit englischer Grundlage und eine englisch-normannische mit normannischer Grundlage. Da in unserem Falle das Stärkeverhältnis der beiden Völker so ungleich war, so ist es kein Wunder, daß wir die Mischsprache des schwächeren Volkes, also des englisch-normannischen mit normannischer Grundlage nur sehr schwer nachweisen können. Eine Spur davon scheint sich zu finden in dem Satzgefüge „Welcome ki ke bringe, ki ne bringe fare well", welches Stengel in seinem 'M S. Digby 86' (Nr. 67) zum Abdruck bringt.

In betreff der anderen Mischsprache, der normannisch-englischen mit englischer Grundlage, besteht die Schwierigkeit, die romanischen Sprachelemente von den altererbten germanischen sauber zu scheiden, da erstere oft nicht wörtlich herübergenommen, sondern mit Hilfe germanischer Elemente nachgebildet sind. Meist werden sich diese romanischen Sprachelemente unserem germanischen Sprachgefühl verraten, das ja verhältnismäßig intakt geblieben ist im Gegensatz zu dem der Engländer, das unter dem Einfluß der fremden Sprache schon frühzeitig zu verkümmern begann. In anderen Fällen wird die Synonymität der Ausdrücke uns nahelegen, daß sie an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten gemachte Nachbildungen eines und desselben romanischen Musters sind. In allen Fällen jedoch ist eine genaue wissenschaftliche Kontrolle unumgänglich nötig.

Welche der beiden Mischsprachen der anderen obsiegt, hängt in erster Linie von dem Stärkeverhältnis der beiden aufeinandertreffenden Völker ab. Dieses Stärkeverhältnis wird jedoch weit weniger durch das numerische als durch das geistige Übergewicht bestimmt. Auch ein numerisch schwächeres Volk kann einem numerisch stärkeren Volke seine Sprache aufzwingen, wenn es eine höhere Kultur hat. Bei zu großem numerischen Stärkeunterschiede ist dies jedoch nur dann möglich, wenn das schwächere Volk (im Falle dies das erobernde ist) in steter Verbindung mit seinem Heimatlande bleibt und aus ihm ununterbrochen die Kräfte ersetzt, die ihm bei dem Kampfe in der Fremde verloren gehen. Dies sind die Verhältnisse, welche die römische Sprache in Gallien zum Siege führten, und die germanische Sprache in England hätte genau dasselbe Schicksal gehabt wie die keltische in Gallien, wenn die Normannen nicht so früh die engere Fühlung mit der Heimat verloren hätten.

Bisher war man der Meinung, daß die aus der Heimat den Normannen zufließenden Kräfte namentlich den oberen Ständen der-

selben zugute gekommen seien. Gewisse Vorgänge jedoch in der Sprachentwickelung, vor allem in sprachlich gemischten Gegenden führen uns zu der Annahme, daß nicht zum wenigsten die unteren und untersten Schichten des normannischen Volkes aus dieser Kräftezufuhr Vorteil gezogen haben; hierzu vgl. auch Behrens in P's Grundriß I 951, der vermutlich die Handwerker-Eigennamen Carpenter Tailor Chaucer usw. im Sinne hat.

Probekandidat Dr. Suck hebt hervor, daß doch das numerische Übergewicht eine bedeutende Rolle beim Sprachmischungsprozeß spiele, dem gegenüber weist Prof. Dr. Einenkel auf die kleine Zahl der Römer in Gallien hin.

Prof. Dr. Regel möchte den vom Vortragenden auf das Englische angewandten Ausdruck „Mischsprache" nicht gelten lassen. Dem gegenüber beruft sich Prof. Dr. Einenkel auf Windisch, der das Englische als eine spezifische Mischsprache bezeichnet habe.

Vierte Sitzung.

Sonnabend, den 10. Oktober 1903,

vormittags $10^1/_4$ Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Wagner.

Die englische Sektion hörte zunächst den Vortrag des Prof. Dr. Schultz-Gora in der romanistischen Sektion: **Französische Konversationskurse an der Universität Berlin.** (S. S. 131.)

Darauf folgte der Vortrag von Prof. Dr. E. Regel: **Shakespeare's favourite hero.**

Introduction: Henry V. in history differs very much from his picture drawn by Sh. In reality he proved on several occasions very *cruel* and *merciless*. By his order *Sir John Oldcastle,* who held the tenets of Wiclif, and opened his castle to the persecuted members of the Lollards, was, in 1417, hung up by the middle in an iron chain upon a high gallows in St. Giles's Fields, and burnt alive while thus suspended. — Though in Sh.'s play the King recommends his followers to 'use mercy' to the inhabitants of *Harfleur,* in history, he drove 1800 poor women out of the town; and on the battle field of *Agincourt* many noble Frenchmen, after having fought with great valour, were taken prisoners and cruelly butchered on the spot.

It is therefore with the *license of the poet* that Sh. draws the portrait of a *National hero* when passing over in silence such blemishes; he only dwells on the noble qualities of the King, and he does so with patriotic feeling, and gives him all those traits

of character which cannot but endear him to the English people. — Henry is not only the hero of Sh.'s play '*Henry V.*', but as well that of the *two parts of* '*Henry IV.*', to which *trilogy* 'Richard II.' forms a sort of introduction. King Henry IV. himself reminds us of this fact by comparing his former self Bolingbroke to Percy Hotspur and likening his son to the weak character of Richard. Henry IV. considers himself to be punished for his sins by a *worthless* son. Still, from the very first, Wordsworth's saying 'the *child* is but the father of the *man*' proves true in *Prince Henry*. His *true character* shows itself in the words uttered as early as in the 2nd scene of the 1st act of 'Henry IV.', Part I.

The Prince, at first, serves but as a foil to Hotspur.

By and by his father trusts his son, who promises to conquer Hotspur, and the Prince shows his nobility of soul by his acknowledging Percy's merits. He succeeds in conquering that daring spirit of the North in the battle of Shrewsbury 1403, and so he is the better man after all. When learning that his father is very ill, his heart bleeds to think that he still keeps such vile company as that of Falstaff's and his associates. He is sure to be more and more appreciated by his father, and, after the touching scene in which the Prince, weeping bitterly in a room adjoining his father's, shows his filial piety, the dying King at last is undeceived, and, like Frederic William I. of Prussia on his death, he is fully convinced that the crown will adorn the head of a *worthy* son and successor.

The reformation of the royal hero is completed towards the end of the 2nd Part of 'Henry IV.' by the King renouncing for ever Falstaff and his company, who for the moment are put into prison.

When thinking of Prince Hal's youthful pranks, we must say that, though the young scapegrace doesn't care a bit what people think of him; yet his better nature is never wholly obliterated. Even when he commits that famous robbery on Gadshill, he does it only for *fun*, and afterwards sees the sum be has taken carefully *re*paid. Even then at the bottom of his soul he is *honourable* and always *brave*. He proves his *valour* when encountering Percy; he values the praise of the *nobles*, though he mixes with *bad* companions and is amused by the *humour* of Falstaff, which quality is the only one that makes this coward and dishonest fellow tolerable on the stage. — We may be allowed to say that the good qualities which *slumber* in the *Prince* are fully *developed* in the *King*.

Shakespeare, as a great dramatist, shows the *lack* of those good qualities in Henry's antagonists, and then makes them shine forth much more brilliantly in his hero. Like Lessing in his Riccaut de la Marlinière, Sh. makes the *French* warriors the *foil* of his countrymen.

The *French* are arrant *braggarts*.

The King despises all vain glory.

He is a true *soldier* and *commander*: His *valour* is proved in battle, which he conducts with energy and deliberation. He is *fearless*, for the smaller the number of his men the greater the honour. He is a comfort to his soldiers, whom he visits in their tents.

A prominent feature in his character is his great *Piety*.

Besides, the king is distinguished by great *Wisdom* in all he thinks or does.

In his behaviour to the private soldiers as well as to his officers he shows *affability*; his *straightforwardness* and *plainness* make him a general favourite, the more so as he is very *humorous*.

Full of *humour* is the splendid scene in which he makes *love* to Kate of France. He knows that he is not good-looking, that he cannot make verses and dance well; he plainly says, 'I love you, Kate'; at the same time he loves France so well that he will not part with one village of it:

> 'I will have it all mine: and, Kate, when France is mine and I am yours, then yours is France, and you are mine.'

Even in love he is *realistic*. He has *no romantic* turn; a *true-born Englishman* he proves throughout. It seems to me that Shakespeare, who, unlike our great Schiller, was so matter-of-fact throughout his life in money matters, relishes this trait of his hero's character.

The hero, whom Shakespeare has idealized as king, so that he may serve as a model for any king, being at the same time such a plain man, the poet has succeeded in bringing him home to every Englishman. And so he has created a great hero bearing at the same time the peculiar English stamp.

Eine Diskussion darüber fand nicht statt. Daran schloß sich eine Besichtigung des englischen Seminars der Universität unter Führung des ersten Vorsitzenden.

An den Beratungen der englischen Sektion haben im ganzen etwa 45 Herren teilgenommen.

Indogermanistische Sektion.

Sitzungszimmer: Auditorium VIII im Universitätsgebäude.

Erste (konstituierende) Sitzung.

Mittwoch, den 7. Oktober 1903,
nachmittags 2 Uhr.

Zu Vorsitzenden werden die bisherigen Obmänner, Geh. Hofrat Prof. Dr. K. Brugmann-Leipzig und Prof. Dr. O. Schrader-Jena, gewählt, zu Schriftführern Prof. Dr. H. Meltzer-Cannstatt und Dr. K. Eulenburg-Leipzig.

Sodann spricht Prof. Dr. F. Solmsen-Bonn über: **Die Etymologie von *ἄνωγα* und *ἠμί*.**

Die Sprachwissenschaft nimmt seit Pott Zusammenhang zwischen *ἠμί* aus ×*ἠχμί* oder ×*ἠγμί*, lat. *aiio* aus ×*ăgi̯ō* und ai. *ā́ha* an, ist aber, namentlich in neuerer Zeit, auf Schwierigkeiten bei der genaueren Bestimmung des konsonantischen Auslautes der zugrunde liegenden Wurzel gestoßen. Diese lassen sich lösen, wenn man gr. *ἄνωγα* heranzieht, in dem man am besten das Perfekt zu lat. *aiio* aus ×*agi̯ō* mit der die Nuance des Lauten, Eindringlichen hinzubringenden Präposition *ἀνά* erblickt. Dann gewinnen wir eine Wurzel *ēg ōg āg* 'sagen', und ai. *ā́ha* wird im Hinblick auf die 2. Sg. *ā́ttha* und auf gewisse iranische Formen auf eine Wurzel *ādh* zurückzuführen sein.[1])

An der Debatte beteiligten sich Prof. Dr. Brugmann-Leipzig und Prof. Dr. Meltzer-Cannstatt.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 8. Oktober 1903,
vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Brugmann.

Zuerst sprach Prof. Dr. H. Hirt-Leipzig über: **Die Entstehung der griechischen Betonung.**[2])

---

1) Die nähere Darlegung dieser Ansicht nebst einigem, was sich anschließt, wird in einem demnächst in der Kuhnschen Zeitschrift erscheinenden Aufsatz gegeben werden.

2) Der Vortrag wird ausführlich in den Indogerm. Forschungen Bd. XVI erscheinen.

Die Akzentverschiebung, die das Griechische gegenüber dem Indogermanischen erfahren hat, erklärt sich in den Fällen, in denen der Akzent mehr als fünf Silben vom Ende entfernt war, durch die Entwickelung eines Nebentones auf der vorletzten oder drittletzten. Dagegen hat ein *φέρομενος* nicht direkt zu *φερόμενος* werden können, weil ein zweiter Akut nicht unmittelbar neben einem ersten stehen kann. Es ist vielmehr zunächst *φερομένος* entstanden, und die Akzentzurückziehung erklärt sich durch ein Gesetz, nach dem in Mittelsilben bei kurzer letzter der Akzent um eine More zurückgezogen wird. Dieses Gesetz zeigt sich in dem Übergang von Akut in Zirkumflex in der vorletzten Silbe, *ἑσταότος* zu *ἑστῶτος*, und in einzelnen Fällen wie *χίλιοι*, ai. *sahasríyas*. Die für dieses Gesetz schon bei Verf. Handb. der griech. Laut- und Formenlehre S. 193 angeführten Beispiele konnten bedeutend vermehrt werden.

Auch sonst wird der Akzent im Griechischen öfter zurückgezogen, aber es handelt sich in allen Fällen um die Zurückziehung um eine More. So wird im att. *πάντων* aus *παντῶν*, was rein mechanisch ⏑⏑́⏑⏑ aus ⏑⏑⏑́⏑ ist, so wird att. *εἷς* aus *εἵς*, ⏑́⏑ aus ⏑⏑́, so wird schließlich *ἕτοιμος* aus *ἑτοῖμος*, ⏑́⏑⏑⏑ aus ⏑⏑́⏑⏑. Da die griechische Betonung musikalisch war und der Akut hoch lag, so handelt es sich in allen diesen Fällen darum, daß die Tonerhöhung etwas zu früh einsetzt.

Es wurde weiter ausgeführt, daß das Dorische an dieser Akzentverschiebung nicht teilnimmt, während das Äolische weitergegangen ist.

An der Debatte beteiligten sich Prof. Dr. Solmsen-Bonn und Prof. Dr. Meltzer-Cannstatt. Dann erhielt das Wort Prof. Dr. Solmsen-Bonn; er redete über: **Thessaliotis und Pelasgiotis, ein Beitrag zur Lehre von der Dialektmischung.**[1])

Der Vortragende besprach die mundartlichen Verhältnisse Thessaliens in älterer Zeit. Er ging aus von der in der Nähe von Kierion, dem Hauptorte der Thessaliotis, gefundenen Sotairosinschrift und suchte nachzuweisen, daß deren Sprache neben unbestreitbaren Äolismen auch Elemente enthielte, die nicht äolisch sein könnten, sondern 'westgriechisch' sein müßten. Auch in der Pelasgiotis fehlt es, obwohl das Äolische durchaus vorherrscht, nicht an 'westgriechischen' Einschüssen. Im ganzen stellt sich heraus, daß in historischer Zeit die thessalische Mundart, je weiter nach Westen, um so mehr 'Westgriechisches' aufgenommen hat, ins Geschichtliche übersetzt, daß der Strom der Eroberer, der am

1) Der Vortrag ist in extenso im Rheinischen Museum LVIII 598 ff. erschienen.

Ende der 'mykenischen', besser 'achäischen' Epoche aus den Gebirgen des Westens in die Fruchtgefilde Thessaliens hereinflutete, im Westen die stärksten Niederschläge abgesetzt hat, im Osten abgeebbt ist und kräftigeren Widerstand bei den Trägern der alten Kultur und Sprache gefunden hat.

An der Debatte beteiligten sich Prof. Dr. Brugmann und Hirt-Leipzig.

Am Schluß der zweiten Sitzung sprach Prof. Dr. K. Brugmann über: **Die Entstehung und Kennzeichnung der konditionalen Nebensätze in den indogermanischen Sprachen.**

Überall findet man noch Bedingungssätze ohne Konjunktion nach Art von *fores effregit, restituentur* (Terentius). Die konjunktionalen Wörter aber, die sich als Charakteristika dieser Satzgattung eingestellt haben, gehen zum Teil darauf zurück, daß bei der Bedingung oft zwei Gedanken im Gegensatz zueinander stehen, z. B. *geschieht es, so ist's schlimm, geschieht es nicht, so ist's noch schlimmer*. Das lat. *nī* aus uridg. **nei* (lit. *neĩ* usw.) war neben *nĕ* in *ne-scio* usw. die starke, begriffsbetonte Negationspartikel, z. B. *id ni fid, pignus dato* entspricht unserem *tritt das nicht ein, gib ein Pfand* (vgl. *quid ni noverim?* 'wie sollte ich ihn nicht kennen?'). *ni* im Bedingungssatz gleicht daher mehr dem *si non* als dem *nisi*. Auch ai. *ca* und lat. *que* (*nam absque te esset, nunquam viverem = si abs te esset*, s. O. Brugmann Rhein. Mus. 32, 485 ff.) als Bedingungskonjunktionen gehören hierher, insofern diese allgemeinidg. Partikel hier ursprünglich den steigernden Sinn ('auch, sogar') gehabt hat wie in altlat. *ne-c* und in *nequ-eo* (vgl. Osthoff, Indog. Forsch. 6, 20 ff. 9, 179 ff.) sowie in got. *ni-h* 'οὐδέ' u. a.: die Partikel schloß sich, wie andere Enklitika, dem ersten Worte des Satzes (im Altind. *ná, sá* u. dgl.) an, galt aber der ganzen Aussage. Ferner sind wahrscheinlich got. *jabai* 'wenn' und *nibai niba* 'wenn nicht' hierher zu ziehen. *-bai -ba* (vgl. *ba* Joh. 11, 25) ist mit avest. *bā bāt̰ bāδa* 'wahrlich', lit. *bà* 'jawohl' zusammenzubringen und war demgemäß ursprünglich eine Versicherungspartikel (*-ba*: *-bai* = *ja*: *jai*). *nibai* war also von Haus aus nur ein energischeres *ni* 'nicht'. *jabai* stellt man gewöhnlich zu dem Relativstamm **i̯o-* und zählt es den zahlreichen Konjunktionen bei, die von diesem Stamm ausgegangen sind, wie ai. *yád* gr. ὅτι usw. Wäre das richtig, so könnte man *ja-* mit dem altind. *yád* identifizieren, das auch konditional vorkommt, und die Grundbedeutung von *ja-bai* wäre 'wenn in der Tat, wenn wirklich' gewesen. Indessen fällt gegen diese Auffassung ins Gewicht, daß das Relativum **i̯o-* in dem germanischen Sprachzweig sonst nirgends erscheint

(got. *ei* ist fernzuhalten). Weit wahrscheinlicher ist, daß in *ja-* die Partikel *ja* 'ja, wirklich' vorliegt (vgl. *hast du es ja getan, so gesteh es ein*), *ja-bai* also eine Verbindung von zwei Versicherungspartikeln war. Vielleicht standen in den Bedingungssätzen zunächst nur *ni bai* (negativ) und *ja* (positiv) einander entgegen und wurde dann *ja* nach der Analogie von *ni bai* zu *ja bai* erweitert. Wie verhält sich aber zu *jabai* und *nibai niba* die Fragepartikel *ibai iba* (ahd. *ibu* as. *ef* usw.), die augenscheinlich von ihnen nicht getrennt werden kann? Das Plus des anlautenden *i-* (aus **e-*) ist die idg. Partikel **e*, welche in altind. *a-sāú* 'jener', *á-ha* 'gewiß, ja', gr. *ἐ-κεῖνος ἐ-χθές*, lat. *e-quidem,* osk. *e-tanto* 'tanta' u. a. erscheint, *ibai iba* hat demnach ursprünglich ebenfalls etwa 'wirklich, in der Tat' bedeutet und ist auf dieselbe Weise wie andere Versicherungspartikeln (z. B. av. *nā*, ahd. *na*, lat. *-ne*, gr. *ἦ*) zum Fragewort geworden. Das Substantivum ahd. *iba* 'Zweifel, Bedingung' aisl. *ife efe*, *if ef* ist erst auf Grund der Partikel gebildet worden, ähnlich wie ahd. *w¯* 'das Weh' auf Grund der Interjektion *wē*. Nun könnte man fragen, ob nicht *nibai* aus *ni* + *ibai* entstanden und *jabai* hinterher nach der Proportion *ni* : *nibai* = *ja* : x gebildet worden sei. Ein durchschlagender Grund hiergegen scheint sich nicht zu bieten. Da jedoch der Zusammenhang aller unserer germanischen Partikeln mit av. *bā*, lit. *bà* usw. evident ist und auch sonst Formen mit und ohne jenes **e-* in demselben Sprachzweig nebeneinander begegnen (gr. *ἐ-κεῖνος κεῖνος*, *ἐ-χθές χθές*, osk. *e-tanto*, lat. *tantus* u. a.), überdies doch wohl auch das genannte *ba* im Johannesevangelium hergehört, wenn sein Sinn auch undeutlich ist, so dürfte die obige Auffassung von *nibai* und *jabai* den Vorzug verdienen. Schließlich ist noch zu bemerken, daß nun auch recht zweifelhaft wird, ob die baltische Bedingungskonjunktion lit. *jei* (Kurschat, Gramm. der litt. Sprache S. 429 f.), lett. *ja* (Bielenstein, Die lett. Sprache 2 S. 360 ff.) zum Relativstamm **i̯o-* gehört, zu dem man sie allgemein stellt. Es wird durch mehreres empfohlen, sie mit unserem *ja* zusammenzubringen.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 9. Oktober 1903,

vormittags $8^1/_2$ Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Schrader.

Zuerst sprach Prof. Dr. H. Meltzer-Cannstatt über: **Die Aktionsart als Grundlage der Lehre vom indogermanischen, besonders griechischen Zeitwort.**

Unter Benützung von Äußerungen vorzüglich französischer und nordischer Forscher, wie Thurot, Riemann, Bréal; Pedersen, Sarauw, Jespersen, legte er dar, daß die Aktion als solche wohl als innewohnender Bestandteil der idg. Zeitgebung anzuerkennen sei; hierauf weisen vor allem die Analogien niederer Sprachen, ferner das Beispiel des Semitischen, weiterhin antike Benennungen wie *ἀτελής*, *συντέλεια*, *τελείωσις*, imperfectum, perfectum, endlich der Fortbestand scharfer Unterscheidung zwischen präsentischem und aoristischem Futurum bis ins Neugriechische herein. Anderseits sind die Ausdrücke von Curtius (dauernde, eintretende, vollendete Handlung) nicht völlig zutreffend angesichts der Tatsache, daß *ἔφευγον* nicht bloß bedeutet „war auf der Flucht“, sondern auch „machte mich an die Flucht“, und *διετέλεσα* linearperfektiv ist. Auch Delbrücks Ansätze scheinen nicht durchweg unbedenklich: daß es Wurzeln wirklich gegeben habe, wird lebhaft bestritten von Jespersen und Wundt. Daß ihre Mehrzahl punktuell gewesen sei, ist unsicher, zumal es sich fragt, ob eine Handlung im strengen Sinn überhaupt momentan sein kann: selbst ein Schuß beansprucht eine gewisse Zeitdauer. Daß sich sodann der „punktualisierende“ (d. h. komplexive) Aorist aus dem punktuellen genetisch herausgebildet habe, wird nur angenommen, und die Vorstellung einer ausgedehnten Handlung als zusammengezogen in einen Punkt nennt Kohn geradezu mystisch. Den richtigen Ausgangspunkt dürfte eher der Verbalinhalt oder vielleicht auch das Präsens an die Hand geben: je nach seiner Bedeutung oder auch nach dem Zusammenhang, in den das Verbum rückt und von dessen Widerschein es beleuchtet wird, kann es initiv, kursiv, finitiv sein. Da nun der Aorist in allen Fällen durchaus gleichmäßig die Aufgabe hat, den Verbalinhalt auf die Stufe der Vollendung (*τελείωσις*) zu heben, so bekommen wir ganz von selbst und von Anbeginn nebeneinanderstehend die drei Haupttypen des Aoristes: den ingressivus, complexivus, effectivus. Wörter wie im Mittelhochdeutschen und in Mundarten noch heute „liegen, sitzen, stehen“, die nicht bloß dem lateinischen cubāre, sedēre, stāre entsprechen, sondern auch mit cumbĕre, sīdĕre, sistere wiedergegeben werden können, deren actio infecta also doppelseitig ist, ergeben ohne weiteres doppelseitigen Aorist: so *ἄρχω* a) mache mich voran, b) bin voran, danach *ἦρξα* a) ward Herrscher, b) war Herrscher. Nach Analogie entfaltet dann *ἐβασίλευσα*, obwohl *βασιλεύω* nur heißt „bin König“, nicht auch „werde König“, die beiden Bedeutungen a) ingressiv „bestieg den Thron“, b) komplexiv „besaß den Thron“. Eine Durchforschung der griechischen Literatur unter dem Gesichts-

punkt der actio infecta und effectiva, die aber nicht bloß mechanisch statistisch, sondern mit tieferem Eindringen in die psychologischen Grundlagen der Texte zu führen wäre, würde wohl lohnend sein und, etwa aufs Neue Testament erstreckt, schätzbare sprachgeschichtliche und stilkritische Ergebnisse liefern.

An der Debatte beteiligten sich Prof. Dr. Brugmann und Hirt-Leipzig und Oberlehrer Dr. Dittmar-Grimma.

Nach einer Pause von 20 Minuten erhielt Prof. Dr. R. Much-Wien das Wort; er sprach über das Thema: **Zur indogermanischen Mythologie.**

Er wendet sich gegen die allzu phantasiearme Skepsis, die der kritiklosen Überschwenglichkeit der durch die Namen Kuhn und Max Müller gekennzeichneten „vergleichenden Mythologie" gefolgt sei.

Zum Beleg hierfür gibt der Vortragende einen Überblick über die mythologischen Gleichungen, doch nur so weit, als das Germanische an ihnen beteiligt ist. Es werden dabei mehr als dreißig einzelne Namen und Worte besprochen, darunter auch Ausdrücke für Begriffe des Kultes. Unter anderem wird got. *blôtan* „anbeten, verehren" auf eine Wurzel *mlād* oder *mlōd* zurückgeführt und mit lit *maldà* „Gebet" zusammengebracht; der kelt. *Camulus Cumall* wird dem *Humblus* der dänischen, dem *Hu(l)mul* der ostgotischen Königssage gleichgesetzt. Dem griech. *νύμφη* aus **snumbhā* (mit P. Kretschmer zu aslov. *snubiti* „lieben" zu stellen) sei der Name der schwed. *skog-snufva* aufs nächste verwandt. Die dabei vorliegende Bezeichnung eines elfischen Wesens buhlerischer Natur als „Braut" habe in *Mahre* ein Seitenstück, das zu kelt. **moron* — „Mädchen", lit. *marti* „Braut" und deren Sippe gehöre.

Aus den Fäden, die sich von der religiösen Nomenklatur der Germanen zu der anderer indogermanischer Völker hinüberspinnen, will der Vortragende nicht auf urindogermanischen Besitz, wohl aber auf prähistorischen Kulturaustausch schließen. Es zeige sich auf diesem engeren Gebiete wie auf dem des übrigen Sprachgutes, daß die indogermanischen Völker um so enger miteinander verknüpft sind, je geographisch näher sie einander auch noch in ihren frühgeschichtlichen Sitzen stehen.

In der Debatte ergriff Prof. Dr. Meltzer das Wort.

Dann sprach Prof. O. Schrader-Jena über: **Heiratsverwandtschaft bei den indogermanischen Völkern.**

In dem ersten Teil seines Vortrages zeigte er, daß die alten Wörter für Schwiegersohn in den indogermanischen Sprachen von Haus aus Kollektivbezeichnungen des Heiraters dem ganzen Braut-

vaterhaus gegenüber mit dem ursprünglichen Sinn von „Angeheirateter“ (griech. *γαμβρός*), „durch Versprechen Gebundener“ (ahd. *eidum*) oder „Anverwandter“ (got. *mêgs*) gewesen seien, weshalb sie auch zur Bezeichnung des Schwieger**vaters** (dem Schwiegersohn gegenüber) gebraucht werden. — Besonders häufig sind unter den Wörtern, die ursprünglich allgemein „Anverwandter“ im Sinne zunächst von Blutsverwandter, dann auch von Heiratsverwandter bedeuten, die Bildungen von dem Pronominalstamm *sve, svo, svei, svoi*: griech. *ἀέλιοι, εἰλίονες* = altn. *svilar*, griech. *ἔτης, ἕταρος, ἑταιρία*, slaw. *svĭstĭ, svatŭ, svojákŭ, svakŭ*, ahd. *swîo*. Mhd. *swâger* ist eine Entlehnung aus dem süd- und westsl. *svâkŭ* unter Kontamination mit *sweher, swiger*, wie auch spätahd. *eninchilî* 'Enkel' aus dem Slawischen (poln. *wnęk*) stammt. Die Zulässigkeit der beiden letzteren Annahmen ergibt sich auch aus einer erneuten Prüfung der älteren slawisch-germanischen Beziehungen. Dieser zweite, die Bildungen von dem Pronomen *svo* betreffende Teil seines Vortrages wurde von dem Redner mit Rücksicht auf die vorgeschrittene Zeit nur im Auszug gegeben.

An der Diskussion beteiligte sich Prof. Dr. Hirt-Leipzig. Da das Programm der Sektion hiermit erledigt ist, so wird sie kurz nach 11 Uhr durch den ersten Vorsitzenden geschlossen.

Orientalische Sektion.

Sitzungszimmer: Auditorium II des Universitätsgebäudes.

Erste (konstituierende) Sitzung.

Mittwoch, den 7. Oktober 1903,

nachmittags 2 Uhr.

Zum Vorsitzenden wird gewählt Prof. Dr. F. Praetorius-Halle; das Amt des zweiten Vorsitzenden wird dem bis jetzt nicht erschienenen Direktor Dr. Halfmann vorbehalten; zu Schriftführern werden gewählt Prof. Dr. K. Albrecht-Oldenburg und Prof. Dr. B. Liebich-Breslau. Die Sektion wird gebildet, es sind zunächst 10 Herren anwesend. Wegen dieser geringen Beteiligung wird mit der Sektion verbunden die Versammlung der Deutsch-Morgenländischen Gesellschaft und die des Palästinavereins.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 8. Oktober 1903,

vormittags 9 Uhr.

Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung. Zum zweiten Vorsitzenden wird Prof. Dr. A. Fischer-Leipzig gewählt. Dann gab Prof. Dr. E. Sievers-Leipzig **Beiträge zur Form- und Quellengeschichte der Genesis** in Gestalt eines Berichtes über einige Ergebnisse, die sich ihm bei der Vorbereitung einer Ausgabe dieses Textes ergeben haben. Sie wird besonders auf dessen metrische Rekonstruktion ausgehen.

Der Vortragende hob zunächst einige Hauptpunkte hervor, in denen der Versbau und die Versbindung in der Genesis (also in einem Beispiel typischer Sprechdichtung) zu den in der Gesangsdichtung der Hebräer üblichen Formen in Gegensatz treten. Sodann sprach er über das Verhältnis der Ergebnisse seiner metrischen Kritik zu denen der älteren Text- und Quellenkritik. Die Ergebnisse der verschiedenen Betrachtungsweisen stimmen in sehr

befriedigender Weise überein, sowohl was die Kritik einzelner Stellen, als was die Quellenscheidung anlangt. Nur führt in letzterer Beziehung die metrische Untersuchung etwas weiter als die bloße Literarkritik, insofern sie beispielsweise in den elohistischen Teilen der Genesis noch gewisse bereits literarische Vorstufen der Sammelquelle E zu erkennen und auszuscheiden gestattet.

Alles einzelne wird die erwähnte Ausgabe bringen.

Eine Diskussion findet nicht statt.

Es folgt die geschäftliche Sitzung der Deutsch-Morgenländischen Gesellschaft. Wegen vorgerückter Zeit wird der angekündigte Vortrag des Prof. Dr. Rothstein nicht mehr gehalten.

Sitzung des Palästina-Vereins.

Freitag, den 9. Oktober, vormittags $^1/_2$ 9 bis 11 Uhr fand die Festsitzung des „Deutschen Vereins zur Erforschung Palästinas" zur Feier des 25jährigen Bestehens des genannten Vereins in der Aula der Universität statt.

Der Vorsitzende, Prof. Dr. Kautzsch-Halle, gab zuerst einen Überblick über die äußere Geschichte des am 28. September 1877 zu Wiesbaden gestifteten Vereins, würdigte die Verdienste der unterdes verstorbenen Mitglieder, insbesondere der beiden Mitstifter Zimmermann und Socin, sowie der Mitglieder des engeren und weiteren Ausschusses Kersten, Gildemeister, Wolff und Schick, und stellte die Ergebnisse der bisherigen Arbeiten des Vereins sowohl in der Heimat als in Palästina zusammen. Herr Prof. Dr. Guthe-Leipzig erläuterte an der Hand eines farbigen Faksimile den Jerusalem darstellenden Ausschnitt aus der berühmten Mosaikkarte von Madeba. Herr Prof. Stumme-Leipzig machte Mitteilungen über den Stand der Ausgrabungen, die der Verein gegenwärtig bei Tell-el-mutesellim mit Hilfe der deutschen Orientgesellschaft und einer sehr bedeutenden Verwilligung Sr. Majestät des Königs durch den Ingenieur Dr. Schumacher vornehmen läßt. Endlich erstattete Herr Prof. Sellin-Wien Bericht über die Auffindung und den Inhalt mehrerer zu Taʿanek in der Ebene Jesreel von ihm ausgegrabenen Keilschrifttafeln.

Als Vertreter des Königl. Kultusministeriums wohnte Herr Königl. Kurator Geheimrat Meyer, als Vertreter der deutschen Orientgesellschaft Herr Dr. Jüterbock-Berlin und Herr Prof. Schreiber-Leipzig der Festsitzung bei.

Dritte Sitzung.

Sonnabend, den 10. Oktober 1903,
vormittags $^1/_2$ 9 Uhr.

Nach Eröffnung der Sitzung durch den Vorsitzenden erhält Prof. Dr. W. Rothstein-Halle das Wort zu seinem Vortrage über **Strophik in der hebräischen Poesie.**

In Anknüpfung an eine Auswahl von poetischen Stücken sucht er nachzuweisen, daß die hebräische Poesie eine regelrechte Strophenbildung wirklich kennt. Das Grundgesetz der Strophenbildung ist dasselbe, das in der Bildung des Verses oder der Verszeilen wirksam ist, der sogenannte Parallelismus membrorum. Die ursprünglichste und zu allen Zeiten vorherrschende Gestalt der Strophe ist jenem Gesetze entsprechend der Zweizeiler. Höhere Stufen der Strophenbildung, die Bildung der Strophen mit einer größeren Anzahl von Verszeilen, gehen aus vom Zweizeiler, sind Verbindungen von mehrfachen Zweizeilern zu höheren strophischen Einheiten. Außer Dreizeilern hat der Vortragende sonst bisher mehrzeilige Strophen, die sich nicht in Zweizeiler gliedern lassen, nicht finden können.

Prof. Dr. A. Fischer-Leipzig stellt in einem Vortrage: **Zur Entstehung der Orthographie des Schriftarabischen** die herrschende schriftarabische Orthographie als ein Kompromiß dar zwischen der zur Zeit des Propheten Mohammed im Ḥigāz, namentlich in Mekka, gebräuchlichen Vulgärsprache, und der alten Dichtersprache, in der er keine allgemein in Arabien gesprochene Volkssprache, sondern eine künstlich gepflegte Literatursprache sieht. Das Kompromiß ist auf die Weise zustande gekommen, daß der Dialekt des Ḥigāz die Konsonantenschrift, die Sprache der alten Lieder dagegen die Fülle der Lesezeichen geliefert hat. Die Eigenarten des Ḥigāz-Dialektes lassen sich großenteils aus der Konsonantenschrift erschließen.

Danach schließt der Vorsitzende die Sitzungen.

Die Zahl der eingetragenen Mitglieder beträgt 31.

Mathematische Sektion.

Sitzungszimmer: Mathematisches Seminar.

Erste (konstituierende) Sitzung.

Mittwoch, den 7. Oktober 1903,
nachmittags 2 Uhr.

Die mathematische Sektion konstituiert sich. Zum Leiter der Verhandlungen wird durch Akklamation Prof. Dr. A. Wangerin-Halle gewählt, zu dessen Stellvertreter Oberrealschuldirektor Dr. H. Schotten-Halle. Zum Schriftführer wird Oberlehrer R. Walckling gewählt.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 8. Oktober 1903,
vormittags 9 Uhr.

Den Vorsitz führt Herr Prof. Wangerin.

Prof. Dr. Dorn-Halle a. S. gibt eine eingehendere Beschreibung des physikalischen Instituts, an die sich die Besichtigung selbst anschließt. In verschiedenen Versuchen wird die elektrische Resonanz, als spezieller Fall die Braunsche Telegraphie, und die Wirkung radioaktiver Substanzen vorgeführt. Außerdem zeigt Prof. Dorn die Spektren von Helium und Argum, wie das Zeemannsche Phänomen.

Es schließt sich an die Besichtigung der Modellsammlung des mathematischen Seminars. Prof. Graßmann zeigt und erläutert die kinematischen und dynamischen Modelle, ebenso die Zeichenapparate, Prof. Wangerin verschiedene Flächenmodelle.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 8. Oktober 1903,
nachmittags $3^1/_2$ Uhr.

Nachdem Oberrealschuldirektor Dr. Schotten die Sitzung eröffnet hat, hält Oberlehrer H. Bodenstedt-Braunschweig seinen Vortrag über: **Geometrographie.**[1])

1) Der Vortrag wird in der Zeitschrift für mathem. u. naturw. Unterricht veröffentlicht werden.

Nach Lemoine stellt sich jede Konstruktion unter dem Symbol dar: $l_1 R_1 + l_2 R_2 + m_1 C_1 + m_2 C_2 + m_3 C_3$. Dieser Wert ist zur Beurteilung der Frage, welche von zwei Konstruktionen die einfachere sei, zunächst nur zu gebrauchen, wenn die Koeffizienten l und m der einen Konstruktion durchgehend denen der anderen gleich sind oder zum Teil kleiner als letztere. Um auch für den Fall, wo die Koeffizienten der einen Konstruktion teils größer, teils kleiner sind als die der anderen, ein Urteil über die verhältnismäßige Einfachheit einer Konstruktion abgeben zu können, belegt Lemoine die Elemente R und C mit demselben Gewicht 1 und gewinnt als Maß für die Einfachheit einer Konstruktion den Wert $S = l_1 + l_2 + m_1 + m_2 + m_3$. Ein absolutes Maß ist damit nicht geschaffen, da die Elementaroperationen bei ihrer verschiedenen Natur der gemeinsamen Messung nicht zugänglich sind. So kann die Berechtigung der Wahl Lemoines theoretisch weder bewiesen noch widerlegt werden; die Erfahrung allein kann lehren, ob die Assimilation der Elementaroperationen gerechtfertigt ist.

Der Vortragende stellte sich die Aufgabe, am Beispiel der Sectio aurea zu zeigen, wie fruchtbar sich Lemoines System erweist und wie die geometrographische Kontrolle zuverlässig leitet beim Aufsuchen einfacherer Konstruktionen.

Das von Lemoine auch aufgestellte Maß $E = l_1 + m_1 + m_2$ für die Genauigkeit der Konstruktionen dagegen erweist sich als unzulänglich, aber der weitern Ausgestaltung fähig.

An den Vortrag schließt sich eine längere Diskussion an, an der sich Oberlehrer Apel-Halle, Oberlehrer Dr. Güntsche-Berlin und Direktor Dr. Schotten beteiligen. Es kommt darin die Verwertung der Geometrographie im Schulunterricht eingehender zur Sprache. Anderseits wird dem ökonomischen Prinzip, das in der Geometrographie doch ausschließlich für die Bewertung der Lösungen in Frage komme, das nicht ganz zu vernachlässigende Prinzip des subjektiven Geschmacks gegenübergestellt. Auch der Umstand, daß die Geometrographie ein Maß für die Genauigkeit der Konstruktion noch nicht zu bieten vermag, findet in der Diskussion seine genauere Erörterung.

Daran schließt sich an der Vortrag von Prof. Dr. E. Haentzschel-Berlin: **Neuer Beweis einer Grunertschen Formel aus der Kartenentwurfslehre.**[1])

1) Der Beweis wird in der Zeitschrift für Mathematik und Physik (herausgegeben von Mehmke und Runge) veröffentlicht.

In der Lehre von den Kartenprojektionen werden wesentlich zwei Abbildungsprinzipien behandelt, das der Konformität oder Winkeltreue und das der Flächentreue. Unsere deutschen Generalstabskarten und Meßtischblätter werden durch wiederholte Anwendung des ersten Prinzips erhalten; so ist das Gradnetz das winkeltreue Bild eines auf der Erdoberfläche gedachten sphäroidischen Trapezes. Da erhebt sich denn die Frage nach der wahren Größe dieser Trapeze, um die durch die mehrfachen Projektionen hervorgerufenen Projektionsverzerrungen an dem Kartenblatt, als einem gegebenen Ganzen von leicht zu ermittelndem Flächeninhalt, kontrollieren zu können.

Dies leistet die Grunertsche Formel, die, wie es scheint, kaum bekannt geworden ist, und für die an Stelle des umständlichen Beweises, den Grunert selbst in seiner Sphäroidischen Trigonometrie, Berlin, 1833, 4°, S. 39—46 gegeben hat, ein neuer, viel kürzerer, unter Anwendung der Gaußschen hypergeometrischen Funktion sich geben läßt. Die Grunertsche Formel ermittelt den Flächeninhalt einer Zone auf dem Erdsphäroid und stellt denselben, wenn die Zone vom Äquator an gerechnet wird, dar in der Gestalt:

$$Z = 2\pi ab \cdot \left\{ \sin\varphi - \frac{1}{3} n(n+2)\sin 3\varphi + \frac{1}{5} n^2(2n+3)\sin 5\varphi \right.$$
$$\left. - \frac{1}{7} n^3(3n+4)\sin 7\varphi \pm \cdots \right\};$$

aus ihr folgen leicht die Inhalte von Zonen und Zonenstücken, die von beliebigen Parallelkreisen begrenzt werden. Legt man die Besselschen Erddimensionen zugrunde, also

$$a = 6\,377\,397{,}155 \text{ m}$$
$$b = 6\,356\,078{,}96 \text{ m},$$

so ist

$$n = \frac{a-b}{a+b} = 0{,}001\,674\,185.$$

Die Klammer stellt also eine Reihe von der höchsten Konvergenz dar.

Eine ganz elementare Herleitung derselben Formel gibt der Vortragende in seiner Monographie: Das Erdsphäroid und seine Abbildung. B. G. Teubner, Leipzig 1904.

Eine Diskussion findet nicht statt.

Oberlehrer H. Rühlmann-Halle a. S. erläutert sodann **die Modelle der Städtischen Oberrealschule,** insbesondere die Klapptafel. Seinen Erläuterungen schickt er als Einleitung etwa folgende Worte voraus:

Bevor ich zu den Vorführungen schreite, sei es vergönnt, einige Bemerkungen vorauszuschicken, die meine Stellung dem Unterrichtsgebiete des Linearzeichnens auf höheren Schulen gegenüber kurz erläutern sollen. Wie mir scheint, treiben wir jetzt der Überschätzung des Linearzeichnens als besonderen Schulfaches entgegen. Die Darstellungsmethode drängt dazu, die der mathematischen Begründung nicht wohl entraten kann, und so zu einer folgenschweren Verwechselung verleitet, nämlich den Stoff für die Form nehmen läßt. In den zwei wöchentlichen, noch dazu fakultativen Stunden soll nicht eine ausgiebige Menge von Aufgaben zeichnerisch erledigt werden, sondern ihr Ziel ist die Übermittelung der allgemeinen Methode. Durchsieht man die Lehrbücher der letzten Jahre, so muß man zu dem Urteil gelangen, daß sie über dieses Ziel hinausgehen und trotz ihrer Titel nicht als Lernbücher eingeschätzt werden können für Schüler. In der historischen Entwickelung begründet ist es, daß die Lehrer für das Linearzeichnen erst sich finden lassen und sich bilden müssen, für sie stellen denn auch die meisten Lehrbücher vorzügliche Hilfsmittel dar. Ein Schülerbuch sollte sich beschränken auf kurze Darbietung der Fundamentalaufgaben und nicht unter dem Zwange absoluter Vollständigkeit jede mögliche Lage oder alle Besonderheiten konkreter Fälle bringen. Durch solche Auswahl des Notwendigen würde die Seitenzahl, selbst mit erläuternden Skizzen, auf ein Mindestmaß gebracht, und der Gebrauch von seiten der Schüler verallgemeinert werden können. Die jüngste Erscheinung auf diesem Gebiete bezeichnet auch bereits in dieser Richtung einen erfreulichen Fortschritt. Hat so das besondere Unterrichtsfach die Darstellungsmethode im Linearzeichnen gegeben, so ist es Sache der anderen Fächer sie zu benutzen, sei es zur Lösung mathematischer Aufgaben, besonders in der Stereometrie, oder zur Wiedergabe physikalischer Apparate, oder zu tieferem Eindringen in geographische Dinge, oder zu schärferem Erfassen von Naturgegenständen. Unentbehrlich erscheint dazu die Mitwirkung unserer Hochschulen durch Darbietung des Unterrichtes an Studierende aller Fächer, nicht nur an Mathematiker, bis bei obligatorischem Schulunterricht das gebundene Zeichnen Gemeingut geworden ist wie das freie. Die Beschränkung des Unterrichtsgebietes auf die Darstellungsmethode fordert ausgiebige Stärkung und Unterstützung des Anfängers in ihrer Grundlage, und das ist die Raumphantasie. Dreidimensionales in zwei Dimensionen wiedergeben, das ist das Leitmotiv allen Linearzeichnens, also Lagebeziehungen zur Zeichenebene und Umlagerungen im Raum müssen

Vorstellungsbesitz des Schülers werden. Welche Forderungen für Anschauungsmittel sich mir aus Gesagtem ergeben, habe ich an anderer Stelle zusammengefaßt:

1. So wenig Modelle wie möglich und nicht zu ausführliche.
2. Bewegliche Modelle, welche die Fixierung des Resultates erst an Ort und Stelle gestatten.
3. Jede Bewegung soll am Modell in ihrer wahren Art vor sich gehen.
4. Das Modell soll leichte und schnelle Handhabung gewährleisten.

Auf diesem Grund und Boden stehen die wenigen Modelle, die Sie vor sich sehen. Sie sind aus der Praxis entstanden, und im besonderen ist diese Klapptafel erst in einer Reihe von Jahren zu dem Apparat geworden, dessen Gebrauch ich die Ehre habe Ihnen jetzt kurz zu zeigen.

Vierte Sitzung.

Freitag, den 9. Oktober 1903,
vormittags $9^1/_2$ Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Wangerin.

Es beginnt Oberlehrer Dr. A. Wagner-Halle mit seinem Vortrag: **Über den Schulgarten.**

Der Vortrag verfolgt das Ziel, die Schulgartenfrage bei uns etwas in Fluß zu bringen. Eine vollständige und erschöpfende Behandlung des Themas ist bei der Fülle der Einzelfragen, die dieser Gegenstand auslöst, nicht möglich. Es kommt nur darauf an zu zeigen, welches bedeutsame Hilfsmittel für den naturwissenschaftlichen Unterricht ein Schulgarten werden kann. Der Gedanke Schulgärten einzurichten ist durchaus nicht neu, viele Länder haben sich solche Anlagen bereits längst zunutze gemacht. Nur bei uns ist die Zahl der Schulgärten eine äußerst geringe. Fragt man nach den Gründen hierfür, so werden gewöhnlich Mangel an Platz oder an einer geeigneten leitenden Persönlichkeit oder die großen Geldkosten angeführt. Jedoch erscheinen bei genauerer Betrachtung diese Gründe nicht stichhaltig genug, um die Einrichtung von Schulgärten zu verhindern. Es gibt zwei Arten von Schulgärten, nämlich erstens die Schulgärten im eigentlichen Sinne, d. h. Gartenanlagen, in denen wirklich richtiger naturwissenschaftlicher Unterricht erteilt werden kann, und zweitens die sogenannten Pflanzengärten, welche nur die Aufgabe erfüllen

sollen, den Schulen das nötige Unterrichtsmaterial zu liefern. Ohne Zweifel sind die erstgenannten Gärten pädagogisch wertvoller. Seit einigen Jahren ist nun, wie an mehreren Orten, so auch in den Franckeschen Stiftungen der Versuch gemacht worden, einen Garten der ersten Art einzurichten. Der außerordentliche Nutzen, den ein solcher Garten gewährt, spricht sich besonders darin aus, daß eine ganze Reihe von botanischen Gebieten, welche pädagogisch besonders wertvoll sind, sich erst mit Hilfe eines Schulgartens im Unterricht behandeln lassen. Dahin gehört z. B. der Begriff des Variierens, der Auslese von Pflanzen mit bestimmten Eigentümlichkeiten, die Vermehrung und Veredelung der Gewächse, die Betrachtung der Form ausgedehnter Pflanzen, das Winden und Ranken, die Einhäusigkeit und Zweihäusigkeit, Schlaf- und Wachstellung der Blätter, Biologie der Blumen und Insekten, das Verhalten der Pflanzen gegen meteorologische Einflüsse, der Kampf gegen Pflanzenfeinde und viele andere Dinge, welche einzeln anzugeben hier zu weit führen würde. Es möge nur noch der Hoffnung Ausdruck gegeben werden, daß recht viele Schulen sich entschlössen, Schulgärten bei sich einzurichten.

Es folgt der Vortrag von Prof. Dr. F. Müller-Berlin: **Welche Bedeutung hat für den Lehrer der Mathematik die Kenntnis der Geschichte, Literatur und Terminologie seiner Wissenschaft?**

Durch diese Darlegungen soll ein Verbindungsglied geschaffen werden zwischen den mathematisch-naturwissenschaftlichen und den sprachlich-historischen Disziplinen des Gymnasialunterrichtes. Der Lehrer der Mathematik kann, unbeschadet des Strebens nach dem eigentlichen Ziele des mathematischen Unterrichtes, auch seinerseits das historische und sprachliche Element sehr wohl berücksichtigen. Schon vor einer Reihe von Jahren haben S. Günther und Treutlein an gut ausgewählten Beispielen gezeigt, wie der mathematische Unterricht durch Rückblicke historischer Art fruchtbar zu machen ist. Im vorliegenden Vortrage weist der Redner von neuem darauf hin, wie wichtig die Schulung des Mathematiklehrers nach der geschichtlichen Richtung sowohl, wie nach der sprachlichen sei. Die historischen Rückblicke sind von großem didaktischen Werte. Die Betonung des Zusammenhanges der Geschichte der Mathematik mit der allgemeinen Kulturgeschichte enthält zugleich ein ethisches Moment. Der Vortragende weist an der Hand der von ihm früher veröffentlichten: „Zeittafeln zur Geschichte der Mathematik, Physik und Astronomie bis zum Jahre 1500“ auf solche Beziehungen zwischen der Geschichte der exakten Wissenschaften und der allgemeinen Kulturgeschichte hin, um zu

zeigen, daß es dem Mathematiker an Thematen für gelegentliche Rückblicke nicht mangelt. Aus der Geschichte der Mathematik nicht bloß des Altertums, sondern auch des Mittelalters und der Neuzeit lassen sich leicht zahlreiche Beispiele finden.

Da der Studierende der Mathematik gar keine oder nur sehr selten Gelegenheit hat, Vorlesungen über die Geschichte der Mathematik zu hören, so führt der Vortragende eine Reihe von Werken an, durch deren Studium der künftige Lehrer der Mathematik sich die erforderlichen historischen Kenntnisse aneignen kann.

Mit diesen Literaturangaben tritt der Vortragende zugleich in die zweite Frage seines Themas ein: „Welche Bedeutung hat für den Lehrer der Mathematik die Kenntnis der Literatur seiner Wissenschaft?" Bei der Ausdehnung unserer Wissenschaft dürfen wir an unsere Kandidaten nicht zu hohe Anforderungen hinsichtlich der Vertiefung in einzelne Disziplinen oder gar hinsichtlich der Produktivität stellen, das aber müssen wir von ihnen verlangen, daß sie die Mittel und Wege kennen gelernt haben, die Lücken in ihrem Wissen auszufüllen. Zu dem Zwecke müssen sie sich eingehende Kenntnis der mathematischen Literatur aneignen und fortlaufend die Berichte über die neuere Literatur fleißig lesen. Der Vortragende weist auf mehrere encyklopädische Werke hin, in denen die mathematische Literatur eingehender berücksichtigt wird, und auf referierende Zeitschriften.

Für das Quellenstudium ist aber nicht allein die Kenntnis der Literatur erforderlich, sondern auch die Kenntnis der Sprachen, in denen die Quellenschriften geschrieben sind. Ein durchgebildeter Mathematiker kann der französischen, englischen, lateinischen und griechischen Sprache nicht entbehren. Ein tieferes Verständnis der Methoden der griechischen Mathematiker wird nur dann gewonnen, wenn man den Euklid, Archimedes, Nikomachus, Pappus u. a. in der Ursprache studiert. Darf man auch nicht von allen Lehrern der Mathematik verlangen, daß sie die obengenannten Sprachen beherrschen, so sollten sie doch so viel davon verstehen, wie zum Verständnis der mathematischen Terminologie erforderlich ist. Tritt im Unterricht ein technischer Ausdruck auf, so muß er — wenn es möglich ist — erklärt werden. Die Etymologie eines fremdsprachlichen Kunstwortes reicht zwar nicht zum Verständnis des Begriffes aus, aber sie erleichtert häufig das Erfassen und Behalten. Daß sich aus der Wahl eines Kunstwortes bisweilen Rückschlüsse auf die angewandte Methode machen lassen, hat der Vortragende in früheren Abhandlungen über die mathematische Terminologie gezeigt.

Zum Schlusse ermahnt der Vortragende seine Fachgenossen, stets an ihrer wissenschaftlichen Weiterbildung zu arbeiten. Der Grad der Wissenschaftlichkeit bedingt die Stellung des Lehrers den Schülern und den Kollegen gegenüber.

An der Diskussion beteiligen sich die Herren Prof. Dr. Haentzschel-Berlin, Direktor Dr. Schotten-Halle, Prof. Dr. Wangerin-Halle.

Es folgt der Vortrag von Prof. Dr. F. Hammerschmidt-Halle: **Der Bildungswert der Chemie.**

Da es eine „allgemeine Bildung" im weitesten Sinne nicht gibt, vielmehr das Prinzip der Arbeitsteilung sich auch auf das Gebiet des höheren Unterrichts ausdehnt, so muß jede Schulgattung ihre Eigenart möglichst ausgestalten, will sie anders im Wettbewerb bestehen. Diese Individualisierung erfordert eine sorgfältige Auslese der Unterrichtsfächer und eine eingehende Prüfung des Bildungswertes derselben.

Der Bildungswert der Chemie wird vielfach und zuweilen sogar von Fachmännern nicht ausreichend eingeschätzt. Eine Erklärung findet dieser auffällige Umstand in der späten Entwickelung der chemischen Wissenschaft, der erst in neuester Zeit erfolgten Einfügung der Chemie als Unterrichtsfach und der nicht genügenden Beachtung der besonders durch Arendt und Wilbrand ausgebildeten Methodik.

Die Folge ist eine Überladung mit Gedächtnisstoff und eine unberechtigte Geringschätzung des chemischen Unterrichtes, dem man in weiten Kreisen nur einen „Marktwert" zugestehen will. Dazu treten Vorwürfe, die dem chemisch-physikalischen Unterricht die Erziehung zu naturalistischer Weltanschauung unterschieben wollen.

In sachlicher Beziehung hat der chemische Unterricht die Aufgabe, das Maß chemischer Kenntnisse zu übermitteln, welches für die Anbahnung des Verständnisses der durch die chemische Wissenschaft in Technik, Industrie und Komfort des modernen Lebens erzielten Fortschritte unerläßlich ist, ganz besonders aber im Verein mit verwandten Disziplinen die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Bildung zu ergänzen, zu verschmelzen und abzurunden.

Der Hauptwert ist in formaler Hinsicht zu suchen. Die Chemie bildet nicht nur wie jeder naturwissenschaftliche Unterricht eine notwendige Ergänzung der abstrakten Lehrfächer, sondern ist geradezu als eine Schule logischer Induktion zu bezeichnen, bietet dem Unterricht wie keine andere Disziplin in gleichem Maße ein hervorragendes Bildungsmittel, ergänzt dadurch das gesamte

Unterrichts- und Bildungsmaterial und bewahrt den einzelnen vor voreiligen Schlußfolgerungen aus nicht oder nicht genügend festgestellten Tatsachen. Dies ist in einer Zeit, wo z. B. der Spiritismus und Kurpfuscherei eine unerhörte Rolle spielen, von besonderer Bedeutung. Der ersichtliche Wert richtig geleiteter praktisch-chemischer Übungen ist nicht zu unterschätzen. Auch die ethische Bedeutung ist nicht gering. Die Chemie weckt Achtung vor den Gebilden der Welt, stärkt das Empfinden der Schönheit und Vollkommenheit des Naturganzen, führt zur Einsicht von der Unvollkommenheit menschlichen Wissens und damit zu innerer Bescheidenheit, ruft im besonderen Grade spekulatives und religiöses Interesse hervor und ist in ausgezeichneter Weise geeignet, uns von der Macht des Aberglaubens zu befreien. Im Hinblick auf die Großtaten deutscher Forschér, auf die Weltbedeutung der deutschen chemischen Industrie und die hohe Achtung, welche die deutsche chemische Wissenschaft genießt, ist sie wohlgeeignet, auch nationales Empfinden zu wecken und zu stärken.

Ohne Chemie gibt es keine naturwissenschaftliche Bildung, ohne sie bleibt diese immer nur innerlich unvollendet, also Halbbildung.

In den Staatsprüfungen die Lehrbefähigung für organische Naturwissenschaften ohne eingehendere chemische Vorbildung erwerben zu können, sollte nicht gestattet sein.

Die Chemie ist außerstande, der an sich so wünschenswerten Aufnahme der Biologie als Unterrichtsgegenstand durch Abgabe von Zeit entgegenzukommen.

Die bisherigen Ergebnisse methodischer Art sollten allgemeinere Beachtung finden, ihre Weiterbildung besonders auf dem Gebiete der organischen Chemie ist dringend nötig. Von der durch die neuesten Lehrpläne zugelassenen Freiheit, auf allen Stufen einfache Erscheinungen aus anderen (chemisch-physikalischen) Zweigen in den Bereich der Betrachtungen zu ziehen ist ausgiebig Gebrauch zu machen.

Die Trennung der anorganischen und organischen Chemie, wie jetzt auf dem Realgymnasium, ist unzulässig.

Wenn der naturwissenschaftliche Unterricht das Rückgrat einer Schule der Zukunft werden soll, so bedarf es einer eingehenden Berücksichtigung und einer inneren wie äußeren Stärkung der Chemie.

An der Diskussion beteiligen sich Direktor Dr. Schotten-Halle, Oberl. Dr. Müller-Eisleben, Prof. Dr. Wangerin-Halle, Oberl. Rühlmann-Halle.

Direktor Schotten wendet sich gegen allzu hohe Anforderungen, auch was jetzt geboten und verlangt würde, scheine ihm zu weit zu gehen. Demgegenüber macht der Vortragende geltend, daß in solchen Vorträgen die ausgesprochenen Forderungen stets idealer Natur seien, anderseits werde keine Überfütterung der Schüler verlangt; in stofflicher Beziehung könne man in seinen Anforderungen zu weit gehen, nicht aber in formaler. Oberlehrer Dr. Müller-Eisleben sieht in der Chemie gerade das Fach, das die Oberrealschule zur Schule der Neuzeit mache, deshalb müßten die Anforderungen in der Chemie nicht herabgedrückt, sondern erhöht werden. Direktor Dr. Schotten will eine durch den Blick auf das Ganze resultierende Beschränkung. Prof. Dr. Wangerin glaubt in der methodischen Ausbildung durchaus keine Mehrbelastung zu erblicken. Oberl. Rühlmann hält für den springenden Punkt die noch unentschiedene Frage, was den Mittelpunkt im Unterrichte der Realschulen darstelle, die Realien oder die Fremdsprachen. Prof. Dr. Hammerschmidt betont zum Schluß, daß jeder Fachlehrer die Bedeutung seines Fachs rücksichtslos betonen müßte. An den Realanstalten wäre mehr Unterrichtszeit wahrscheinlich nicht notwendig, es empfehle sich Stoffauswahl in der allerstrengsten Form. Wegen ihres hohen Bildungswertes sei die Chemie als integrierender Bestandteil der Realien unerläßlich.

Prof. Dr. Wangerin schließt mit einem Danke an die Vortragenden die Sitzung. Direktor Dr. Schotten spricht dem Vorsitzenden den Dank der Sektion für die Leitung der Sektion aus. Es findet darauf unter Führung von Oberlehrer Dr. A. Wagner eine Besichtigung des Schulgartens der Franckeschen Stiftungen statt.

Festbericht.

Als sich am Dienstag, den 6. Oktober, abends gegen 8 Uhr die gastlichen Räume der vereinigten Berggesellschaft den Teilnehmern der 47. Philologenversammlung öffneten, füllte sich der obere Saal mit seinen Vorzimmern bald mit einer frohen Menge. Sehr zahlreich waren diesmal die Gäste von auswärts, denn am Dienstag morgen hatte der Gymnasialverein seine XII. Generalversammlung in Halles Mauern abgehalten, und am Nachmittag hatten Lehrer der höheren Schulen ganz Deutschlands sich zu einem Oberlehrertag in der alten Musenstadt zusammengefunden. Dazu gesellten sich nun die zahlreichen Teilnehmer aus Halle selbst, und nicht unerwähnt soll bleiben, daß ein reicher Kranz von Damen den Saal schmückte. Bald herrschte allenthalben das altbekannte fröhliche Treiben: man suchte und fand alte Bekannte und knüpfte neue Bekanntschaften, Kreise bildeten sich zu froher Gemeinschaft für die kommenden Tage, und allenthalben klang ein Ton freudiger Zuversicht, daß die Hallesche Versammlung den früheren in nichts nachstehen werde. Dieser Hoffnung verlieh auch der erste Vorsitzende, Herr Geheimrat Prof. Dr. W. Dittenberger, Ausdruck, als er gegen 9 Uhr die zahlreiche Versammlung begrüßte. Nicht ohne Wehmut gedachte er der alten Zeit, namentlich der ersten Philologenversammlung in Halle vom Jahre 1867. Nur wenige wären im Saale, die wie er schon an jenen Tagen teilgenommen; geblieben sei aber der alte frische Geist, und die herbeigeeilten Scharen der jüngeren Geschlechter gäben Gewähr, daß das auch hinfort so bleiben solle. Den Damen galt dann die kurze, humorvolle Ansprache des zweiten Vorsitzenden, des Herrn Geheimrats Prof. Dr. D. W. Fries. Bis zu später Stunde wogten die Versammelten frohgemut durch die gastlichen Räume, und was dieser gute Anfang ahnen ließ, haben die kommenden Tage erfüllt.

Am Mittwoch, den 7. Oktober, begann nun die ernste Arbeit. Die Freistunden des Nachmittags benutzte eine Anzahl von Herren, um unter der sachkundigen Führung des Direktors, des Herrn Majors a. D. Dr. Förtsch, das Provinzialmuseum zu besichtigen.

Um 5 Uhr vereinigte sich dann eine große Anzahl der Mitglieder der Versammlung zum Festmahl wieder in den Räumen der Berggesellschaft; die Zahl der Teilnehmer betrug 370. An der Ehrentafel hatten Platz genommen die Ehrengäste, das Präsidium sowie die ersten Vorsitzenden der Sektionen und Ausschüsse. Den ersten Trinkspruch brachte der erste Vorsitzende, Herr Geheimrat Dittenberger auf Se. Majestät den Kaiser aus. Er betonte, daß die deutschen Philologen auch die Österreicher und Schweizer als gleichberechtigte Mitglieder zu sich rechneten. Der Halt des Deutschtums sei aber das Deutsche Reich. Nun könne zwar kein einzelner Mann ein Reich halten, aber Se. Majestät unser Kaiser arbeite daran nicht nur als Kaiser kraft seines Amtes, sondern mit Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit. Darum gälte ihm als dem Schirmer und Wahrer des Reichs und des Deutschtums unser erstes Hoch. Begeistert stimmte die Versammlung in den dreifachen Ruf ein und sang dann stehend den ersten Vers von „Heil dir im Siegerkranz". Auf den Vorschlag des Präsidiums ward darauf folgendes Telegramm an Se. Majestät abgesandt:

> Eure Kaiserliche und Königliche Majestät wolle allergnädigst geruhen die dankerfüllten, ehrfurchtsvollen Huldigungen der in Halle a. S. versammelten deutschen Philologen und Schulmänner entgegenzunehmen.

Wir dürfen hier wohl gleich einfügen, daß am Sonnabend folgende Antwort eintraf:

> Se. Majestät der Kaiser und König haben den treuen Gruß der dort versammelten deutschen Philologen und Schulmänner huldvollst entgegengenommen und lassen bestens danken. Auf Allerhöchsten Befehl der Geh. Kabinettsrat v. Lucanus.

Als zweiter Redner erhob sich der zweite Vorsitzende der Versammlung, Herr Geheimrat Fries, um in humorvollen Worten auf die Behörden, als deren Vertreter der Herr Geh. und Oberregierungsrat E. Trosien-Magdeburg, der Kurator der Universität Halle, Herr Oberregierungsrat Meyer und Herr Schulrat Mühlmann-Merseburg anwesend waren, einen zündenden Trinkspruch auszubringen. Als sich der Jubel über diese oft vom Beifall unterbrochenen Ausführungen gelegt hatte, erhob sich Herr Oberregierungsrat Trosien, um den Dank der Behörden auszusprechen. Er betonte, daß es den Behörden an Wohlwollen nicht fehle, da sie sich dessen voll bewußt seien, daß die Pflege, die man der Kultur angedeihen lasse, ein Maßstab für die Bildung einer Nation

sei. Er brachte dann sein Glas der Vereinigung deutscher Philologen und Schulmänner, die einer der wichtigen Träger deutscher Kultur sei. Gefördert durch diese zündenden Trinksprüche, hatte sich allgemach im weiten Saale eine rechte jubelnde Feststimmung verbreitet; trotzdem trat lautlose Stille ein, als sich Herr Geheimrat O. Jäger erhob. Sein Gruß galt der Stadt und Universität Halle. Sodann kamen die Vertreter dieser beiden Körperschaften, die Herren Oberbürgermeister Staude und Rektor Magnifikus Prof. Stammler, zu Wort. Der erste brachte ein Hoch auf Herrn Geheimrat Dittenberger aus, in dem er ihn nicht nur als den ersten Vorsitzenden der Versammlung, sondern als seinen langjährigen, getreuen Mitarbeiter im Stadtparlament, als Stadtverordnetenvorsteher, feierte. Herr Rektor Stammler verglich in kurzer, treffender Rede die Versammlung mit ihren Sektionen mit einem Bundesstaate; und diesem Bundesstaate, der Gelehrtenrepublik, galt sein Toast.

Unterdessen hatten die gebotenen leiblichen und geistigen Genüsse eine so frohe Stimmung aufkommen lassen, und die Unterhaltung spann sich so angeregt von Platz zu Platz, daß von den kommenden Reden nicht alles im ganzen Saale verstanden wurde. Zunächst erhob sich Herr Prof. Hertzberg, um den erratischen Blöcken, die aus der ersten Versammlung erhalten wären, ein Glas zu weihen. Dann überbrachte Herr Prof. Bormann-Wien Grüße aus Österreich und lud die nächste Versammlung nach Salzburg ein — ein Vorschlag, der mit lautem Beifall begrüßt wurde. Darauf erhob sich Herr Prof. Blümner-Zürich, um sein ceterum censeo zu sprechen. Wie Cato im Senat, so führte er aus, habe er sich gewöhnt, auf den Philologenversammlungen ein ceterum censeo zu sprechen, und dem wolle er auch diesmal getreu bleiben. Wo Deutsche zusammensäßen zu festlicher Feier, da dürfe Bismarcks nicht vergessen werden. Und so forderte er die Versammlung auf, ihm einen Erinnerungstrunk zu weihen. Endlich brachte Herr Prof. Dittenberger den Damentoast aus, und ganz zuletzt verschaffte sich Herr Prof. Robert noch einmal Gehör; mit gewaltiger Stimme feierte er mit wenig Worten die Perle Halles, Aug. Herm. Franckes Stiftungen, und ihren jetzigen Direktor, Herrn Geheimrat Fries, den zweiten Vorsitzenden der Versammlung.

Pfeilschnell waren so die Stunden verflogen, und für viele wird es eine Überraschung gewesen sein, als die Versammlung plötzlich daran erinnert wurde, daß es Zeit sei, der Einladung der Stadt zu folgen und die von dieser zu Ehren der Versammlung veranstaltete Beleuchtung der Moritzburg in Augenschein zu nehmen.

Um 9 Uhr erhellte der magische Schein wechselnden bunten Lichtes den dem Berge gegenüberliegenden nördlichen Teil der gewaltigen Ruine. Namentlich schön sah es aus, als vom Burggraben her die ganze weite Fläche mit bengalischem Feuer beleuchtet wurde. Nicht nur wir Philologen und Schulmänner werden der Stadt für das gebotene Schauspiel dankbar sein, sondern auch viele Bürger Halles, die die verheißene Augenweide und die köstliche Abendluft herbeigelockt hatten.

Nicht unerwähnt möchten wir lassen, daß der Versammlung beim Mahle ein lateinischer Gruß — heuer etwas Seltenes in der Philologie — zugegangen ist. Der Herausgeber des „Civis Romanus", Herr Lommatzsch-Bremerhaven sandte folgendes Telegramm:

Halas qui celebrant Graii Latiique magistris
Optima sit toto pectore missa salus.

Um für die freien Stunden, die der Donnerstag- und Freitagnachmittag ließen, unseren Gästen Unterhaltung zu bieten, hatte sich eine Anzahl von Herren, nämlich Oberlehrer Kähler, Prof. Lübbert, Oberlehrer Prohl, Architekt Quambusch und Stadtbauinspektor Rehorst erboten, den Teilnehmern der Versammlung die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Diese Einrichtung scheint sich gut bewährt zu haben, denn an beiden Tagen fanden sich an den angegebenen Sammelplätzen zahlreiche Teilnehmer ein. In verschiedenen Gruppen besichtigte man nun den Markt mit den anliegenden Gebäuden, den Stadtgottesacker mit seinen Grabbögen und berühmten Gräbern, die Bauten des Kardinals Albrecht, A. H. Franckes altehrwürdige Stiftungen u. a. Mit besonderer Freude wanderten aber viele, begünstigt von herrlichem Oktoberwetter, in das schöne Saaletal hinaus zur alten Burg Giebichenstein, nach Wittekind und auf die Saalefelsen mit ihrem köstlichen Blick über den Fluß nach der Dölauer Heide und den Vorbergen des Harzes. Hierhin zog es auch manchen, der in froher Studentenzeit diesen Weg allein und im Kreise froher Genossen gewandert war.

Für Donnerstag, den 8. Oktober, abends hatte die Stadt Halle die Teilnehmer der Versammlung zu einer Festvorstellung im Stadttheater eingeladen. Pünktlich um 8 Uhr hatten sich alle Plätze bis zum hohen „Olymp" hinauf mit einer festfrohen Zuhörerschar, Damen und Herren, gefüllt. Ehe sich der Vorhang hob, erklangen die trauten Weisen der akademischen Festouvertüre von Brahms, und dann erschien Fräulein Ravenau vor der Gardine, um als Thalia den Festprolog zu sprechen. Dieser, von einem Mitgliede

der Versammlung, Herrn Prof. Blümner-Zürich, verfaßt, fand so jubelnden Beifall, daß wir es uns nicht versagen können, ihn hier noch einmal zum Abdruck zu bringen.

Prolog.

Seid mir gegrüßt, ihr deutschen Philologen,
Und alle, die vereint der Schule Band,
Die ihr zum Geisteswettkampf kommt gezogen
Von nah und fern zum hellen Saalestrand.
Ich kenn' euch gut und bin euch wohl gewogen,
Liegt auch gar weit von hier mein Heimatland.
Euch zu bereiten ein'ge frohe Stunden,
Hab' ich zu eurem Fest mich eingefunden.

Wenn ihr, vereinigt und in Sektionen,
Den größten Teil des Tags der Arbeit weiht,
Wenn stundenlang ihr, ohne euch zu schonen,
Im Vortraghören unermüdlich seid,
Museen aufsucht und in Diskussionen
So schwelgt, daß kaum zum Frühstück bleibt die Zeit,
Dann sind euch meine ernstern Schwestern nah,
Kalliope, Klio, Urania.

Doch wenn der Abend niedersinkt, dann stellen
Wir andern Musen gern uns bei euch ein,
Die abgespannten Mienen zu erhellen.
Mitunter kommt Terpsichore allein,
Doch die ist nur für jüngere Gesellen,
Die Alten schwingen nicht mehr gern das Bein.
Drum ward es meist noch freud'ger aufgenommen,
Wenn Polyhymnia zum Fest gekommen.

Doch kam zumeist die hehrste von uns allen,
Melpomene: — so ernst auch ihr Gesicht,
Lauscht ihr doch stets mit regem Wohlgefallen,
Wenn sie von alten Heldenzeiten spricht;
Wenn in Mykenaes hohen Königshallen
Sich fürchterlich vollzieht das Strafgericht,
Antigone des Bruders Leib begräbt,
Zum Reich der Schatten Oedipus entschwebt.

Nur ich, Thalia, die durch frohes Lachen
Die Stirn entrunzelt den gelehrten Herrn,
Ich mußt' in eurem Kreis mich selten machen,
Man hielt mich meist nur allzu ängstlich fern,
Und dennoch hörtet meine lust'gen Sachen
Ihr sicherlich von Zeit zu Zeit recht gern.
In Köln nur durft' ich auf die Bretter steigen
Und euch der Grazien kecken Liebling zeigen.

Doch leider ist das sittliche Verhalten
Des alten Herrn nicht gänzlich einwandfrei, —
Man muß ihn erst gehörig umgestalten,
Zumal wenn zarte Damen sind dabei.
Doch ließ' ich gern heut' muntre Laune walten,
Daß alles fröhlichen Gemütes sei,
Und habe lange reiflich nachgedacht,
Was wohl am eh'sten euch Vergnügen macht.

So fragt' ich an bei Alten und bei Neuen,
Bei Plautus, Shakespeare, Molière und Kleist;
Ich ließ sogar die Müh' mich nicht gereuen
Mir anzusehn, was heut' man Lustspiel heißt —
Doch an „Alt-Heidelberg" mich zu erfreuen,
Vermocht' ich nicht, — ich bin gleich abgereist
Und fiel — dem „Weißen Rössel" in die Hände,
Dem Meisterstück von der Jahrhundertwende.

Allein, wenn auch vor solchen neuen Sternen
Heut' die Antike ihren Glanz verlor,
Bin ich doch schon zu alt, noch neu zu lernen,
Und zieh' mir die bewährten Alten vor.
Drum zürnet nicht, wenn ich statt der modernen
Für heut' ein altes Lustspiel mir erkor:
Die wohlbekannte Posse von den beiden
Menächmen, die kein Mensch kann unterscheiden.

Der einst in griech'scher Sprache sie geschrieben,
Hieß Posidipp, doch wollt' es nicht das Glück,
Daß uns sein Werk erhalten wär' geblieben,
Und auch Fayûm gab's uns noch nicht zurück.
Der Umbrer, der die Mühle einst getrieben,
Verlieh ein römisches Gewand dem Stück,
Und so soll denn, ins Deutsche übersetzt,
Der alte Plautus euch ergötzen jetzt.

Zwar ist's auch da, ich muß es nur gestehen,
Mit der Moral ein wenig schwach bestellt,
Denn mit den Streichen, welche da geschehen,
Nahm es nicht allzu streng die alte Welt.
Doch hab', ich mehr als einmal schon gesehen,
Daß dies im fränk'schen Lustspiel nicht mißfällt,
Drum nehmt's auch heute nicht gar zu genau,
Betrügt der lockre Ehemann die Frau.

So nehmt denn freundlich auf, was wir euch geben,
Und denkt, kommt's euch zu toll vor: „Dulce est,
Desipere in loco" — denn im Leben
Des Schulmanns gibt's ja selten nur ein Fest.
Und nun mag sich zum Spiel der Vorhang heben,
Daß bei dem Scherz des Schulstaubs letzter Rest
Entflieh' und jeder mit nach Hause trage
Ein heitres Bild vom Philologentage!

Diese zündenden Worte hatten die Stimmung für das Kommende aufs beste vorbereitet. Aber, wir wollen ausdrücklich hervorheben, daß das Gebotene auch ohne diesen Prolog durchgeschlagen hätte. In Szene ging zunächst der übermütige Plautinische Schwank, die Menächmi in der Bardtschen Bearbeitung. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wenn wir an dieser Stelle etwas zum Lobe der Bardtschen Leistung sagen wollten, aber das wollen wir gern hervorheben, daß das Personal unserer Bühne mit Eifer und bestem Erfolg bemüht war, eine gute Darstellung zu bieten. Flott wurden die schweren Knüttelverse gesprochen und doch klar, und flott und tadellos war das Zusammenspiel. Reicher Beifall lohnte die wackeren Darsteller, namentlich die beiden Brüder (die Herren Heinz und Rudolph), die in ihrer trefflichen Maske zu unterscheiden geradezu unmöglich war. Als nach dem letzten Akte die Darsteller immer wieder gerufen wurden, spielte sich ein kleines Impromptu ab, das der tollen Laune des Stückes einen würdigen Schlußeffekt gab. Die Künstler zogen nämlich Herrn Oberregisseur Scholling, der die Inszenierung des Ganzen mit feinstem Verständnis geleitet hatte, mit auf die Bühne, und dieser steckte schon im Kostüm des nächsten Stücks, in dem Staatsgewande Harun al Raschids, des Kalifen aus dem Oberon. An die Menächmen, die ohne Unterbrechung gespielt waren, schloß sich nämlich nach angemessener Pause der zweite Akt des Oberon. Hier bot sich nun unserem Theater Gelegenheit, seine Leistungsfähigkeit nach der technischen und maschinellen Seite zu zeigen, zugleich konnte sich das Opern- und Ballettpersonal unseren Gästen vorstellen. Und was man bot, war des höchsten Lobes würdig, namentlich die Pracht des Schlußbildes mit dem Gesange der Meermädchen wird so leicht nicht vergessen werden. Es war ein Ehrenabend für das Hallesche Theater und seine Direktion, und ein Glanzpunkt in der Erinnerung der Teilnehmer am Kongreß. Der Stadt Halle aber werden wir Festgenossen alle Dank für diese köstliche Gabe wissen.

Und unter demselben glücklichen Sterne, der diesem Feste geleuchtet hatte, stand auch das zweite Fest, das die Stadt Halle ihren Gästen gab, der Bierabend im neuen Rathause. Als am Freitag, den 9. Oktober, gegen 8 Uhr die Ankommenden den weiten Flur des neuen Rathauses betraten, wurden sie von Magistratsdienern empfangen, die für Damen und Herren kleine Aufmerksamkeiten zu verteilen hatten, für das zartere Geschlecht Blumensträußchen, für die Herren ein Täschchen mit den vielgeliebten Zigarren. Angenehm überrascht erstiegen die Festgenossen

die breiten Treppen, um in die Festsäle zu gelangen: nicht nur der Ratskeller mit seinen Restaurationsräumen, sondern auch der Sitzungssaal der Stadtverordneten mit seinen Nebenzimmern war gastlich geöffnet. Hier empfing Herr Oberbürgermeister Staude mit Herren des Magistrats und des Stadtverordnetenkollegiums die Erschienenen, und bald waren alle Räume mit Besuchern reich besetzt. Freilich konnten bei dieser — durch den Platz gebotenen — Verteilung nicht alle Anwesenden die Reden, sowie die Vorträge der Musikkapelle und des Gesangvereins „Sang und Klang" gleich gut vernehmen, aber es bildeten sich dabei bald gemütliche kleinere Kreise, und die Stimmung war schnell die allerbeste geworden. Nicht zum wenigsten trugen dazu die treffliche kalte Küche und das vorzüglich mundende Bier bei, die reichlich kredenzt wurden. Nachdem Herr Oberbürgermeister Staude die Versammlung auch in diesen Räumen herzlich willkommen geheißen hatte, dankte Herr Geheimrat Fries im Namen der Versammlung für die gastfreundliche Aufnahme und brachte ein Hoch auf die Stadt Halle aus, in das die Anwesenden kräftig einstimmten. Bald begann dann ein fröhliches Wandern, Bekannte suchten und fanden sich, Gruppen bildeten und lösten sich, und schließlich stimmte man die alten lieben Studentenlieder an. Erst gegen Mitternacht fand dieses fröhliche Treiben ein Ende. Aller Mund war aber des Lobes für die gute Stadt Halle voll.

So kam denn der Sonnabend, der 10. Oktober, heran, und gegen $^1/_2$2 Uhr sprach der zweite Vorsitzende, Herr Geheimrat Fries, das wehmütige Wort: „Die 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner ist geschlossen." Die Arbeit war zu Ende, und mancher Teilnehmer zog der Heimat zu. Über 300 aber hatten sich zu einem Ausflug nach Merseburg vereint. Um 2.20 Uhr führte ein Extrazug diese nach dem nahen Ziele. Am Bahnhof wurden sie von dem Direktor des Merseburger Gymnasiums, Herrn L. Spreer, empfangen und nach dem Dom geleitet. Hier begrüßte Herr Stiftssuperintendent Prof. Bithorn die Angekommenen, und als alle um den Hochaltar Platz genommen hatten, ließ, von Herrn Musikdirektor Schumanns Meisterhand gespielt, die Orgel ihre weihevollen Töne erklingen. Sie ist mit 81 Stimmen, 5 Manualen, 2 Pedalen, 100 Zügen und 5686 Pfeifen eins der gewaltigsten Orgelwerke Deutschlands, und unter den geschickten Händen des Spielers kam das zu voller Geltung. Bald klang es leise und feierlich wie ferne Engelsstimmen, bald brauste es wie Sturmeswehen durch das Werk; zunächst war es eine eigene Phantasie über Lutherische Choräle, dann der erste Satz von Mendelssohns A-dur-

Sonate, die Herr Musikdirektor Schumann vortrug. Es waren weihevolle Minuten, die uns hier beschieden waren. Dann ergriff Herr Superintendent Bithorn das Wort, um mit seiner klangvollen Stimme einen klaren kurzen Überblick über die Baugeschichte des Domes zu geben. Darauf wandten sich die Mitglieder der Versammlung zur Besichtigung des Gotteshauses und seiner bekannten Schätze, der Krypta, der Grabkammer, der Merseburger Zauberformeln, der Hand Rudolfs von Schwaben usw. Soweit war der Ausflug wohl gelungen, aber mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten. Noch am Morgen hatte Herr Geheimrat Uhlig in scherzhaften Worten dem Jupiter Pluvius dafür gedankt, daß er der Versammlung so gnädig gewesen. Aber alte Herren sind launisch: schon am Morgen hatte sich ein unfreundlicher Wind aufgemacht, und als die Ausflügler den Dom verließen, schlug ihnen ein feiner, kalter Regen entgegen, der alles erschauern ließ. So machte sich das Gefühl der Ermattung geltend, und wenn auch ir dem Saale der Reichskrone ein warmer Kaffee den Fröstelnden entgegendampfte, so blieb die Stimmung zunächst doch gedrückt, ja mancher wartete die Rückfahrt des Extrazuges nicht ab, sondern kehrte mit der elektrischen Bahn nach Halle zurück. Da ließ Herr Oberlehrer Dietrich-Arnstadt das Liederbuch der Versammlung — Herr Prof. Regel hatte es zusammengestellt — vornehmen, und bald klangen die frohen Töne des ersten gemeinsamen Liedes durch den Saal. Damit war das Eis gebrochen, und mit fröhlichem Beisammensein schloß auch dieser Tag zur vollen Zufriedenheit der Ausharrenden.

So kam der Sonntag, der für die standhaften Mitglieder noch einen vielversprechenden Ausflug nach Cösen bringen sollte. Aber ὗε δ᾽ ἄρα Ζεὺς πάννυχος, und trübe und grau spannte sich noch immer der Himmel, so weit das Auge reichte, und gleichmäßig rieselte der Regen. Trotzdem hatten sich vielleicht hundert Personen früh um 9 Uhr auf dem Bahnhof eingefunden, und ihr Mut ward belohnt. Herr Direktor Prof. Muff, der mit den Ausflüglern aus Halle zurückkehrte, führte zunächst alle in sein Reich, nach Schulpforta. Hier fand man einen reichgedeckten Frühstückstisch, dem man tapfer zusprach. Herr Direktor Muff machte in seiner bekannten liebenswürdigen Art den Wirt, so daß noch einmal die rechte frohe Feststimmung zum Durchbruch kam. Und nicht nur für körperliche Genüsse war gesorgt. Herr Direktor Muff führte seine Gäste persönlich durch die altberühmte Anstalt. Da verging die Zeit wieder einmal im Fluge, und es ging stark auf 2 Uhr, als man den gastlichen Räumen Pfortas Lebewohl sagte. Die

Stimmung war so vortrefflich geworden, daß Regen und aufgeweichte Wege ihr keinen Abbruch mehr tun konnten. Nun schied sich die Schar in 2 Gruppen: die eine wanderte trotz der Unbill des Wetters nach der Rudelsburg, und die andere bewies nicht geringeren Heldenmut, indem sie sich trotz des reichen Frühstücks nach dem „Mutigen Ritter" begab, wo ein Mittagstisch gedeckt stand. Beide Gruppen gingen siegreich aus ihrem Unternehmen hervor und vereinigten sich am Abend im „Mutigen Ritter" zu einem Abschiedstrunk. 6.30 Uhr mußte dann geschieden sein, und eine Stunde später mußte man sich in Halle wirklich trennen.

So war die 47. Philologenversammlung nun zu Ende; aber sie hat in ihrer Arbeit wie in ihren Festen einen so schönen Verlauf genommen, daß wir hoffen dürfen, sie wird bei ihren Teilnehmern unvergessen bleiben, und auch von ihr wird das tiefsinnige Dichterwort gelten:

> Was vergangen, kehrt nicht wieder,
> Aber ging es leuchtend nieder,
> Leuchtet's lange noch zurück.

Eine besondere Schwierigkeit erwuchs der Versammlung diesmal dadurch, daß in den zur Verfügung stehenden Räumen nur beschränkter Platz vorhanden war. Nun pflegen ja viele Mitglieder Damen mitzubringen, die namentlich an den allgemeinen Sitzungen teilnehmen möchten. Da dies schlechterdings undurchführbar war, hatte sich ein Damenkomitee gebildet, das versuchen wollte, für das Versagte Ersatz zu bieten. Es bestand aus den Damen Fräulein M. Schrader (Vorsitzende), Fräulein H. Dittenberger, Frau Gymnasialdirektor Friedersdorff, Frau Geheimrat Stammler und Frau Prof. Wangerin. Die Damen versammelten sich vormittags um $10^1/_2$ Uhr im Treppenhaus der Universität, von wo am ersten Tage ein Ausflug nach dem Zoologischen Garten unternommen wurde. Ist er auch noch jung, so läßt einmal der rasch anwachsende Tierbestand, dann namentlich seine bevorzugte Lage auf dem dicht hinter Bad Wittekind ansteigenden Reilsberg — ein Vorzug, den ihm wohl keine ähnliche Anlage streitig machen kann — den Besuch sehr lohnend erscheinen. Nach der Besichtigung nahmen die Damen ein einfaches Frühstück in den dortigen Restaurationsräumen ein. Der zweite Tag führte die zahlreich Erschienenen nach der Moritzburg. Hier hatte Herr Stadtbauinspektor Rehorst die Führung durch die Ruinen wie durch die neu entstandenen Baulichkeiten übernommen. Den Schluß bildete ein kleines Konzert in der seit 1899 wiederhergestellten Kapelle der Burg, in liebens-

würdigster Weise von Herrn Prof. Reubke (Orgel) und zwei unserer hervorragendsten Dilettantinnen, Frau Professor Mathilde Schmidt (Gesang) und Fräulein Elfriede Tornow (Geige), ausgeführt. Geboten wurden Stücke von Al. Stradella, Händel, Bach usw.; der intime Reiz der kleinen, äußerst stimmungsvollen Kapelle erhöhte noch die Wirkung des Ganzen. Am dritten Tage endlich vereinigten sich die Teilnehmerinnen zu einem Frühstück auf der Peißnitz, dieser zwischen zwei Saalearmen sich lang hinstreckenden, in ihrem nördlichen Teile reich bewaldeten „Nachtigallen-Insel". Dann ergingen sich die Versammelten noch längere Zeit auf den vielfach verschlungenen Wegen in Wiese und Wald.

Während diesem Komitee eine größere Unabhängigkeit gewährt werden konnte, lag im übrigen die Vorbereitung und Leitung der Versammlung in den Händen eines Zentralausschusses, der aus dem Präsidium, den Vorsitzenden der Sektionen, sowie den Vorsitzenden und Schriftführern der Ausschüsse bestand. Zu rascherer Erledigung der laufenden Geschäfte wurde aus seiner Mitte ein engerer Ausschuß (Aktionskomitee) gewählt, bestehend aus den Herren Geh. Rat Dittenberger, Geh. Rat Fries, Prof. Wissowa, Oberlehrer Adler.

Der Empfangs- und Wohnungsausschuß, der am Dienstag sein Bureau auf dem Bahnhof, abends auf dem Berg, an den übrigen Tagen wie alle anderen Ausschüsse in der Universität hatte, bestand aus folgenden Herren: Univ.-Prof. Dr. Nachtweh und Oberlehrer Dr. Bangert als Vorsitzenden, Generalagent Ruttke als Schriftführer, Stadtschulrat Brendel, Kandidat Bretschneider, Oberlehrer Dr. Consbruch, Privatdozent Prof. Dr. Graßmann, Oberlehrer Dr. Hoyer, Dr. med. Keil, Rentner Knabe, Kandidat Koch, Dr. med. Lehmann, Oberlehrer Merklein, Oberlehrer Prohl, Oberlehrer Dr. Riese, Oberlehrer Dr. Salchow, Kaufmann Scherzer, Dr. med. Schmid-Monnard, Dr. med. Schuchardt, Oberlehrer Schuhardt, Kandidat Schulze, Direktor Stieber, Kandidat Dr. Süßmann, Direktor Tribius und Stadtrat Uber (25 Mitglieder).

Dem Vergnügungsausschuß gehörten an die Herren Univ.-Prof. Dr. Disselhorst und Privatdozent Dr. Sommerlad als Vorsitzende, Oberlehrer Walckling als Schriftführer, Amtmann Arenholz, Höhere Töchterschuldirektor Dr. Biedermann, Privatdozent Dr. Erdmann, Oberlehrer Dr. Frick, Justizrat Glimm, Dr. med. Gräfe, Buchhändler Grosse, Oberlehrer Dr. Hertzberg, Oberlehrer Dr. Kähler, Privatdozent Dr. Kampffmeyer, Justizrat Dr. Keil, Prof. Dr. Lübbert, Oberlehrer Prohl, Oberlehrer Dr. Rammelt, Prof. Dr. Regel (der Redaktor des Liederbuches), Stadtbauinspektor Rehorst, Univ.-

Prof. Dr. Robert, Oberlehrer Dr. Rothe, Oberlehrer Dr. Salchow, Privatdozent Dr. Saran, Oberlehrer Dr. v. Scholten, Oberlehrer Dr. Sparig, Oberbürgermeister Geh. Rat Staude, Major a. D. Thomas, Privatdozent Prof. Dr. Ule, Oberlehrer Dr. Urbach (29 Mitglieder).

Den Finanzausschuß bildeten die Herren Kommerzienrat Steckner als Vorsitzender (an das Bankhaus Steckner waren die vorher eingehenden Meldungen zu richten), Oberlehrer Dr. Riehm, Oberlehrer Dr. v. Scholten, Buchhändler Thamm, Oberlehrer Dr. Wagner (5 Mitglieder).

Der Preßausschuß endlich setzte sich aus folgenden Herren zusammen: Oberlehrer Dr. Adler und Privatdozent Dr. Heldmann, nach dessen durch Leiden bedingtem Ausscheiden Privatdozent Dr. Maurenbrecher als Vorsitzenden, Prof. Genest als Schriftführer, Redakteur Bach, Privatgelehrter Behrens, Chefredakteur Dr. Gebensleben, Administrator der Buchdruckerei des Waisenhauses Gründig, Oberlehrer Hebestreit, Oberlehrer Dr. Hergt, Dr. phil. Kretzer, Administrator der Buchhandlung des Waisenhauses Manz, Kandidat Dr. Reuter, Chefredakteur Scharre, Institutsvorsteher Starke, Oberlehrer Weiske (16 Mitglieder).

Für die Tage der Versammlung hatte man folgende Arbeitsteilung vorgenommen: die Herstellung des Tageblattes, von dem 4 Nummern zur Verteilung kamen, hatten die Herren Adler und Gründig übernommen; den schönen Schmuck der Titelseite verdanken wir dem Zeichenlehrer der Latina, Herrn Dewerzeny. Den Versand der Festschriften, die den einzelnen Mitgliedern ins Haus zugestellt wurden, leiteten die Herren Maurenbrecher, Hergt, Kretzer, Manz, Reuter, Starke und Weiske.

Zur Hilfeleistung hatten sich eine größere Anzahl von Studierenden der hiesigen Universität den verschiedenen Ausschüssen zur Verfügung gestellt, dem Preßausschuß außerdem 12 Schüler der Latina.

Festschriften.

An Festschriften sind der Versammlung zugegangen:

I. Von der Historischen Kommission der Provinz Sachsen.
P. Hoefer: Archäologische Probleme in der Provinz Sachsen.

II. Aus den Kreisen der Universität Halle.

1. Apophoreton, überreicht von der Graeca Halensis.
Inhalt: W. Dittenberger: Athenäus und sein Werk.
G. Wissowa: Römische Bauernkalender.
Fr. Blaß: Über die Zeitfolge von Platons letzten Schriften.

Fr. Bechtel: Über die Bezeichnung des Magens im Griechischen.

U. Wilcken: Zur Drakontischen Verfassung.

C. Robert: Zur Oidipussage.

B. Erdmann (Bonn): Psychologische Grundbegriffe der Sprachphilosophie.

R. Pischel (Berlin): Vier Lieder der deutschen Zigeuner.

E. Meyer (Berlin): Die Alliaschlacht.

2. Studien zur deutschen Philologie, dargebracht von Ph. Strauch, A. E. Berger, Fr. Saran.

   Inhalt: Ph. Strauch: Schürebrand, ein Traktat aus dem Kreise der Straßburger Gottesfreunde.

   A. E. Berger: Der junge Herder und Winckelmann.

   Fr. Saran: Melodik und Rhythmik der „Zueignung" Goethes.

3. Führer durch das Archäologische Museum, überreicht vom Archäologischen Museum.

4. C. Robert: Niobe, ein Marmorbild aus Pompeji. — Postumes 24. Hallisches Winckelmannsprogramm, — überreicht vom Archäologischen Museum.

5. B. Maurenbrecher: Sallustiana. I. Die Überlieferung der Jugurthalücke, — überreicht vom Verfasser.

III. Von den höheren Schulen Halles.

1. Festschrift, dargebracht vom Stadtgymnasium zu Halle a. S.

   Inhalt: Fr. Friedersdorff: Aus Franz Petrarcas poetischen Briefen. (Probe der gleichzeitig erscheinenden Ausgabe.)

   B. Bräuning: Über das Gebiet der aristotelischen Poetik.

   O. Genest: Die Bedeutung Heinrich Barths für die geographische Erforschung Afrikas.

   M. Consbruch: Die Erkenntnis der Prinzipien (ἀρχαί) bei Aristoteles.

   Fr. Kaehler: Forschungen zu Pytheas' Nordlandsreisen.

2. Aus der Hauptbibliothek der Franckeschen Stiftungen, dargebracht vom Kollegium der Lateinischen Hauptschule.

   Inhalt: K. Weiske: Mitteilungen über die Handschriftensammlung der Hauptbibliothek in den Franckeschen Stiftungen zu Halle a. S.

   R. Windel: Gebete und Betrachtungen über das Leben Jesu Christi in niederländischer Sprache aus einer in

der Hauptbibliothek der Franckeschen Stiftungen zu Halle a. S. befindlichen Handschrift.

J. Lübbert: Die Hallesche Handschrift (H) von Johann Codovius-Müllers memoriale linguae Frisicae.

3. Festschrift, dargebracht vom Kollegium der Oberrealschule in den Franckeschen Stiftungen.

Inhalt: E. Regel: „The Life and Death of Mr. Badman“ by John Bunyan, a kind of novel.

R. Hoyer: Über die angeblichen Interpolationen im Coronement Looïs.

M. Hobohm: Victor Hugos Nachahmungen des altfranzösischen Epos (le Mariage de Roland und Aymerillot) und ihre unmittelbaren Quellen.

IV. Von den Verfassern:

1. O. Richter: Beiträge zur römischen Topographie II.
2. P. v. Winterfeld: Stilfragen aus der lateinischen Dichtung des Mittelalters.

V. Von den Verlegern:

1. Von der Buchhandlung des Waisenhauses: a) Die Franckeschen Stiftungen zu Halle a. S. b) Lehrproben und Lehrgänge 1903, Heft IV.
2. Von der Aschendorfschen Verlagshandlung in Münster eine Anzahl Exemplare von Schulausgaben und Lehrbüchern, fast durchgängig für die pädagogische Sektion, einige für die mathematische.
3. Verlag von A. Perthes in Gotha:

Deutsche Geschichtsblätter. Monatsschrift zur Förderung der landesgeschichtlichen Forschung. 1903. Heft I.

VI. Von der Redaktion:

Das humanistische Gymnasium, Bd. XIV, Heft 4 und 5.

Diese Gaben wurden, soweit die Exemplare reichten, nach den Angaben der Spender verteilt.

Ferner hatte die Redaktion der Leipziger Illustrierten Zeitung 50 Exemplare der Nr. 3144 vom 1. Oktober 1903 zur Verfügung gestellt, die auf Wunsch abgegeben wurden, und der Verleger (E. Staude, Berlin) hatte 100 Exemplare der „Deutschen Jugendpost“ überreicht, die in der pädagogischen Sektion auslagen.

Der finanzielle Abschluß der Versammlung war so glänzend, daß nicht nur auf eine Inanspruchnahme des von der Königl. Preußischen Unterrichtsverwaltung bis zur Höhe von 3000 Mark bereitgestellten Reservefonds verzichtet, sondern sogar dem Präsidium der nächsten Versammlung ein Überschuß in der Höhe von rund 1000 Mark überwiesen werden konnte. Diese Summe soll einen eisernen Fonds für außergewöhnliche Fälle darstellen und kann vielleicht, durch Überschüsse späterer Versammlungen vermehrt, den Anfang machen zur Bildung eines Kapitals, aus dem die Versammlungen wissenschaftliche Unternehmungen zu unterstützen in der Lage wären.

Alphabetische Liste der Teilnehmer

an der

47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

An der Versammlung nahmen insgesamt 720 Mitglieder und Ehrengäste teil. Davon waren 136 aus Halle selbst, 90 aus der Provinz Sachsen, 238 aus dem übrigen Preußen, 210 aus den anderen deutschen Staaten, 29 aus Österreich, 10 aus der Schweiz, je 1 aus Griechenland, Italien, Dänemark, Holland, England, Norwegen und den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Adler M., Oberl. a. Latina Dr., Halle.
Adler, Frau W., Halle.
Agahd R., Oberl. a. Leibnizschule Dr., Hannover.
Ahrenholz H., Amtmann, Halle.
Albracht Fr., Gymnasialdirektor Prof. Dr., Naumburg.
Albrecht K., Prof. a. Oberrealsch. Dr., Oldenburg.
Altmann K., Oberl. a. Gymn., Bunzlau.
Aly Fr., Gymnasialdirektor Prof. Dr., Marburg.
Amann R., Prof. a. Gymn. Dr., Oldenburg.
Anderßen, Adjunkt, Kongsberg in Norwegen.
Ankel P., Oberl. a. Lessinggymn., Frankfurt a. M.
Anthes, Prof. a. Neuen Gymn. Dr., Darmstadt.
Anz H., Oberl. a. Domgymn. Dr., Magdeburg.
Apel O., Oberl. a. städt. Oberrealsch., Halle.
v. Arnim H., Univ.-Prof. Dr., Wien.
Ascherson, Oberbibliothekar Prof. Dr., Berlin.
Badstüber H., Prof. Dr., Baden b. Wien.
Baentsch B., Univ.-Prof. Dr., Jena.
Bahmann, Prof. a. Gymn. Dr., Blankenburg a. H.
Bahr P., Prof. a. Kloster U. L. Frauen Dr., Magdeburg.
Baltzer J., Dir. d. Höh. Mädchensch. d. Franck. Stift., Halle.
Baltzer M., Gymn.-Dir. Dr., Marienwerder.
Bangert A., Oberl. a. städt. Gymn. Dr., Halle.
Bardt K., Dir. a. Joachimst. Gymn. Prof. Dr., Berlin.
Bartels R., Prof. a. Joachimst. Gymn., Berlin.
Barth P., Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Bauer A., Univ.-Prof. Dr., Graz.
Becher, Oberl. a. Gymn. Dr., Dresden-Neustadt.
Becker K., Oberl. a. Gymn. Dr., Elberfeld.
Becker G., Oberl. a. Ritter-Ak., Brandenburg.
Begemann H., Gymn.-Dir. Dr., Neu-Ruppin.
Behrens H., Privatgelehrter, Halle.

Berger A., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Bergmann Th., stud. phil., Halle.
Berndt H., Prof. a. städt. Gymn. Dr., Halle.
Bersu Fr., Oberl. a. Humboldt-Gymn. Dr., Berlin.
Bertheau J., stud. phil., Hamburg.
Bethe E., Univ.-Prof. Dr., Gießen.
Biedermann P., Dir. d. städt. Höh. Mädchensch. Dr., Halle.
Bierbach A., stud. phil., Halle.
Biereye J., Rektor der Klostersch. Prof. Dr., Roßleben.
Biese A., Gymn.-Dir. Prof. Dr., Neuwied.
Bindseil Th., Gymn.-Dir. Prof. Dr., Hirschberg.
Birch-Hirschfeld A., Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Bischoff E., Oberl. a. Nikolai-Gymn. Dr., Leipzig.
Bissing F. W., Freiherr v., Privatdozent Dr., München.
Blase H., Gymn.-Dir. Dr., Mainz.
Blaß Fr., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Blümner H., Univ.-Prof. Dr., Zürich.
Blum F., Realschuldir., Mannheim.
Bodenstedt H., Oberl. a. Neuen Gymn., Braunschweig.
Boerner O., Dr., Dresden.
Boesch F., Oberl. a. Gymn. Dr., Berlin-Dt. Wilmersdorf.
Boesche G., Realgymn.-Dir., Lippstadt i. W.
Böttcher K., Oberl. a. Klostersch., Roßleben.
Böttcher W., Oberl. a. Gymn., Schleusingen.
Böttcher J. E., Rekt. a. Realgymn. Prof. Dr., Leipzig.
Boldt A., Oberl. a. Gymn., Neustettin.
Boll Fr., Univ.-Prof. Dr., Würzburg.
Bolte J., Prof. a. Königsstädt. Gymn. Dr., Berlin.
Bombe P., Oberl. a. Gymn., Friedeberg.
Bormann E., Univ.-Prof. Dr., Wien.
Born K., Oberl. a. städt. Gymn., Halle.
Braasch K., Prof. a. Gymn., Zeitz.
Brachmann W., stud. phil., Halle.
Brand E., Prof. a. Ludwigsgymn., München.
Brandis C. G., Bibliothekar a. Kgl. Bibl. Dr., Berlin.
Brandt, stud. phil., Ilfeld.
Brandt Fr., Prof. a. Höh. Mädchensch. d. Franck. Stift., Halle.
Brandt P., Oberl. a. städt. Gymn. Dr., Bonn.
Brandstätter, Oberl. a. Fürstensch., Meißen.
Branhofer Ig., K. K. Gymn.-Prof.,
Brassloff St., Privatdozent Dr., Wien.
Brauer E., stud. phil., Halle.
Braun R., Gymn.-Dir. Prof. Dr., Hagen i. W.
Brede R., Oberl. a. Friedrichsgymn. Dr., Cassel.
Bremer O., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Brey E., Oberl. a. König Wilhelmsgymn., Magdeburg.
Brieger A., Prof. Dr., Halle.
Brütt M., Schulrat Prof. Dr., Hamburg.
Brugmann K., Univ.-Prof. Geh. Hofrat Prof. Dr., Leipzig.
Bubendey H., Prof. a. Johanneum Dr., Hamburg.
Buck A. E., stud. phil., Leipzig.
Büchner E., Dr., Delmenhorst.
Bürger K., Oberl. a. Gymn. Dr., Blankenburg a. H.
Büttner R., Prof. a. Gymn. Dr., Gera.
Burg Fr., Bibliothekar Dr., Hamburg.
Busche K., Oberl. a. Realgymn. u. Gymn. Dr., Leer.

Callsen O., Oberl. a. Realgymn., Magdeburg.
Campe W., Oberl. a. Höh. Mädchenschule Dr., Magdeburg.
Cantor G., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Cary E., stud. phil., Neligt (Nebraska), Amerika.
Cauer P., Gymn.-Dir. Prof. Dr., Düsseldorf.
Claußnitzer A., Oberl. a. Realgymn., Annaberg.
Cloetta W., Univ.-Prof. Dr., Jena.
Cohn L., Oberbibliothekar Prof. Dr., Breslau.
Consbruch M., Oberl. a. städt. Gymn. Dr., Halle.
Corßen P., Oberl. a. Gymn. zu Wilmersdorf Dr., Berlin.
Cramer A., Oberl. a. Gymn., Burg.
Crönert, Privatgelehrter Dr., Göttingen.
Curtius R., Prof. a. Katharineum Dr., Lübeck.

Dannehl G., Gymn.-Dir. Prof. Dr., Sangerhausen.

Demuth W., Oberl. a. Gymn., Blankenburg a. H.
Deutschbein M., Privatdozent Dr., Leipzig.
Diehl A., Gymn.-Dir. Dr., Glogau.
Diels H., Univ.-Prof. Geh. Reg.-Rat Dr., Berlin.
Dietrich R., Oberl. Dr., Arnstadt.
Dissel W., Prof. a. Wilhelm-Gymn. Dr., Hamburg.
Disselhorst R., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Dittenberger W., Univ.-Prof. Geh. Reg.-Rat Dr., Halle.
Dittmar A., Oberl. a. Fürstensch. Dr., Grimma.
Doempke M., Gymn.-Dir. Dr., Pr. Stargard.
Doering A., Univ.-Prof. Dr., Gr. Lichterfelde.
Dopp E., Oberl. a. Gymn. Dr., Rostock.
Dornheckter, Kgl. Kreisschulinspektor, Prechlau W. Pr.
Dräseke J., Prof. a. Gymn. D. Dr., Wandsbeck.
Drescher K., Univ.-Prof. Dr., Bonn.
Dressel R., Prof. a. Kaiser Wilhelm-Realgymn. Dr., Friedenau.
Düpow R., Oberl. a. d. Hansasch., Bergedorf.
Dütschke G., Oberl. a. Progymn. Dr., Schwelm.
Dworski E., Prof. Landesschulinspektor, Lemberg.

Ebeling E., Oberl. a. Stadtgymn. Dr., Halle.
Ebeling G., Privatdozent Dr., Berlin-Charlottenburg.
Eckardt E., Privatdozent Dr., Freiburg i. Br.
Eckersberg G., Oberlehrerin, Halle.
Eckert O., stud. phil., Halle.
Eckstein, Prof. a. Gymn. Dr., Zittau.
Edler Fr., Oberl. a. d. städt. Oberrealsch. Dr., Halle.
Ehrismann G., Univ.-Prof. Dr., Heidelberg.
Ehrlich H., Dr., Hannover.
Einenkel E., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Engelmann, Prof. Dr., Berlin.
Erdmann E., Privatdozent Dr., Halle,
Erman A., Univ.-Prof. Dr., Steglitz.
Esderts A., Oberl. a. Höh. Mädchenschule, Berlin.
Eulenburg F., Privatdozent Dr., Leipzig.

Fehse W., Kand. a. Guerickesch. Dr., Magdeburg.
Fiebiger O., Kustos a. Kgl. Bibl. Dr., Dresden.
Fincke P., stud. phil., Dessau.
Finsler G., Rektor Dr., Bern.
Fischer A., Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Fischer A., Dir. a. Progymn. Dr., Zehlendorf.
Fischer H. v., Univ.-Prof. Dr., Tübingen.
Fittbogen Th., Oberl. a. Stadtgymn., Halle.
Fitting Fr., Oberl. a. Gymn., München-Gladbach.
Fließ B., Oberl. a. Gymn., Aschersleben.
Focke W., Oberl. a. Gymn., Hann. Münden.
Folgmann E., Oberl. a. Progymn., Zehlendorf.
Franck I., Univ.-Prof. Dr., Bonn.
Frantz, Prof., Hettstedt.
Freitag O., cand. phil., Halle.
Frick C., Dr. med., Halle.
Frick G., Oberl. a. städt. Oberrealsch. Dr., Halle.
Friedel O., Provinzialschulrat Dr., Stettin.
Friedersdorff Fr., Gymn.-Dir. Dr., Halle.
Friedwagner M., Univ.-Prof. Dr., Czernowitz.
Fries W., Geh. Reg.-Rat Prof. D. Dr. Dir. d. Franck. Stift., Halle.
Fritsch A., Prof. a. Johanneum Dr., Hamburg.
Fritzsche A., Rektor d. städt. Realgymn. Prof. Dr., Borna.
Fuchs I., K. K. Gymn.-Dir., Mähr. Weißkirchen.
Fuchs M., Oberl. a. 6. Realsch. Dr., Berlin.
Funck, Gymn.-Dir. Schulrat Prof. Dr., Sondershausen.

Gaebel A., Oberl. a. Gymn., Inowrazlaw.
Galle G., stud. phil., Halle.
Gebhardt A., Privatdozent Dr., Erlangen.
Gebler H., Oberl. a. Gelehrtensch., Ratzeburg.
Geffcken I., Prof. a. Wilhelm-Gymn., Hamburg.
Geister M., Oberl. a. Progymn., Zehlendorf.

Gemoll A., Dir. a. Progymn. Dr., Striegau.
Genest O., Prof. a. Stadtgymn., Halle.
Genz, Geh. Reg.-Rat Dr., Berlin.
Genzel, stud. phil., Halle.
Gercke A., Univ.-Prof. Dr., Greifswald.
Gerhard K., Dir. d. Kgl. Univ.-Bibl. Dr., Halle.
Gesenius H., Verlagsbuchhändler, Halle.
Giesecke A., Verlagsbuchhändler Dr., Leipzig.
Gilbert W., Rektor d. Landessch. Prof. Dr., Grimma.
Giseke L., Oberl. a. Realgymn., Perleberg.
Goez H., Oberl. a. Woehler Realgymn., Frankfurt a. M.
Goldmann Fr., Oberl. Dr., Halle.
Goldschmidt M., Oberl. Dr., Kattowitz.
Gradenwitz O., Univ.-Prof. Dr., Königsberg.
Graeber G., Gymn.-Dir. Dr., Husum.
Graef B., Privatdozent Dr., Berlin.
Grenfell P., Dr., Oxford.
Grober Fr., Oberl. a. Realprogymn. Dr., Langensalza.
Groebe P., Oberl. a. Kaiser Friedrichsch. i. Charlottenburg Dr., Wilmersdorf.
Groh K., Dr., Leipzig.
Gropius R., Prof. a. Gymn., Weilburg.
Große H., Prof. a. Gymn. Dr., Greifenberg i. P.
Große M., Verlagsbuchhändler, Halle.
Grube K., Oberl. a. Johanneum Dr., Hamburg.
Grünbaum M., Prof. a. Ritter-Akad. Dr., Brandenburg a. H.
Grünning, Reg.-Schulrat Privatdozent Dr., Amsterdam.
Güntsche R., Oberl. a. Falk-Realgymn. Dr., Berlin.
Günther, Oberl. a. Gymn. Dr., Chemnitz.
Guhrauer H., Gymn.-Dir., Wittenberg.
Guskar H., cand. phil., Kuschkow-Pretschen.
Gutsche W., Oberl. a. Gymn. Dr., Erfurt.
Haacke G., Prof. a. Realsch., Delitzsch.
Haag L., stud. phil., Halle.
Haaris E., Oberl. a. Gymn., Wolfenbüttel.
Hachtmann K., Gymn.-Dir. Prof. Dr., Bernburg.
Haeberlin K., Kgl. Univ.-Bibliothekar Dr., Göttingen.
Haentzschel E., Prof. a. Kölln. Gymn. u. a. techn. Hochsch., Berlin.
Hafner Ph., Prof. a. Gymn., Hersfeld.
Hagen G. v., Oberl. a. Gymn., Greiz.
Hahn A., Prof. a. König Wilhelm-Gymn., Stettin.
Hahne, Kand., Harzburg.
Hammerschmidt Fr., Prof. a. Oberrealsch. d. Franck. Stift. Dr., Halle.
Hanf G., Oberl. a. Dom Dr., Magdeburg.
Harzmann Fr., Oberl. a. Andreanum Dr., Hildesheim.
Haynel W., Oberl. a. Humboldtsch. Dr., Linden.
Hebestreit Br., Oberl. a. Latina, Halle.
Heine G., Oberl. a. Gymn. Dr., Bernburg.
Heine O., Geh. Reg.-Rat Dr., Weimar.
Heine Th., Prof. a. König Wilhelm-Gymn. Dr., Breslau.
Heinzelmann W., Prof. a. Gymn. Dr., Erfurt.
Heisenberg A., Privatdozent Dr., Würzburg.
Heldmann K., Gymn.-Dir. Dr., Rinteln.
Helm K., Privatdozent Dr., Gießen.
Helmke W., Oberl. a. Gymn. Dr., Dt. Wilmersdorf.
Helmott, Dr., Leipzig-Stötteritz.
Hencke, Kand., Storckwitz.
Hennig Fr., Oberl. a. Gymn., Wittenberg.
Hentschke G., Oberl. a. Realsch. Dr., Kottbus.
Hergt G., Oberl. a. Latina Dr., Halle.
Herrlich S., Prof. a. Humboldt-Gymn. Dr., Berlin.
Hertel J., Oberl. a. Realgymn. Dr., Döbeln.
Hertzberg G., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Hertzberg H., Oberl. a. städt. Oberrealsch. Dr., Halle.
Herzog, Prof. Dr., Stuttgart.
Heyden H., Oberl. a. Fürstensch. Dr., Meißen.

Heynacher M., Gymn.-Dir. Prof. Dr., Hildesheim.
Heyne R., Reg.-Bauführer a. D., Halle.
Heyse M., Oberl. a. Gymn. Dr., Bunzlau.
Hiller v. Gaertringen Fr. Freiherr v., Prof. Dr., Berlin.
Hinze K., Oberl. a. Gymn., Merseburg.
Hirt H., Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Hörnig, Oberl. Dr., Chemnitz.
Hoff H., stud. math., Halle.
Hoffmann E., Oberl. a. König Wilhelm-Gymn. Dr., Breslau.
Hoffmann F., Prof. a. Realgymn. Dr., Gera.
Hoffmann H., Prof. a. Gymn. Dr., Gütersloh.
Hoffmann M., Prof. Dr., Schulpforta.
Hoffmann M., Prof. Dr., Lübeck.
Hoffmann-Krayer E., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Holland, Oberl. a. Thomassch. Dr., Leipzig.
Holstein H., Gymn.-Dir. a. D. Prof. Dr., Halle.
Hornemann E., Prof. a. Lyzeum I, Hannover.
Hoyer R., Oberl. a. Oberrealsch. Dr., Halle.
Hubo, Rektor, Staßfurt.
Hülsen Chr., Sekr. d. Kaiserl. Deutsch. Archäol. Inst. Prof. Dr., Rom.
Hynitzsch A., Prof. a. Gymn., Quedlinburg.

Ihm M., Prof. Dr., München.
Ilberg J., Oberl. a. König Albert-Gymn. Dr., Leipzig.
Imelmann J., Univ.-Prof. Dr., Berlin.

Jakobi R., Oberl. a. Realsch. m. Progymn. Dr., Dirschau.
Jakoby K., Prof. a. Wilhelms-Gymn. Dr., Hamburg.
Jaeger O., Geh. Reg.-Rat Prof. Dr., Bonn.
Jahr R., Oberl. a. Domgymn. Dr., Magdeburg.
Jellinek A., Herausgeber d. Bibliographie der Kunstwissenschaft, Wien.
Jerusalem W., Privatdozent Prof. Dr., Wien.
Jobst R., Prof. a. Marienstifts-Gymn., Stettin.
Joergensen C., Dr., Kopenhagen.
Jordan A., Gymn.-Dir. Dr., Wernigerode.
Jordan H., Prof. a. Latina Dr., Halle.
Jungmann E., Rektor u. Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Justi L., Univ.-Prof. Dr., Halle.

Kaegi A., Univ.-Prof. Dr., Zürich.
Kaehler F., Oberl. a. Stadtgymn. Dr., Halle.
Kaemmel O., Realgymn.-Dir. Dr., Leipzig.
Kaerst J., Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Kahle B., Univ.-Prof. Dr., Heidelberg.
Kaiser B., Oberl. Dr., Schulpforta.
Kampffmeyer G., Privatdozent Dr., Halle.
Kannengießer P., Prof. a. Protest. Gymn. Dr., Straßburg i. E.
Kanzow G., Gymn.-Dir., Zeitz.
Kanzow P., Oberl. a. Ritter-Akad., Brandenburg.
Kasten W., Prof. a. Realgymn. I Dr., Hannover.
Kauer R., Prof. a. Staatsgymn. u. Privatdozent Dr., Wien.
Kautzsch E., Univ.-Prof. D. Dr., Halle.
Kawalki W., Oberl. a. Latina Dr., Halle.
Kegel E., stud. phil., Halle.
Kehrbach K., Prof. Dr., Berlin-Charlottenburg.
Keil B., Univ.-Prof. Dr., Straßburg i. E.
Keil Fr., Justizrat, Halle.
Keil G., Oberl. a. Elisabethsch. Dr., Berlin.
Keim, Prof. a. Gymn. Dr., Karlsruhe.
Keller W., Univ.-Prof. Dr., Jena.
Kelter W., Oberl. a. Wilhelm-Gymn. Dr., Hamburg.
Kern O., Univ.-Prof. Dr., Rostock i. M.
Kersten G., Prof. a. Progymn., Genthin.
Kesselring M., Oberl. a. Realsch. Dr., Oschersleben.
Kieseler H., Oberl. a. Realgymn., Erfurt.
Kirchhoff Fr., Oberl. a. Gymn., Norden.
Kirchner D. J., Prof. a. Friedrich Wilhelm-Gymn. Dr., Berlin.
Klincksieck Fr., Oberl. a. städt. Gymn. Dr., Halle.
Klippstein W., Oberl. a. Kölln. Gymn., Berlin.

Kloeppel K., Oberl. a. Gymn., Stendal.
Klotz A., Dr., Leipzig.
Klußmann M., Prof. a. Wilhelm-Gymn. Dr., Hamburg.
Klußmann R., Prof. Dr., München.
Knapp, Verlagsbuchhändler, Halle.
Knoche H., Prof. a. König Wilhelm-Gymn. Dr., Magdeburg.
Knüppel, Oberl., Schoeningen.
Koch H., Realsch.-Dir, Breslau.
Koch J., Realgymn.-Dir. Dr., Berlin-Grunewald.
Koch J., Prof. a. Gymn. Dr., Glückstadt.
Köhn M., Oberl. a. König Wilhelm-Gymn. Dr., Magdeburg.
Köpert, Oberl. a. Vitzthumschen Gymn. Dr., Dresden.
Körte A., Univ.-Prof. Dr., Basel.
Kötschau P., Prof. a. Gymn. Dr., Jena.
Kohl O., Prof. a. Gymn. Dr., Kreuznach.
Kohlmann R., Prof. a. Gymn. Dr., Quedlinburg.
Kornemann E., Univ.-Prof. Dr., Tübingen.
Krahnert E., cand. theol., Halle.
Krauth K., Oberl. a. Realgymn. Dr., Erfurt.
Kretzer M., Dr. phil., Halle.
Krohn, Prof. Dr., Naumburg.
Krösing M., Gymn.-Dir., Putbus.
Kroll W., Univ.-Prof. Dr., Greifswald.
Kruse, Geh. Rat Dr., Danzig.
Kühn G., Oberl. a. Realgymn., Bromberg.
Kühn W., stud. phil., Halle.
Kühne A., Dr. phil., Leipzig.
Küppers A., Oberl. a. Realsch., Groß-Lichterfelde.
Küster W., Oberl. a. Gymn. Dr., Hanau a. M.
Kummer Fr., Oberl. a. Gymn. Dr., Chemnitz.
Kurze Fr., Oberl. a. Luisen-Gymn. Dr., Berlin.
Kurzidim Fr., Prof. a. Gymn., Sagan.
Kurzwelly A., Oberl. a. Realgymn., Plauen.
Kuthe A., Gymn.-Dir. Prof. Dr., Parchim.
Kuttner M., Oberl. a. Dorotheensch. Dr., Berlin.
Lach P., Dir. a. Handelssch. Dr., Berlin.
Lagrèze W., Prof. a. Lyzeum, Straßburg i. E.
Lahmeyer L., Prof. a. Gymn. Dr., Fulda.
Lambel H., Reg.-Rat Univ.-Prof. Dr., Prag.
Lamer, Gymn.-Lehrer a. König Albert-Gymn. Dr., Leipzig.
Lange A., Gymn.-Dir. Dr., Höchst a. M.
Lange E., Prof. Dr., Chemnitz.
Lange R., Dr., Leipzig.
Laubmann v., Geh. Rat Dr. Dir. d. K. b. Hof- u. Staatsbibl., München.
Lautensach, Prof. a. Gymn. Dr., Gotha.
Lechner M., Oberstudienrat Dr., Nürnberg.
Lehmann J., Prof. a. Gymn. Dr., Wittstock.
Leitzmann A., Univ.-Prof. Dr., Jena.
Leo Fr., Geh. Rat Univ.-Prof. Dr., Göttingen.
Lergetporer P., Gymnasiall., Feldkirch i. Vorarlberg.
Leuschke, Oberl. a. Realgymn. Dr., Chemnitz.
Levinstein K., Dr., Berlin.
Liebich B., Univ.-Prof. Dr., Breslau.
Lier Br., Kandidat Dr., Stolp.
Lindner E., Univ.-Prof. Dr., Rostock.
Lintzel Fr., Oberl. a. Domgymn., Magdeburg.
Lipsius H. J., Geh. Rat Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Loewe O., Prof. a. Marienstiftsgymn. Dr., Stettin.
Loewenhardt E., Prof. a. städt. Oberrealsch. Dr., Halle
Lohr Fr., Prof. a. Gymn. Dr., Wiesbaden.
Loos J., k. k. Landesschulinspektor Dr., Linz.
Lorentz P., Oberl. a. Gymn. Dr., Sorau.
Lorentzen J., Oberl., Schulpforta.
Lortzing Fr., Prof. a. Sophiengymn. Dr., Berlin.
Lucas J., Oberl. a. Kaiser Wilhelm-Realgymn., Charlottenburg.
Lucke, Kandidat Dr., Schleusingen.
Ludwig E., Prof. a. Gymn. Dr., Bremen.
Lübbert J., Prof. a. Latina Dr., Halle.
Lück M., Gymn.-Dir., Steglitz.

Lüdecke W., Oberl. a. Antoinettensch. Dr., Dessau.
Lüroth J., Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. B.
Luther J., Bibliothekar a. Kgl. Bibl. Dr., Berlin.

Magie D., stud. phil., Halle.
Manz C., Administrator d. Buchhdlg. d. Franck. Stift., Halle.
Maresch W., Oberl. a. Realsch., Pankow.
Martin E., Hilfsl. a. Oberrealsch., Marburg a. L.
Marx Fr., Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Matthias E., Prof. a. Gymn. Dr., Burg.
Matschky Th., Gymn.-Dir., Krotoschin.
Maurenbrecher B., Privatdozent Dr., Halle.
Meier H., Gymn.-Dir. Hofrat, Schleiz.
Melcher P., stud. phil., Halle.
Meltzer H., Prof. a. Gymn. Dr., Cannstatt.
Menzel Th., Prof. a. Gymn. Dr., Blankenburg a. H.
Merbach P., cand. phil., Leipzig.
Merklein Th., Oberl. a. Latina, Halle.
Meusel H., Dir. a. Kölln. Gymn. Dr., Berlin.
Meuß H., Oberl. a. Gymn. Dr., Hirschberg i. Schl.
Meyer A. E., Prof. a. Luisenst. Gymn. Dr., Berlin.
Meyer Ed., Univ.-Prof. Dr., Berlin.
Meyer G., Oberreg.-Rat Kurator d. Univ., Halle.
Meyer P. M., Privatdozent Dr., Schöneberg-Berlin.
Meyer-Lübke W., Univ.-Prof. Dr., Wien.
Michels V., Univ.-Prof. Dr., Jena.
Mitteis L., Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Möller A., Oberl. a. Wilhelm-Gymn. Dr., Hamburg.
Möller W., Prof. a. Königst.-Gymn. Dr., Berlin.
Mogk E., Prof. a. Realgymn. u. Univ. Dr., Leipzig.
Morgenstern O., Oberl. a. Gymn., Gr.-Lichterfelde.
Moyn M., Prof. a. Realsch., Eisleben.
Much R., Univ.-Prof. Dr., Wien.
Mühlmann, Schulrat, Merseburg.
Müller A., Oberl. a. Gymn., Wolfenbüttel.
Müller E., Oberl. a. Realsch. Dr., Eisleben.
Müller F., Prof. Dr., Friedenau-Berlin.
Müller H., Gymn.-Dir. Prof. Dr., Blankenburg a. H.
Müller H., Prof. a. Gymn., Charlottenburg.
Müller H. F., Dir. a. Luisenst. Gymn. Dr., Berlin.
Müller K., Prof. a. Gymn. Dr., Weilburg a. L.
Müller K. F., stud. phil., Leipzig.
Müller O., Oberl. a. Prinz Heinrich-Gymn., Schöneberg-Berlin.
Müller Th., Dr., Chemnitz.
Müller W., Oberl. a. Gymn. Dr., Greiz.
Müller W., cand. phil., Leipzig.
Münch W., Geh. Reg.-Rat Prof. Dr., Berlin.
Münzel, Bibl.-Dir. Prof. Dr., Hamburg.
Muff Chr., Rektor Prof. Dr., Schulpforta.
Muhle W., Oberl. Dr., Dresden-Striesen.

Nachtweh A., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Nebe A., Gymn.-Dir. Dr., Lüneburg.
Neubauer Fr., Gymn.-Dir. Dr., Landsberg a. W.
Neumann R., Oberl. a. Oberrealsch., Weißenfels.
Nicolai W., Oberl. a. Realgymn. Dr., Eisenach.
Niederstadt W., Prof. a. Gymn. Dr., Hann.-Münden.
Niemann, Dir. d. Pädagogiums, Allstedt S. W.
Niemeyer M., Prof. a. Gymn. Dr., Potsdam.
Nieschke A., Prof. a. Gymn., Hann.-Münden.
Noack F., Univ.-Prof. Dr., Jena.
Noack, Frau Prof., Jena.
Nowack, Oberl. a. Kreuzsch. Dr., Dresden.
Nolte Fr., Oberl. a. Gymn., Lüneburg.

Oehler R., Prof. a. d. Haupt-Kadettenanst. Dr., Gr. Lichterfelde.
Oehler, Prof. a. Thomas-Gymn. Dr., Leipzig-Plagwitz.

Oels W., Prof. a. d. Oberrealsch. d. Franck. Stift. Dr., Halle.
Oeltze O., Oberl. a. Realgymn. Dr., Hildesheim.
Ondrusch K., Prof. a. Gymn., Sagan.
Ortmann E., Prof. Dr., Halle.
Ortmann K., Oberl. a. Gymn. Dr., Torgau.
Ostendorf A., Gymn.-Dir., Bunzlau.
Otto W., Dr., Breslau.

Päpke M., stud. phil., Bremen.
Päpke W., Prof. a. Gymn. Dr., Bremen.
Panzer F., Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. Br.
Perkmann J., Gymn.-Prof. Dr., Wien.
Petsch R., Privatdozent Dr., Würzburg.
Pick B., Prof. Dr., Gotha.
Pilling K., Oberl. a. Gymn. Dr., Naumburg.
Piur P., Dr., Halle.
Plötz G., Oberl. a. D. Dr., Görlitz.
Poetzsch W., Prof. a. Realgymn. Dr., Döbeln.
Praechter K., Univ.-Prof. Dr., Bern.
Praetorius F., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Praetorius K., Oberl. a. Friedr.-Gymn., Kassel.
Preibisch H., stud. phil., Ohlau.
Preibisch K., Prof. a. Gymn. Dr., Ohlau.
Preuß Fr. E., Rektor d. Gymn. Prof. Dr., Freiberg i. S.
Preuß A., Oberl. a. König Albert-Gymn. Dr., Leipzig.
Prohl R., Oberl. a. Stadtgymn., Halle.
Püttgen J., Prof. a. Friedrichs-Gymn., Kassel.

Rabel E., Privatdozent Dr. jur., Leipzig.
Radermacher L., Univ.-Prof. Dr., Greifswald.
Ramm W., Oberl. a. Humboldt-Gymn., Berlin.
Rammelt J., Oberl. a. Stadt-Gymn. Dr., Halle.
Rassow H., Gymn.-Dir. Dr., Burg.
Rau R., Dr., Riesa.
Rausch A., Dir. d. Latina Dr., Halle.
Reck E., Oberlehrerin, Halle.
Regel E., Prof. a. d. Oberrealsch. d. Franck. Stift. Dr., Halle.
Rehorst K., Stadt-Bauinspekt., Halle.
Reichardt W., Oberl. a. Gymn. Dr., Jena.
Reinhardt Fr., Prof. a. Gymn. Dr., Aschersleben.
Reinhardt G., Oberl. a. Gymn. Dr., Dessau.
Reinhardt K., Geh. Reg.-Rat Dir. d. Goethe-Gymn. Dr., Frankfurt a. M.
Reinhardt L., Gymn.-Dir. Prof. Dr., Wohlau.
Reiter H., Oberl. a. Gymn. Dr., Braunsberg.
Reiter S., Prof. a. Gymn. u. Univ. Dr., Prag.
Reitzenstein R., Univ.-Prof. Dr., Straßburg i. E.
Rentsch, Oberl. a. Gymn. i. d. Neustadt Dr., Dresden.
Reuter E., Kandidat Dr., Halle.
Reuther P., Dr., Leipzig.
Richter E., Oberl. Dr., Berlin.
Richter G., Prof. a. Gymn., Oldenburg.
Richter M., Dr., Leipzig.
Richter M., stud. phil., Halle.
Richter O., Dir. d. Prinz Heinrich-Gymn. Prof. Dr., Berlin.
Richter, Frau Dir., Berlin.
Richter R., stud. phil., Halle.
Riehl A., Geh. Hofrat Univ.-Prof. Dr., Halle.
Riehm G., Oberl. a. Stadt-Gymn. Dr., Halle.
Riemer G. C., Leipzig.
Risop A., Prof. a. d. 2. Realsch. Dr., Berlin.
Risop, Frau Prof., Berlin.
Ritsert Th., Oberl. a. Neuen Gymn., Darmstadt.
Ritter O., Dr., Halle.
Robert C., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Roese E., Realgymn.-Dir. Dr., Stralsund.
Roeßner O., Oberl. a. Gymn. Dr., Merseburg.
Rosenbauer, Prof. a. Progymn. Dr., Lohr a. M.
Rosenhagen G., Oberl. a. d. Realsch. in Eilbeck Dr., Hamburg.
Roßbach Chr., Oberl. a. Gymn., Weilburg a. L.
Rothe P., Oberl. a. Stadt-Gymn., Dr., Halle.
Rothstein G., Gymn.-Oberl. Dr., Friedenau.
Rothstein J., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Rühlmann H., Oberl. a. d. städt. Oberrealsch., Halle.

Rümpler F., Dir., Gotha.
Runge E., Oberl. a. d. Realsch., Coepenick.
Ruttke A., Generalagent, Halle.
Ryssel V., Univ.-Prof. Dr., Zürich.

Salchow G., Oberl. a. Stadt-Gymn. Dr., Halle.
Samter E., Oberl. a. Sophien-Gymn. Dr., Berlin.
Sanden D. v., Frl., Berlin.
Sander F., Schulrat, Bremen.
Saran Fr., Privatdozent Dr., Halle.
Sauer B., Univ.-Prof. Dr., Gießen.
Sauer L., Prof. a. Friedrich Wilhelm-Gymn., Stettin.
Saure W., Oberl. a. d. Realsch., Suhl.
Schaarschmidt U., Rektor d. Realgymn. Prof. Dr., Chemnitz.
Schädel, Prof. a. Gymn. Dr., Büdingen.
Schäfer M., Oberl. a. Doroth.-Realgymn. Dr., Berlin.
Schäffer K., Privatgelehrter, Zürich.
Schaller, Gymnasiallehrer Dr., Freiberg.
Schaper G., Oberl. a. König Wilhelm-Gymn., Magdeburg.
Schauenburg A., Prof. a. Gymn. Dr., Jever.
Scheel W., Oberl. a. Gymn. Dr., Steglitz.
Scheibe L., Gymn.-Dir. Prof., Elberfeld.
Scheich R., K. K. Gymn.-Prof., Wien.
Scheil G., Prof. a. Francisceum, Zerbst.
Scheindler A., k. k. Landesschulinspektor Dr., Wien.
Schellert M., Oberl. a. Progymn. Dr., Berent (W.-Pr.).
Scherping, stud. phil., Halle.
Schieck O., stud. phil., Halle.
Schiff A., o. Mitgl. d. K. Dtsch. Archäol. Instit., Athen.
Schirmeister H., Oberl. a. Gymn., Pyritz.
Schirmer K., Dir. d. Realgymn. Prof. Dr., Magdeburg.
Schlee Fr., Gymn.-Dir. Dr., Sorau.
Schlitt J., Oberl. a. Gymn., Weilburg a. L.
Schmersow M., Buchdruckereibes., Kirchhain.
Schmertosch v. Riesenthal, Oberl. Dr., Leipzig.
Schmidt A., Hofbibliothekar Dr., Darmstadt.
Schmidt A., Gymn.-Dir. Dr., Schleusingen.
Schmidt F., Oberl. a. Aug. Vikt.-Gymn., Dr., Posen.
Schmidt J., Oberl. a. Fürstensch. Dr., Grimma.
Schmidt L., Bibliothekar Dr., Dresden.
Schmidt P., Gymn.-Dir. Dr., Torgau.
Schmidt R., Privatdozent Dr., Halle.
Schmidt W., Prof. Dr., Breslau.
Schmidt-Monnard K., Kinderarzt Dr. med., Halle.
Schnabel W., Kandidat, Halle.
Schneider A., Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Schneider F., Gymn.-Dir., Friedeberg.
Schneider G. J., Gymn.-Dir., Frankfurt a. O.
Schneidewin M., Prof. a. Gymn. Dr., Hameln.
Schöber L., Dir. d. Realprogymn. Prof., Uelzen.
Schoenemann J., Oberl. a. Lessing-Gymn. Dr., Frankfurt a. M.
Schoeps R., Oberl. Dr., Schulpforta.
Scholten W. v., Oberl. a. d. städt. Oberrealsch. Dr., Halle.
Schotten H., Dir. d. städt. Oberrealsch. Dr., Halle.
Schrader W., Wirkl. Geh. Ober.-Reg.-Rat. a. D., D. Dr., Halle.
Schrader W., Univ.-Prof. Dr., Jena.
Schreiber Th., Museumsdir. u. Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Schröder O., Oberl. a. Gymn., Torgau.
Schröder O., Prof. Dr., Berlin.
Schröter E., Oberl. a. Oberrealsch., Weißenfels.
Schröter K., Oberl. a. Kloster U. L. Frauen, Magdeburg.
Schubert, Direktorialassistent Dr., Steglitz.
Schuhardt M., Oberl. a. Stadtgymn., Halle.
Schuhardt W., Prof. a. Realgymn., Halberstadt.
Schullerus A., ev. Pfarrer Dr., Gr.-Schenk (Siebenbürgen).
Schultze B., Dr., Halle.
Schultze G., Oberl. a. Gymn. Dr., Steglitz.
Schultz-Gora O., Univ.-Prof. Dr., Charlottenburg.

Schultz-Gora, Frau Prof., Charlottenburg.
Schulze A., Oberl. a. d. Realsch. Dr., Naumburg.
Schulze K., Prof. a. Gymn. Dr., Inowrazlaw.
Schwabe K., Oberl. a. Stadtgymn. Dr., Halle.
Schwartz P., Oberl. a. Gymn. Dr., Putbus.
Schwarz P., Prof. a. Gymn. Dr., Quedlinburg.
Schweikert E., Gymn.-Dir. Dr., München-Gladbach.
Seeck D. O., Univ.-Prof. Dr., Greifswald.
Seeliger K., Gymn.-Rekt. Prof. Dr., Zittau.
Seidel H., Oberl. a. Gymn. Dr., Sagan.
Seiler Fr., Gym.-Dir. Prof. Dr., Luckau.
Sellin E., Univ.-Prof. Dr., Wien.
Siebert A., Dr. phil., Steglitz.
Siebert E., Oberl. a. Realgymn. Dr., Dt. Wilmersdorf.
Siebs Th., Univ.-Prof. Dr., Breslau.
Siefert G., Oberl. Dr., Schulpforta.
Sievers E., Univ.-Prof. Geh. Hofrat Dr., Leipzig.
Solmsen F., Univ.-Prof. Dr., Bonn.
Sommer W., Schulvorsteher, Halle.
Sommerlad Th., Privatdozent Dr., Halle.
Sorgenfrey Th., Prof. a. Gymn. Dr., Neuhaldensleben.
Spangenberg E., Oberl. a. d. Klostersch. Dr., Roßleben.
Sparig E., Oberl. a. d. Latina Dr., Halle.
Spreer L., Gymn.-Dir., Merseburg.
Stade G., Oberl. a. d. Latina, Halle.
Stammler R., Geh. Justizrat Univ.-Prof. Dr. jur., Rektor Magnifikus, Halle.
Stange E., Oberl. a. Gymn. Dr., Erfurt.
Stapelfeld, Prof. a. d. Realsch., Crimmitschau.
Starke Th., Institutsvorsteher, Halle.
Staude G., Geh. Reg.-Rat Oberbürgermeister, Halle.
Steckner E., Kommerzienrat, Halle.
Stein L., Prof. a. Gymn. an Marzellen, Köln.
Steindorff G., Univ.-Prof, Dr., Leipzig.
Steinhoff F., Kandidat, Blankenburg a. H.
Steinmeyer R., Gymn.-Dir. Dr., Aschersleben.
Stengel P., Prof. a. Joachimst. Gymn. Dr., Berlin.
Stier E., Gymn.-Dir. Prof., Belgard i. P.
Stier H., Oberl. a. König Wilhelm-Gymn. Dr., Magdeburg.
Strauch Ph., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Streinz Fr., Gymn.-Prof. Dr., Wien.
Strien G., Dir. a. d. Oberrealsch. d. Franck. Stift. Prof. Dr., Halle.
Strube E., Oberl. a. Francisceum, Zerbst.
Stürenburg H., Rekt. d. Kreuzsch. Prof. Dr., Dresden.
Suchier E., Oberl. a. Gymn. Dr., Höchst a. M.
Suck W., Kandidat Dr., Quedlinburg.
Szanto E., Univ.-Prof. Dr., Wien.

Teitge H., stud. phil., Halle.
Teusch Th., Oberl. a. Gymn. Dr., Wilhelmshaven.
Thalheim, Prov.-Schulrat Dr., Breslau.
Thamm E., Verlagsbuchhändler, Halle.
Thiele R., Gymn.-Dir. Dr., Erfurt.
Thiele R., Prof. a. Friedr. Wilhelm-Realgymn., Stettin.
Thomas E., Major a. D., Halle.
Thon W., Oberl. a. d. Realsch. Dr., Bitterfeld.
Thormeyer W., Dr., Braunschweig.
Thormeyer, stud. math., Braunschweig.
Thumser K., Germanist, Wien.
Thumser V., Gymn.-Dir. Dr., Wien,
Tietz R., stud. phil., Halle.
Tittel K., Oberl. a. Nikolai-Gymn. Dr., Leipzig.
Tolle K., stud. phil., Halle.
Trommsdorff P., Hilfsbibliothekar Dr., Charlottenburg.
Trosien E., Ober- u. Geh. Reg.-Rat, Magdebuıg.
Türk G., Bibliothekar Dr., Breslau.
Tüselmann O., Realsch.-Dir., Havelberg.

Uhl W., Univ.-Prof. Dr., Königsberg.
Uhlig G., Univ.-Prof. Dr. Geh. Rat, Heidelberg.

Urban K., Gymn.-Dir. Propst Dr., Magdeburg.
Urtel H., Oberl. a. d. Höh. Staatssch. Dr., Hamburg-Cuxhaven.

Venediger E., Realsch.-Dir. Dr., Erfurt.
Venzke P., Prof. a. Gymn., Stargard i. P.
Viereck P., Oberl. a. Friedr. Wilhelm-Gymn. Dr., Berlin.
Vieze H., Oberl. a. d. 8. Realsch., Berlin.
Vilter E., Oberl. a. Realgymn. Dr., Magdeburg.
Voelker P., Realschulleiter Dr., Suhl.
Vogel, Geh. Rat D. Dr., Dresden.
Voigt Th., Oberl a. Progymn. Dr., Eschwege.
Volkmann W., Prof. a. Maria Magdal.-Gymn. Dr., Breslau.
Vollbrecht W., Prof. a. Gymn. Dr., Altona.
Vollert E., Verlagsbuchhändler, Berlin.
Vollmer F., Univ.-Prof. Dr., München.
Voretzsch C., Univ.-Prof. Dr., Tübingen.
Voßler C., Univ.-Prof. Dr., Heidelberg.
Votsch W., Prof. a. d. Oberrealsch. Dr., Magdeburg.

Wächtler U., Kandidat, Schleusingen.
Wagenführ R., Prof. a. Gymn. Dr., Blankenburg a. H.
Wagner A., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Wagner A., Oberl. a. d. Latina Dr., Halle.
Wagner R., Oberl. a. d. Kreuzsch. Dr., Dresden.
Wagner, Oberl. a. Realgymn. Dr., Annaberg.
Wahle H., Realsch.-Dir. Dr., Delitzsch.
Walckling R., Oberl. a. d. Oberrealsch., Halle.
Walter E., Prof. a. Marienstiftsgymn. Dr., Stettin.
Wangerin A., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Wartenberg G., Oberl. a. Lessing-Gymn. Dr., Berlin-Karlshorst.
Waser O., Privatdozent Dr., Zürich.
Weber C., Oberl. a. d. Oberrealsch. Dr., Halle.
Weber L., Oberl. a. Gymn. Dr., Düsseldorf.
Weber L., Prof. a. Louisen-Gymn. Dr., Berlin.
Weber W., Oberl. a. Gymn., Friedenau.
Weber, Dr. phil., Roßbach.
Wegehaupt W., Gymn.-Dir. Prof., Hamburg.
Wehrmann P., Gymn.-Dir. Dr., Pyritz.
Weichardt J., Oberl. a. Matth. Claudius-Gymn., Wandsbeck.
Weidling Fr., Oberl. a. Gymn. Dr., Gera.
Weiland J., Oberl. a. d. Realsch., Oschersleben.
Weise H., Prof. a. Marienstiftsgymn. Dr., Stettin.
Weiske K., Oberl. a. d. Latina, Halle.
Weißenfels O., Prof. a. Franz. Gymn. Dr., Gr. Lichterfelde.
Weißler O., stud. phil., Halle.
Wellmann E., Dir. d. Königst.-Gymn. Prof. Dr., Berlin.
Wenger L., Univ.-Prof. Dr., Graz.
Weniger L., Geh. Hofrat Gymn.-Dir. Prof. Dr., Weimar.
Wenzel, Rektor a. Rimbach (Odenw.).
Wernecke C., Oberl. a. Realgymn., Dessau.
Wessely R., Oberl. a. Sophien-Gymn. Dr., Berlin.
Weßner P., Oberl. a. Gymn. Dr., Bremerhaven.
Wiese B., Prof. a. Oberrealsch. u. Univ. Dr., Halle.
Wilcken U., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Wild, Prof. a. d. Kantonschule, St. Gallen.
Wilisch, Prof. a. Gymn. Dr., Zittau.
Willing K., Oberl. a. Gymn. Dr., Liegnitz.
Willner H., Oberl. a. Progymn. Dr., Stolberg a. Rh.
Windel R., Prof. a. d. Latina, Halle.
Winneberger O., Dir. a. d. Adlerflychtsch. Dr., Frankfurt a. M.
v. Winterfeld P., Privatdozent Dr., Schöneberg-Berlin.
Wissowa G., Univ.-Prof. Dr., Halle.
Witkowski G., Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Wohlfahrt B., Oberl. a. Progymn., Gandersheim.

Wotke K., k. k. Gymn.-Prof. Dr., Wien.
Wülker L., Dr., Leipzig.
Wülker R., Geh. Hofrat Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Wünsch R., Univ.-Prof. Dr., Gießen.
Würfel W., Oberl. a. d. Realsch. Dr., Suhl.
Wunderlich H., Prof. Dr., Berlin.
Wust J., cand. phil., Halle.
Wutk B., Prof., Berlin.

Zacher E., Oberl. a. Gymn., Gnesen.
Zacher K., Univ.-Prof. Dr., Breslau.
Zahn R., Direktorialassistent Dr., Berlin.
Zander W., Prof. a. d. Fürstensch., Grimma.
Zarncke E., Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Zelle F., Dir. d. 10. Realsch. Prof. Dr., Berlin.
Ziebarth E., Oberl. a. Wilh.-Gymn. Dr., Hamburg.
Ziegel W., Prof. a. Gymn. Dr., Stargard i. P.
Ziemer H., Prof. a. Gymn. Dr., Kolberg.
Zimmermann Fr., cand. phil., Halle.
Zippel L., Gymn.-Dir. Prof. Dr., Greiz i. V.
Zobel L., Oberl. a. Gymn., Wiesbaden.
Zucker F., Kandidat, Nürnberg.

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

